DER SPIEGEL

Nr. 18 / 30.4.2021
Deutschland € 5,80

4 190700 705803 18

REICHTUM
Kehrt die Vermögensteuer zurück?

INDIEN
Die Hölle von Delhi

CORONA
Der Impfstoff für Kinder kommt

GOODBYE LOCKDOWN

Wie frei sollen Geimpfte sein?

BeNeLux € 6,80 Dänemark dkr 64,95 Finnland € 8,70 Frankreich € 7,10 Griechenland € 7,30 Italien € 7,60 Norwegen NOK 92,– Österreich € 6,50 Portugal (cont) € 6,90 Schweiz sfr 8,50 Slowakei € 7,10 Slowenien € 6,90 Spanien € 7,10 Spanien/Kanaren € 7,30 Tschechien Kc 210,– Ungarn Ft 2990,– Printed in Germany

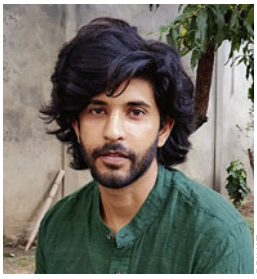
www.bauhaus.info
BAUHAUS®
Wenn's gut werden muss.
Zuhause fühlen
wie noch nie!
Folgen Sie uns auf:
www.richtiggut.de

DER SPIEGEL
Das deutsche Nachrichten-Magazin

Hausmitteilung
Betr.: Indien, Schottland, Sophie Scholl

DER SPIEGEL

Höflinger


PRIVAT

Bhat

Binnen einer Woche haben sich in Indien rund 2,4 Millionen Menschen mit dem Coronavirus angesteckt, mehr als 18 000 sind nach offiziellen Angaben daran gestorben. Die tatsächliche Zahl der Opfer dürfte um ein Vielfaches höher liegen. In vielen Teilen des Landes mangelt es an Sauerstoff, Medikamenten und freien Betten. Delhi wurde von der zweiten Welle besonders hart getroffen. SPIEGEL-Mitarbeiter Adnan Bhat, der Krematorien und Krankenhäuser besuchte, erlebte Erkrankte, die auf dem Bürgersteig saßen und um Luft rangen. Indien-Korrespondentin Laura Höflinger beobachtet eine Regierung, die Kritik unterdrückt und keine Fehler zugeben will: »Es war auch Premier Narendra Modis Hochmut, der Indien zum Verhängnis wurde. Anstatt die Katastrophe zu bekämpfen, hat die Regierung viel dafür getan, alles zu verschlimmern.« **Seite 76**

Emily Macinnes / DER SPIEGEL

Schindler, Jeal

Als Großbritannien-Korrespondent Jörg Schindler Mitte April nach Schottland reiste, um über die dortige Wahl und die mögliche Abspaltung von Großbritannien zu berichten, stieß er auf Abtrünnige, wie es sie hier zuhauf gibt. Besonders fiel ihm Peter Jeal aus Dalbeattie auf. Der Mann hat die Motorhaube seines Autos mit dem schottischen Andreaskreuz übermalt und im Garten die Landesflagge gehisst. Einen noch glühenderen Befürworter der Unabhängigkeit dürfte man in der Grenzregion kaum finden. Das Interessanteste an Jeal: Er ist gebürtiger Engländer. Als einer der »English Scots for Yes« kann er es gar nicht erwarten, seinem Geburtsland den Rücken zu kehren. Zu glauben, abwanderungswillige Schotten seien vor allem Anti-Engländer, sei daher zu simpel, sagt Schindler, der selbst in Schottland studiert hat. »Gefühle sind derzeit wichtiger als Fakten – das erinnert ein wenig an den Brexit.« **Seite 79**

Christina Koerte

Beyer

Wie den meisten Deutschen ist die NS-Widerständlerin Sophie Scholl als historische Figur auch SPIEGEL-Autorin Susanne Beyer immer wieder begegnet: an der Schule, bei Gedenktagen für die Widerstandsgruppe »Die Weiße Rose«, bei den vielen Institutionen und Straßennamen, die den Geschwistern Scholl – Sophie und ihrem Bruder Hans – gewidmet sind. Von 2009 bis 2014 saß Beyer in der Jury des Geschwister-Scholl-Preises, der einmal im Jahr von der Stadt München und dem Börsenverein des Deutschen Buchhandels vergeben wird. Die Jury bewegte die Frage, was das Gedenken an den Widerstand für die Gegenwart bedeuten kann. Der 100. Geburtstag Sophie Scholls, der in einigen Tagen ansteht, fällt in eine Zeit, in der heftig über zeitgemäße Sichtweisen auf die NS-Jahre diskutiert wird. Es gibt Stimmen, die fordern, Deutsche mit Vorfahren in der NS-Zeit sollten als »Menschen mit Nazihintergrund« bezeichnet werden. Beyer sagt: »Diese neuen Debatten wirken sich auch auf die Erinnerung an Sophie Scholl aus.« **Seite 104**

Finn Comfort®
GERMANY

DER SCHUH ZUM
WOHLFÜHLEN

MODELL
PICCADILLY

- AUSGEZEICHNETE PASSFORM
- SUPERBEQUEM-FUSSBETT
- OPTIMALE AUFTRITTSDÄMPFUNG
- GEEIGNET FÜR INDIVIDUELLE EINLAGEN

FinnComfort Postfach
97433 Haßfurt/Main

Katalog/Händler:
www.finncomfort.de

Inhalt

75. Jahrgang | Heft 18 | 30. April 2021

Titel

Leitartikel Die Politik schürt den Impfneid im Land **6**

Corona Lockerungen für vollständig Geimpfte, Lockdown für die anderen – wäre das gerecht? **16**

Mit einem digitalen Zertifikat könnten Menschen nach einer Impfung reisen ... **22**

Pharma Der Biontech-Impfstoff für Kinder kommt viel früher als erwartet **24**

Deutschland

Stromversorger rechnen Ökostromanteil schön / Bundespolizei will aufrüsten / Lebenserwartung in Ost- und Westdeutschland gleicht sich an / Die Gegendarstellung / So gesehen: Geht los jetzt **10**

Parteien Nach dem Machtkampf um die Kanzlerkandidatur fordert die Unions-Basis mehr Mitsprache **26**

Essay Warum Markus Söder und Robert Habeck keine guten Verlierer sind – und das schlecht für die Demokratie ist **30**

Extreme Rechte AfD-Bundestagsabgeordnete werben bei Coronaleugnern für sich und ihre Ideen **32**

Entwicklungshilfe Gefährdet der Abzug der Bundeswehr zivile Helfer in Afghanistan? **34**

Linke Die Parteivorsitzende Susanne Hennig-Wellsow spricht beim SPIEGEL-Spaziergang über die Lust am Regieren, ihre Eltern in der DDR und Wladimir Putin **36**

Europa Die EU leistet sich in der Außenpolitik eine Peinlichkeit nach der anderen **40**

Maskot / Getty Images

Zurück ins Leben

Immer mehr Menschen sind gegen Corona geimpft und kaum noch ansteckend. Sollen sie jetzt wieder frei reisen, ausgehen, Sport treiben dürfen – oder wäre das ungerecht gegenüber allen anderen, die noch im Lockdown feststecken? **Seiten 16, 22**

Romrodphoto / Shutterstock

Kleiner Piks

Bereits vor den Sommerferien könnten die ersten Kinder über zwölf Jahre mit der Biontech-Vakzine geimpft werden, im Herbst dann auch jüngere. Ist ein Ende des Homeschoolings damit in Sicht? **Seite 24**

Umwelt Warum darf ein hessischer Großkonzern gigantische Abwassermengen in den Boden leiten? **43**

Immobilien Der Bund will seine Gebäude klimafreundlicher machen – und erreicht das Gegenteil **44**

Zeitgeschichte Die Spione des BND scheiterten über Jahrzehnte an ihrer eigentlichen Aufgabe: zu spionieren **46**

Kriminalität Ein Pfandleiher in Hamburg soll für die Unterwelt Millionen Euro gewaschen haben **48**

Reporter

Familienalbum / Brauchen wir einen Kaiser? **50**

Eine Meldung und ihre Geschichte Wie Heino mit dem Wort »deutsch« für Ärger sorgt ... **51**

Prozesse Eine junge Britin fühlt sich im falschen Körper und wird zum Mann, später bereut sie diese Entscheidung **52**

Kolumne Leitkultur **57**

Wirtschaft

»Voltswagen«-Posse alarmiert Börsenaufsicht / Bundestag ermittelt weiter wegen Wirecard **58**

Finanzen Die Vermögensteuer ist wieder populär – aber unsinnig **60**

Konzerne Ein SAP-Produkt soll Unternehmer in den Ruin getrieben haben ... **63**

Internet Dürfen europäische Konzerne noch mit US-Datenfirmen zusammenarbeiten? **64**

Volkswagen Die neue Betriebsratschefin Daniela Cavallo erobert eine Männerdomäne **66**

Unternehmer Schokoladenpatriarch Alfred Theodor Ritter im SPIEGEL-Gespräch über das schwierige Überleben in der Nische **68**

Medien

Öffentlich-Rechtliche Die neue Programmdirektorin und Schäuble-Tochter Christine Strobl soll die ARD retten ... **71**

Ausland

Frankreichs Rechtsruck / Zensur in Russland **74**

Indien Wie das Land durch Leichtsinn und Regierungsversagen in die Coronakatastrophe stolperte **76**

Großbritannien Vor der Parlamentswahl in Schottland gewinnt die Unabhängigkeitsbewegung an Fahrt **79**

Migration Interne Chats zeigen, wie die EU-Grenzschutzagentur Frontex mit der libyschen Küstenwache kooperiert ... **82**

Mosambik Reportage aus dem Norden des Landes, wo bewaffnete Aufständische Angst und Schrecken verbreiten ... **84**

USA Firmen überziehen den rechten Sender Fox News mit Milliardenklagen **88**

Wissen

Wie Kollegen die Essgewohnheiten beeinflussen / Corona als Risiko für Schwangere / Analyse: Warum grüne Gentechnik eine Chance verdient hat ... **92**

Corona Deutschland könnte schneller impfen, wenn die Vorschriften es zuließen – stattdessen landet Impfstoff im Müll **94**

Umwelt Ein umgebauter Airbus fliegt künftig für die Klimaforschung **97**

Michael Kappeler / dpa

Tief Armin

Die Umfragewerte im Keller, die Basis frustriert, die Partei im Taumeln – um Vertrauen zu gewinnen, tourt der Unions-Kanzlerkandidat Armin Laschet digital durchs Land. Und verbündet sich mit seinem einstigen Rivalen Friedrich Merz. **Seite 26**

Comeback der Reichenabgabe

Grüne, Linke und SPD wollen nach der Bundestagswahl die Vermögensteuer wieder einführen. Unter Ökonomen findet sie indes kaum Fürsprecher. Sie gilt als wenig ergiebig und zu bürokratisch. Gibt es Alternativen? **Seite 60**

Imago Images

Mensch statt Mythos

Sophie Scholl ist zum Inbegriff des politischen Widerstands geworden – sogar für Coronaleugner. Ihr 100. Geburtstag ist Anlass für einen realistischeren Blick auf eine besondere Frau, die mehr war als eine Heldin in dunklen Zeiten. **Seite 104**

Pädagogik Ist das Draußenlernen eine Alternative zu Homeschooling und Hybridunterricht? **98**

Botanik Naturschützer wollen beliebte Gartenpflanzen wie Rhododendron und Kirschlorbeer verbannen **100**

Kultur

Ein Psychothriller über eine Mutter, die ihr Kind hasst / Neue Musik von der grandiosen Band Dinosaur Jr **102**

Heldinnen Warum die Idealisierung von Sophie Scholl an einem aufgeklärten Gedenken hindert **104**

Skandale #allesdichtmachen bringt die harmoniesüchtige deutsche Fernsehbranche an ihre Grenzen **108**

Digitaler Wandel Kryptosammler, Onlinegalerien, Werke, die nur Datensätze sind – die Kunstbranche erfindet sich neu **110**

Schauspiel Mitarbeiter werfen Gorki-Theater-Intendantin Shermin Langhoff Machtmissbrauch vor **113**

Popkritik Rapper Danger Dan wird zum Liedermacher ... **116**

Sport

Die Jagd der National Football League nach Talenten / Verhindert Sport einen schweren Coronaverlauf? **117**

Prominenz Wie Hans-Wilhelm Müller-Wohlfahrt den Computer zum besten Sportarzt machen will **118**

Vereine Das illegale Sponsoring der gesetzlichen Krankenkassen **122**

Bestseller **112**
SPIEGEL-TV-Programm **115**
Impressum, Leserservice ... **124**
Nachrufe **125**
Personalien **126**
Briefe **128**
Hohlspiegel / Rückspiegel ... **130**

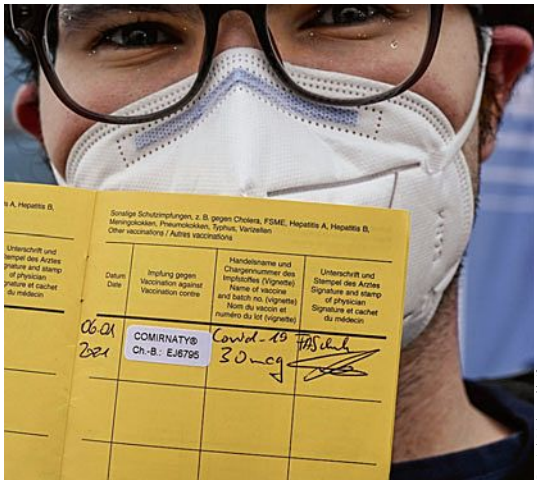
Titelfotos [M]: Getty Images (7)

DER SPIEGEL
Das deutsche Nachrichten-Magazin

Typisch deutsch

Leitartikel Viele Mitbürger neiden Geimpften die Freiheitsrechte. Und die Politik traut sich mal wieder keine klare Entscheidung zu. Beschämend.

Man kann die jüngsten Entwicklungen der Coronapolitik positiv sehen: Der deutsche Staat ist doch nicht so regelfixiert wie gedacht. Beim Impfen macht sich eine neue Flexibilität breit, die strenge Priorisierung wird langsam gelockert. Die schlechte Nachricht: Die Lockerheit gilt auch für den Schutz der Grundrechte. Die Politik will viele Einschränkungen durch die Coronamaßnahmen vorerst selbst für vollständig geimpfte Bürgerinnen und Bürger beibehalten. Dabei geht es hier um Rechte, die nicht verhandelbar sein sollten: Menschen, von denen kaum Ansteckungsgefahr ausgeht, darf der Staat nicht zu Hause einsperren oder von ebenfalls geimpften Freunden fernhalten. Sie dürfen nicht in der Ausübung ihrer Freizügigkeit und Berufsfreiheit eingeschränkt bleiben oder in der freien Entfaltung ihrer Persönlichkeit, und sei es nur beim Zumbakurs im Fitnessstudio.



Daniel Biskup / laif

Der Anspruch der Geimpften auf Rückgabe ihrer Freiheiten gilt nicht erst ab dem Zeitpunkt, an dem Herdenimmunität erreicht ist. Er muss so schnell erfüllt werden, wie es im Musterland der Bürokratie möglich ist. Braucht man für diese Erkenntnis wirklich Urteile von Verwaltungsgerichten oder eine bestandene Prüfung in Staatsrecht? Offenbar schon.

Die jüngste »MPK der Hoffnung« (Markus Söder) im Kanzleramt endete ohne Beschluss, also ohne Hoffnung auf rasche Lockerungen. Angela Merkel und viele Länderregierungschefs fürchten eine »Problematik von hoher gesellschaftspolitischer Sprengkraft« (Stephan Weil) zwischen Geimpften und Nichtgeimpften, kurz: den Impfneid. Die Sorge ist begründet. 40 Prozent der noch ungeimpften Teilnehmer einer Forsa-Umfrage gestanden, dass sie den Geimpften ihre Immunität nicht wirklich gönnen. Fast 60 Prozent aller Befragten sind gegen eine sofortige Rückkehr dieser Gruppe zur Freiheit. Junge-Union-Chef Tilman Kuban sprach das Gefühl aus: Es könne nicht sein, »dass im Sommer die Rentner am Strand liegen, aber die junge Generation weiter zu Hause sitzt«.

Die Pandemie war von Anfang an auch ein Charaktertest für die Gesellschaft. Kurz vor dem Ziel drohen die Deutschen krachend durchzufallen. Für die Impfpriorisierung hat der kleine Vorrat an Solidarität gerade so gereicht: Die Alten, Kranken und beruflich besonders Gefährdeten sollten zuerst vor dem Virus geschützt werden. Den zweiten Schritt, der sich aus der Priorisierung fast zwingend ergibt, wollen viele nun nicht mehr mitgehen. Klar, die Schwachen sollen nicht auf der Intensivstation landen, schneller im Biergarten aber bitte auch nicht. Überspitzt gesagt, lautet die Botschaft an die Geimpften: Wir lassen euch überleben. Nur, jetzt übertreibt es mal nicht mit dem Spaß. Zumindest nicht, solange wir anderen so traurig zu Hause sitzen.

Hauptsache, alle sind gleich, vor allem im Elend. Das fühlt sich leider sehr deutsch an.

Bei allem Verständnis für Studierende, die seit einem Jahr nicht feiern dürfen – hat sich der Lungenkranke, die Intensivmedizinerin oder der hochbetagte Heimbewohner ein Abendessen mit Freunden oder einen Besuch im Theater nicht verdient? Schließlich lässt sich die Mitgliedschaft in Priorisierungsgruppe 1 nicht mit Geld erkaufen. Sie ist Folge einer sehr realen Lebensgefahr.

Einen Großteil der Verantwortung für die neue Neiddebatte trägt die Politik: Zum zweiten Mal bekommen die Deutschen die Quittung für die verstolperte Impfstoffbeschaffung und den lahmen Impfstart. Erst werden zu wenige Menschen zu langsam immunisiert – jetzt wird diese kleine Gruppe auch noch gegen die frustriert wartende Mehrheit ausgespielt, wenn von Geimpften Solidarität eingefordert wird und man sie ermahnt, an den gesellschaftlichen Frieden zu denken. Ist doch nur für ein paar Wochen oder Monate. Als ob es ein Naturgesetz wäre, dass erst von Juni an große Mengen Impfstoff bereitstehen oder dass Betriebsärzte noch nicht impfen dürfen.

Die Kanzlerin und die Länderchefs verschleppen den Konflikt – und erzeugen so einen weiteren Kollateralschaden: Sofortige Freiheiten für Geimpfte könnten nicht nur eine echte Hilfe für das gebeutelte Gastgewerbe sein, sondern zugleich ein echter Anreiz für Impfskeptiker. Kein Wunder, dass die AfD-Fraktionschefs Alice Weidel und Alexander Gauland gegen Lockerungen allein für Geimpfte sind. Sie ahnen, dass die »Querdenker«-Bewegung, bei der sich ihre Partei seit Monaten einschmusen will, an Boden verlieren könnte.

Gauland wurde übrigens schon geimpft. Man darf gespannt sein, ob er künftig aus gelebter Solidarität in seiner Potsdamer Wohnung ausharrt, bis alle Deutschen ein Impfangebot haben. Oder ob man ihn demnächst auf dem Weg in den Südtirolurlaub sieht. Melanie Amann

SPIEGEL+

Digital jetzt noch mehr Inhalte für Sie

S+
Zugriff auf alle SPIEGEL+-Inhalte auf SPIEGEL.de und in der App

Die digitale Ausgabe des SPIEGEL immer freitags ab 13 Uhr

PDF
DER SPIEGEL und weitere SPIEGEL-Titel als PDF zum Download

Archiv mit allen digitalen Ausgaben des SPIEGEL und weiteren Titeln

Starten Sie jetzt Ihren kostenlosen Probemonat!

abo.spiegel.de/plus

Jetzt 1 Monat gratis

chromebook

Wechsel zu Chromebook.

Startet in 6 Sekunden[1]

12 Stunden Akkulaufzeit[2]

Sichert Dateien automatisch[3]

Integrierter Virenschutz

Chromebooks sind gemacht für das Leben von heute. Sie starten in Sekunden und haben einen Akku, der den ganzen Tag hält. Und das Betriebssystem Chrome OS sorgt mit automatischen Updates im Hintergrund dafür, dass das auch so bleibt. Dank Sicherheitsfunktionen, wie dem integrierten Virenschutz, Zugriff auf Apps aus dem Google Play Store und Family Link können Chromebooks mit der ganzen Familie genutzt werden.

Also, worauf wartest du? google.de/chromebook

[1] Die Startgeschwindigkeit kann je nach Gerät variieren. Gemäß Tests auf verschiedenen Geräten aus dem Chromebook-Portfolio ist 6 Sek. die durchschnittliche Startgeschwindigkeit.
[2] Die Akkulaufzeit kann je nach Gerät und abhängig von der Verwendung und anderen Bedingungen variieren. Je nach Gerätemodell können eine Reihe von Faktoren die tatsächliche Akkulaufzeit an einem bestimmten Tag beeinflussen, darunter Temperatur, Nutzungsverhalten (Art der genutzten Apps, Video, WLAN, Bluetooth, Spiele) sowie Alter und Zustand des Akkus.
[3] Die automatische Sicherung von Dateien in der Cloud und automatische Updates erfordern eine Internetverbindung.

Deutschland

Theo Heimann / action press

Großstadt ist die neue Wildnis Am vergangenen Montag war in der Hauptstadt zu beobachten, wie sich ein – eigentlich eher nachtaktiver – Fuchs mitten am Tag auf der Straße des 17. Juni eine Mahlzeit sicherte: ein überfahrenes Kaninchen. Längst sind Metropolen ein komfortabler Lebensraum für viele Wildtiere: viel Grün, keine Unkrautvernichtungsmittel, keine Jäger – stattdessen Autofahrer, die wertvolle Beute einfach liegen lassen.

Greenwashing per Gesetz

Ökostrom Stromerzeuger bieten davon oft sehr viel weniger an, als sie Verbraucher glauben machen.

● Deutschlands Stromversorger liefern ihren Kundinnen und Kunden erheblich weniger Ökostrom, als sie offiziell ausweisen. Das geht aus einem Gutachten des Hamburg Instituts im Auftrag des Ökostromanbieters Lichtblick hervor. Der Energiekonzern E.on weist auf Unternehmensebene einen Ökostromanteil von 56 Prozent aus, obwohl erneuerbare Energien nur 7 Prozent seines Strommixes ausmachen. Der Versorger EnBW steigert seinen Ökostromanteil auf dem Papier von 13 auf 65 Prozent, das Unternehmen Vattenfall von 15 auf 66 Prozent. Ursache dieses groß angelegten Greenwashings ist die gesetzliche Stromkennzeichnung. Danach weisen Versorger nicht den realen Anteil erneuerbarer Energien an ihrem Strommix aus, sondern dürfen dazurechnen, was ihren Kunden an EEG-Umlage auf die Stromrechnung aufgeschlagen wird. Über diese Umlage wird der Bau neuer Solaranlagen, Windräder und Biogasanlagen mitfinanziert. Als es in Deutschland noch wenige solcher Anlagen gab, sollte die Stromkennzeichnung Verbraucherinnen und Verbrauchern vor Augen führen, wie sie die Energiewende mitfinanzieren. Heute verzerrt sie den Wettbewerb: Versorger, deren Strom größtenteils aus Kohlekraftwerken stammt, wirken auf dem Papier fast so klimafreundlich wie echte Ökostromanbieter. Die Regierung will das veraltete Gesetz nun reformieren. Ein entsprechender Entwurf soll im Mai durch den Bundestag. Offenbar soll die alte, irreführende Regelung aber nur zum Teil abgeschafft werden. Unternehmen müssen demnach zwar insgesamt ihren realen Strommix ausweisen – nicht aber bei einzelnen Stromtarifen. SSU

Thüringen

Knauseriger Kemmerich?

● Anders als angekündigt hat Thüringens Ex-Ministerpräsident Thomas Kemmerich (FDP) möglicherweise weniger als die Hälfte seines Mehrverdienstes als Regierungschef gespendet. Kemmerich war vom 5. Februar bis 4. März 2020 Regierungschef in Erfurt, nachdem er von CDU- wie AfD-Abgeordneten gewählt worden war. Nach heftigen Protesten musste er zurücktreten. Auf öffentlichen Druck hin kündigte der FDP-Politiker an, seinen Mehrverdienst zu spenden. In einer Pressemitteilung vom Juli 2020 hieß es, er zahle 16 000 Euro an Vereine und Projekte. Jüngste Berechnungen aber haben nun ergeben, dass Kemmerich 2020 als Ministerpräsident mindestens 38 321,85 Euro mehr verdient hat, als wenn er nicht Ministerpräsident gewesen wäre. Auf die Differenz angesprochen, verwies ein Sprecher Kemmerichs auf die gespendete Summe und teilte mit, der Politiker habe sein »soziales Engagement selbstverständlich fortgeführt«. Ob es noch wie angekündigt eine Schlussabrechnung geben solle, beantwortete der Sprecher nicht, man möchte »nichts weiter hinzufügen«. STW, TIL

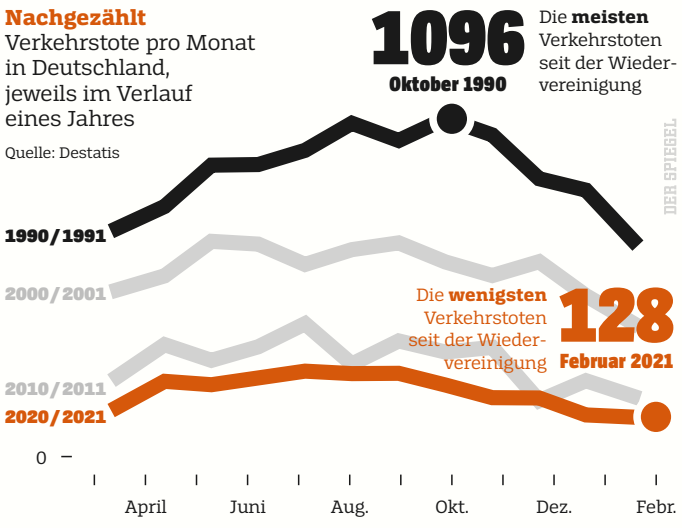
Parlamente

Vorträge nur noch gratis

● Abgeordnete des Bayerischen Landtags sollen künftig keine Honorare mehr für externe Vorträge einstreichen dürfen, falls diese mit dem Mandat zu tun haben. An einer entsprechenden Änderung der »Verhaltensregeln für die Mitglieder des Bayerischen Landtags« arbeitet derzeit eine Arbeitsgruppe der CSU-Fraktion. Das Vorhaben soll bald in den Fraktionsvorstand gehen und mit dem Koalitionspartner, den Freien Wählern, abgestimmt werden. Bislang müssen Volksvertreter solche Vorträge lediglich der Landtagspräsidentin anzeigen, und zwar nur bei Erreichen des maßgeblichen Schwellenwerts, derzeit 1000 Euro pro Monat oder 10 000 Euro pro Jahr. Dann werden sie nach einem Stufensystem bei den Nebeneinkünften auf der Website des Landtags veröffentlicht. Das Landtagsamt führt keine Statistik über den Umfang von bezahlten Vorträgen. Verschärfte Regeln sind hierzu auch im Bund geplant, in den Länderparlamenten sind die Vorgaben uneinheitlich. FRI

Nachgezählt
Verkehrstote pro Monat in Deutschland, jeweils im Verlauf eines Jahres

Quelle: Destatis



Alexander Neubacher **Die Gegendarstellung**

Toxische Linke

Das Wahlkreisbüro des Berliner CDU-Politikers Jan-Marco Luczak wurde kürzlich wieder Ziel von Vandalen. Fenster zerdeppert, Farbe verspritzt, Fassade beschmiert. Für Luczak Routine. Es ist bereits der vierte Anschlag in der laufenden Legislaturperiode. Dreimal traf es sein Büro, einmal das Haus, in dem er mit seiner Familie lebt.

Zur Hassfigur wurde Luczak, weil er den Mietendeckel ablehnt, bis vor Kurzem das Lieblingsprojekt von Rot-Rot-Grün in Berlin. Als rechtspolitischer Sprecher der Unionsfraktion im Bundestag koordinierte er die Normenkontrollklage beim Bundesverfassungsgericht. Bekanntlich mit Erfolg, Karlsruhe hat den Mietendeckel gestoppt. Doch Berlins selbst ernannte Mieteraktivisten geben keine Ruhe. Pöbeleien und Hassattacken haben eher zu- als abgenommen. Man kann sich nur wundern, wie viele Linke, die sonst bei jedem vergessenen Genderstern ein toxisches Klima beklagen, Beleidigungen wie »Mieterfeind« und »Kapitalistenschwein« für akzeptabel halten. Vergangenen Montag kam das Bundeskriminalamt, um Luczak auf eine Bedrohungslage hinzuweisen.

Nun passiert es häufiger, dass Politiker zur Zielscheibe gewaltbereiter Wirrköpfe werden. Dem SPD-Gesundheitsexperten Karl Lauterbach wurde kürzlich das Auto mit Farbe übergossen. Das sorgte parteiübergreifend für Empörung und Mitleid mit dem Betroffenen.

Es gibt eine rote Linie, die Politiker auch im Wahlkampf nicht überschreiten dürfen.

Im Fall Luczak aber hält sich die Unterstützung in überschaubaren Grenzen. Siehe Kevin Kühnert. Der Jungstar und Vizechef der SPD ist nicht nur Luczaks Konkurrent um den Wahlkreis Tempelhof-Schöneberg bei der Bundestagswahl, sondern auch ein glühender Fan des Mietendeckels. An Halloween Ende Oktober vergangenen Jahres marschierte er mit Parteifreunden vor Luczaks Wahlkreisbüro auf. Das Motto der Demo lautete »Die Luczak-Horror-Show«. Man werde »dem feisten CDU-Kürbis Saures geben«, hieß es in der Ankündigung. Es gibt ein Foto der Veranstaltung: Im Vordergrund posiert Kühnert mit seinem Plakat, darauf ein Bild Luczaks, einem grinsenden Hai und die Überschrift »Beste Freunde«. Im Hintergrund sieht man das Büro seines CDU-Gegners mit den kaum drei Wochen alten Spuren einer Farbbeutelattacke.

Ich bin der Ansicht, dass scharfe Auseinandersetzungen zur Demokratie gehören. Politik ist nichts für Feingeiger. Es gibt aber eine rote Linie zwischen politischem Kampf und persönlicher Attacke, die Politiker auch im Wahlkampf nicht überschreiten dürfen. Dass AfD-Vertreter die Anstandsregeln regelmäßig verletzen, sollte einen Sozialdemokraten wie Kühnert nicht verleiten, beim Niveau gleichzuziehen.

Die Grünenpolitikerin Renate Künast, die ebenfalls gegen Luczak als Direktkandidatin in Tempelhof-Schöneberg antritt, hat sich nach dem jüngsten Anschlag mit ihrem CDU-Kollegen solidarisiert. Ihre Followerinnen und Follower bei Twitter ermahnte sie: »Lasst das«.

Von Kevin Kühnert hingegen hat Luczak bis heute nichts Vergleichbares gehört.

An dieser Stelle schreiben Markus Feldenkirchen und Alexander Neubacher im Wechsel.

Islamfeindlichkeit

»Erwiesen extremistisch«

● Das Bundesamt für Verfassungsschutz hat das islamfeindliche Blog »PI-News« unter Beobachtung gestellt. Die Behörde stuft die Seite als »erwiesen extremistisch« ein. Seit Jahren verbreitet das 2004 unter dem Namen »Politically Incorrect« gestartete Blog Hetze gegen Muslime und Geflüchtete. Artikel auf der Seite sortieren die Macher unter Kategorien wie »Migrantengewalt« ein. Auftritte bei Pegida-Demos werden auf »PI-News« per Video verbreitet, auch zur »Identitären Bewegung« gibt es Verbindungen. Zuletzt rief das Blog zu »Widerstand in Zeiten der Corona-Diktatur auf«. Lange standen nur Einzelne aus dem Dunstkreis des Blogs im Visier der Behörden. So beobachtet der bayerische Verfassungsschutz einen der aktivsten Autoren der Seite, Michael Stürzenberger. Er fordert »Umerziehungslager« für Muslime. WOW

Menschen mit Behinderungen

Hilflos im Krankenhaus

● Die Beauftragten von Bund und Ländern für die Belange von Menschen mit Behinderungen fordern Bundestag und Bundesregierung auf, endlich die Kostenübernahme für die Begleitung bei stationären Krankenhausaufenthalten gesetzlich zu regeln. Dabei geht es besonders um geistig oder mehrfach behinderte Menschen, die in Wohneinrichtungen leben oder ambulant betreut werden und die nicht mit Worten kommunizieren können oder auf Ungewohntes mit Ängsten reagieren. »Ihr Assistenzbedarf endet nicht an der Krankenhaustür«, sagt der Bundesbehindertenbeauftragte Jürgen Dusel, »aber seit Jahren schieben sich Krankenkassen und Eingliederungshilfe gegenseitig die Verantwortung für die Kosten zu.« Die Hilfe im Krankenhaus bleibe meist an Angehörigen hängen, die dafür oft unbezahlten Urlaub nehmen müssten. Gibt es keine Angehörigen, würden Operationen häufig hinausgeschoben – manchmal bis akute Lebensgefahr besteht. Oder die Betroffenen würden im Krankenhaus einfach sediert. Dusels Vorschlag: Die Krankenkassen zahlen die Lohnersatzkosten von Angehörigen. Die Sozialkasse tritt ein für Mitarbeiter von Wohneinrichtungen oder Assistenzdiensten. Wer sie begleitet, sollen die Menschen mit Behinderungen selbst entscheiden dürfen. HIP

Riester-Rente

»Null Punkte für die GroKo«

Ralf Hirschberger / dpa

Klaus Müller, 50, Chef des Verbraucherzentrale Bundesverbands, über die Versäumnisse der Bundesregierung bei der Neuorganisation der privaten Altersvorsorge

SPIEGEL: In Ihrem Politikcheck präsentieren Sie am nächsten Dienstag, welche verbraucherpolitischen Versprechen die Regierung erfüllt hat. Wie ist Ihre Bilanz?
Müller: Eines der wichtigsten Themen für die Bürger ist laut unserer Untersuchung die Altersvorsorge. Im Koalitionsvertrag stand, man wolle einen Systemwechsel in der ergänzenden privaten Altersvorsorge vornehmen. Ausgerechnet da schneidet die GroKo mit am schlechtesten ab: null Punkte.
SPIEGEL: Was hatte die Große Koalition versprochen?
Müller: Erklärtes Ziel war die »zügige Entwicklung eines attraktiven standardisierten Riester-Produkts«. Der versprochene Dialog fand statt, dann passierte nichts mehr. Obwohl viele Beteiligte, auch wir als Bundesverband, Energie und Expertise in die Weiterentwicklung der privaten Altersvorsorge gesteckt haben.
SPIEGEL: Was hätte Bundesfinanzminister und SPD-Kanzlerkandidat Olaf Scholz tun müssen, damit Bürger trotz Niedrigzinsen fürs Alter vorsorgen können?
Müller: Ein gemeinsamer Koalitionswille hätte gereicht. Entsprechende Vorschläge liegen längst auf dem Tisch, unter anderem die von uns entwickelte Extra-Rente. Sie spart an hohen Vertriebs- und Verwaltungskosten, setzt auf eine vernünftige Anlage und erwirtschaftet so bedeutend mehr für die Verbraucher. Von der Riester-Rente profitiert die Versicherungswirtschaft mehr als die Menschen. Das kann es nicht sein.
SPIEGEL: Erklärt die Coronakrise, dass in dieser Frage so wenig passiert ist?
Müller: Nein, das Drama um die völlig fehlgestaltete Riester-Rente läuft ja schon viel länger. Aus Verbrauchersicht hat Corona das Problem allerdings noch verschärft: Die wirtschaftliche Lage vieler Menschen hat sich verschlechtert. Umso wichtiger ist, dass jeder Euro, der künftig fürs Alter gespart wird, effizient angelegt wird. Wir brauchen sowohl eine Lösung für diejenigen Menschen, die bereits investiert haben, als auch eine schlauere Konstruktion für die Zukunft.
SPIEGEL: Gibt es dafür Vorbilder?
Müller: Ja, in Schweden gibt es einen staatlich organisierten Fonds, der »AP7«, in den jeder Schwede einzahlt, sofern er nicht widerspricht. Weil der Fonds eine so gute Rendite erwirtschaftet, sind mittlerweile fast alle Schweden dabei. Ähnliche Ansätze findet man in Großbritannien, Australien oder Kalifornien.
SPIEGEL: Haben Sie noch Hoffnung, dass diese Regierung bei der privaten Altersvorsorge liefert?
Müller: Wenn ich ehrlich bin, liegt unsere ganze Hoffnung auf der nächsten Regierung. GT

Chappattes Welt

»Querdenker«

Amazon wirft Attila Hildmann raus

● Der Verschwörungstheoretiker und Coronaleugner Attila Hildmann darf seine veganen Kochbücher und Lebensmittel nicht länger über den Onlineversandhändler Amazon anbieten. »Die entsprechenden Produkte sind nicht mehr erhältlich«, erklärte ein Sprecher auf Anfrage. Auch der Essenslieferdienst Lieferando, der zum niederländischen Konzern Just Eat Takeaway gehört, beendete vor Kurzem die Zusammenarbeit mit dem Kochbuchautor und früheren Imbissbetreiber. Hildmann habe klar gegen die Geschäftsbedingungen des Unternehmens verstoßen, sagte ein Lieferando-Sprecher. »Wir distanzieren uns von jeglichem nicht inklusiven Verhalten.« Hildmann ist infolge eines Haftbefehls derzeit in der Türkei untergetaucht, die Staatsanwaltschaft Berlin wirft ihm unter anderem Volksverhetzung, Beleidigung, Bedrohung und öffentliche Aufforderung zu Straftaten vor. Auf seinem Telegram-Kanal hatte Hildmann wiederholt antisemitische Botschaften verbreitet. RAI

Christian Mang

Hildmann in Berlin 2020

Bundespolizei

2200 neue Stellen

● Bundespolizei-Präsident Dieter Romann fordert für das kommende Jahr mehr als 2200 neue Kräfte für seine Truppe mit ihren derzeit rund 51 000 Bediensteten. Das geht aus der Personalanforderung hervor, die das Innenministerium für den Haushalt 2022 im Finanzministerium angemeldet hat. Neben 451 Extrastellen im Polizeivollzugsdienst, 413 in der IT und 174 für die milliardenschwere Modernisierung der Hubschrauberflotte ragt ein Posten hervor: die Rückführung von Ausländern, die in ihre Heimatländer abgeschoben werden sollen. Dafür wünscht sich das Innenministerium 513 neue Planstellen bei der Bundespolizei; jährliche Kosten: rund 37 Millionen Euro. Hintergrund ist Romanns Idee, die Vorbereitung zur Rückführung in vielen Fällen den Ausländerbehörden aus der Hand zu nehmen und in seinem Haus zu bündeln, damit weniger Abschiebungen scheitern. Dazu müsste er allerdings den Ländern Aufgaben abnehmen. So steht es auch in der Novelle des Aufenthaltsgesetzes, die zurzeit im Innenausschuss des Bundestags liegt. Ob es dazu kommt, erschien zuletzt fraglich. Widerstand dagegen regt sich im Ausschuss und bei den Ländern. Im Gesetzentwurf waren bisher nur Extrapersonalkosten von 9 Millionen Euro angegeben worden, gut ein Viertel des jetzigen Ansatzes. AMP

Stefan Puchner / picture alliance / dpa

Der Augenzeuge

Im »Blaulicht-Milieu«

In Baden-Württemberg wurden die bundesweit ersten Polizeirabbiner ernannt. Einer von ihnen ist Shneur Trebnik, 45, der auf eine jahrzehntelange Erfahrung mit Notfällen zurückblickt.

● »Ich bin nicht nur Rabbi in meiner Ulmer Gemeinde, sondern auch ausgebildeter ehrenamtlicher Rettungssanitäter. In den vergangenen Jahrzehnten wurde ich Hunderte Male zu Notfällen gerufen und war nach Suizidversuchen, Autounfällen oder Messerstechereien im Einsatz. Ich habe deshalb einen gewissen Bezug zum ›Blaulicht-Milieu‹ und kann bei meiner neuen Tätigkeit als Polizeirabbiner aus dieser Erfahrung schöpfen. Ich weiß, was Rettungskräfte und Sicherheitsbeamte vor Ort erwartet und mit welchen Extremsituationen sie psychisch fertigwerden müssen.

Ich stehe den Polizistinnen und Polizisten als Seelsorger zur Verfügung, wenn sie meine Hilfe brauchen, ganz egal welcher Religion sie angehören. Darüber hinaus ist es meine Aufgabe, ihnen Grundkenntnisse über das Judentum beizubringen. Die Kurse dauern immer 90 Minuten, wegen der Coronapandemie finden sie zurzeit online statt. Darin spreche ich über die Geschichte der Juden in Deutschland und über Glaubensdinge. Die Polizeianwärter erhalten von mir wichtige Informationen, etwa zu den rituellen Abläufen bei Gottesdiensten in der Synagoge oder zur Tora, der heiligen Schrift. Für Polizisten ist es aus meiner Sicht wichtig, unsere religiösen Feiertage zu kennen. So können sie künftig besser auf ihre jüdischen Mitbürger eingehen. Zum Beispiel sollten die Beamten eine Störung am Schabbat vermeiden, außer in Notfällen natürlich.

Die Reaktionen auf mein neues Amt sind positiv. In meiner Gemeinde erfahre ich große Unterstützung. Nur wenige Leute waren skeptisch, als sie hörten, dass ich jetzt für die deutsche Polizei arbeite. Ich wurde auch schon gefragt, ob es mich nicht abschrecke, dass immer mal wieder Rechtsextremismusvorwürfe gegen Sicherheitsbeamte laut werden. Ich mache mir da aber keine Sorgen. In meinen Kursen möchte ich ja gerade Vorurteile und Berührungsängste gegenüber dem Judentum abbauen, indem ich jüdisches Leben sichtbarer mache. Natürlich werde ich nicht alle Menschen überzeugen können, ich denke aber positiv. Meine Hoffnung ist, dass es bei der Polizei in Zukunft mehr Beamte gibt, die gegen rechtsextremes Gedankengut in den eigenen Reihen vorgehen.«

Aufgezeichnet von Felix Bohr

So gesehen

Geht los jetzt

Die neue Kampagne des Kandidaten Armin Laschet

● Nach der verstolperten Inthronisierung des CDU-Kanzlerkandidaten und verheerenden Umfragen soll Armin Laschets Kampagne nun endlich Fahrt aufnehmen. In den kommenden Wochen ist die Platzierung mehrerer Titelgeschichten in großen Medien geplant, die den bisher als zu farblos wahrgenommenen Nordrhein-Westfalen strahlen lassen. Die Texte, sämtlich in der CDU-Zentrale entstanden, werden den Redaktionen kostenfrei zum Abdruck zur Verfügung gestellt.

»Einer wie keiner« ist etwa eine Lobeshymne auf die Familientauglichkeit des Aacheners überschrieben: »Mit Armin Laschet könnte ein dreifacher Vater Bundeskanzler werden. Schon seine Kandidatur macht Millionen Eltern Hoffnung.« Hervorgehoben wird insbesondere, dass Laschets Kinder trotz seiner aufreibenden Ämter äußerst wohlgeraten seien.

Der Jubeltext »Im besten Alter« preist seine Lebens- und Regierungserfahrung und stellt fest: »Das Land ist reif für einen Kanzler Laschet«.

»Mit Armin Laschet könnte ein dreifacher Vater Bundeskanzler werden.«

Zugeliefert wird Bildmaterial, das Laschet in überzeugend ruhiger Pose zeigt.

Flankiert wird die PR-Maßnahme durch geschickte Personalpolitik: Schon bekannt ist, dass Friedrich Merz eine wichtige Rolle im Team Laschet bekommt. Weitere Zugpferde werden in den kommenden Wochen verkündet, etwa der Ex-Verfassungsschützer Hans-Georg Maaßen und der Tübinger OB Boris Palmer.

Mit diesen Maßnahmen, da ist man in der CDU-Zentrale zuversichtlich, wird man den gefährlichsten politischen Gegner an den Rand drängen: Markus Söder. Stefan Kuzmany

Lebenserwartung

Gleich viele Jahre für Ost- und Westdeutsche – fast

● Ostdeutsche haben heute annähernd die gleiche Lebenserwartung wie Westdeutsche. Das ist das Ergebnis einer Studie des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung. Während Ostfrauen mit ihren Geschlechtsgenossinnen im Westen mittlerweile vollkommen gleichziehen, sterben Ostmänner im Schnitt noch ein Jahr und zwei Monate früher als die Männer im Westen. Zum Zeitpunkt der Wiedervereinigung hatte dieser Rückstand noch 3,4 Jahre betragen; die Durchschnittsfrau im Osten starb Ende der Achtzigerjahre 2,7 Jahre früher als die Westfrau. Nach der Wende habe der Osten vor allem in der Qualität der medizinischen Versorgung stark aufgeholt: »Die Krankenhäuser wurden auf den neuesten Stand gebracht, was sich direkt positiv auf die Behandlung von Herz-Kreislauf-Erkrankungen ausgewirkt hat«, sagt Studien-Mitautor Michael Mühlichen. Den verbliebenen Unterschied erklären die Forscher mit dem »psychosozialen Wendestress« infolge der Wende, etwa durch Langzeitarbeitslosigkeit. Bei Männern in der Generation der heute 50- bis 70-Jährigen zeige dieser unvermindert Spuren in Form von schädlichen Lebensgewohnheiten wie Alkoholmissbrauch, Rauchen, ungesunder Ernährung, wenig Bewegung. »Uns hat überrascht, dass sich die negativen psychosozialen Folgen der Wende bei den Männern langfristig gesundheitlich stärker auswirken als die positiven der Wiedervereinigung«, sagt Mühlichen. Die Ostfrauen dagegen hätten derzeit sogar einen kleinen Vorsprung von rund einem halben Monat gegenüber Westlerinnen. Dieser könne jedoch wieder wegfallen, wenn die heute jüngeren Frauen ins »sterblichkeitsrelevante Alter« vorrückten. Der Grund: Junge Frauen in Ostdeutschland rauchen mehr. BEL

Waltraud Grubitzsch / picture alliance / dpa

Tanznachmittag im Ring-Café in Leipzig 2018

Schulen

Kein Stempel für die »Generation Corona«

● Bildungsforscher warnen vor einer Stigmatisierung heutiger Schülerinnen und Schüler als »Generation Corona«. Es gebe zwar eine größere Zahl von Jugendlichen, »deren Zukunftschancen sich höchstwahrscheinlich deutlich verschlechtert haben«, schreiben der Erziehungswissenschaftler Klaus Hurrelmann und der Bildungsökonom Dieter Dohmen in einem neuen, noch unveröffentlichten Buch zu den Folgen der Pandemie. Doch die Verwendung des Begriffs »Generation Corona«, verbunden mit einem »oft dramatischen Unterton«, sei riskant und leichtfertig: Brüche und Verzögerungen im Lebenslauf seien »ein ganz normaler Bestandteil des Aufwachsens und eine wichtige Grundlage für persönliche Weiterentwicklung«, schreiben die Forscher. Sie könnten auch Widerstandskräfte und Kompetenzen im Umgang mit Krisen stärken. Dass Corona bestehende soziale Verwerfungen im Bildungssystem noch verstärkt, bestreiten Hurrelmann und Dohmen jedoch nicht. So hätten viele Kitas in der Pandemie nicht die notwendigen sprachlichen, kognitiven und nicht kognitiven Grundlagen für den Grundschulbesuch legen können. Die Politik müsse sich jetzt unverzüglich um »die strukturelle Überforderung der Kitas und Schulen« kümmern, fordern die Bildungsforscher. Dazu gehören unter anderem die unterschiedliche technische Ausstattung verschiedener Schulformen und die verbreitete mangelnde digitale Kompetenz der Lehrkräfte. Das größte Problem sei allerdings nach wie vor – und ganz unabhängig von Corona – die große Abhängigkeit der persönlichen Bildungschancen vom Herkunftsmilieu. HIM

Flexibel bleiben.
Lesen Sie den SPIEGEL, solange Sie möchten.

Frei Haus. Der SPIEGEL jede Woche direkt nach Hause
Rund 9 % sparen. Für nur € 5,30 pro Ausgabe statt € 5,80 im Einzelkauf
Ohne Risiko. Jederzeit kündbar, Urlaubsservice möglich
Vergünstigte Tickets. Für ausgewählte SPIEGEL-Veranstaltungen auf www.spiegel-live.de

---

Einfach jetzt anfordern:

abo.spiegel.de/flexibel

oder telefonisch unter 040 3007-2700
(Bitte Aktionsnummer angeben: SP-FLEX)

Keine Mindest-laufzeit

Endlich wieder frei?

Corona Reisen, Restaurantbesuche, Shoppen – bald werden Geimpfte wohl mehr dürfen als andere Bürger. Doch viele halten solche Regelungen für ungerecht.

Früher tobte das Leben in dieser Halle, jetzt ist es vorbei mit Spiel und Spaß, auch hier. Das Wasser ist weg aus dem Schwimmbad von Neuötting in Oberbayern.

»Achtung«, heißt es auf der Website, »das Kreishallenbad ist jetzt Corona-Test- und -Impfzentrum.« Und so sieht es in dem Bad nun aus, wie es derzeit an vielen Stellen der Republik aussieht: Es gibt einen Kühlschrank für die Vakzinen, Kabinen fürs Impfen, Helferinnen und Helfer in Schutzkleidung. Deutschland, im Frühjahr 2021.

Doch etwas ist anders in Neuötting. Das liegt an einem Drucker, der hier aus weißem Plastik kleine Karten der Hoffnung zaubert. Wer seine zweite Impfdosis erhalten hat, kann eine »Impfbestätigung SARS CoV-2« bekommen, wie auf der Vorderseite dieser Karten steht. Auf der Rückseite: ein QR-Code, mit dem sich Informationen über die Impfung abrufen lassen.

Seit Januar geben sie in dem Impfzentrum jedem, der will, eine solche Karte, und die allermeisten wollten sie, sagt ein Sprecher des Landkreises. Auch wenn noch keiner weiß, was dieses Stück Plastik eigentlich ist.

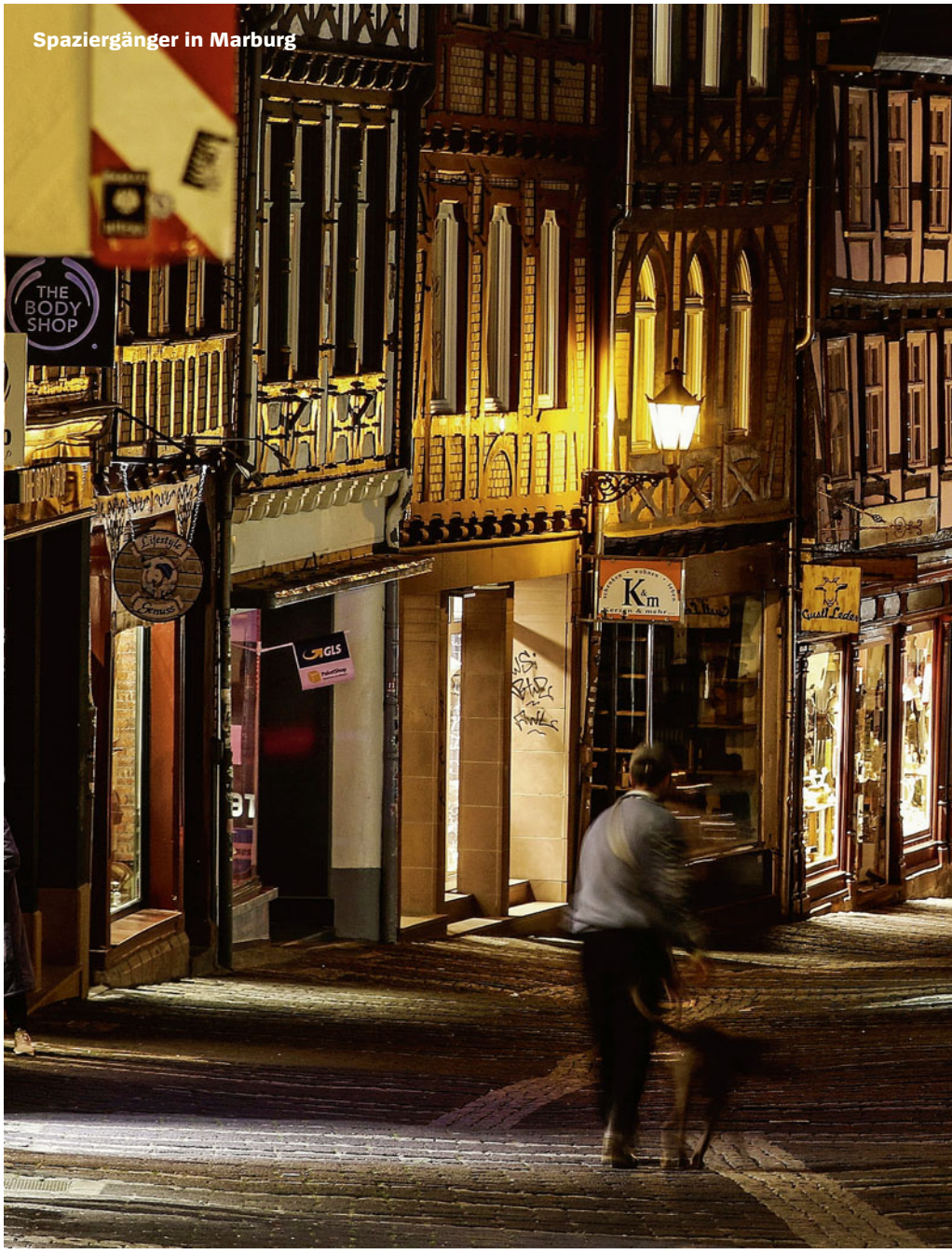
Das Ticket für die Freiheit, ein Privilegienpass oder die Garantie der alten Grundrechte?

Sie versuchen es einfach im Landkreis Altötting, sie wollen ein bisschen Hoffnung schüren. Die Hoffnung ist: Menschen, die ihre Impfungen nachweisen, dürfen wieder mehr. Sie dürfen im Restaurant essen und in der Kirche singen; sie dürfen in Urlaub fahren und wieder zurückreisen, ohne in Quarantäne zu müssen; sie dürfen Sport machen und Sport schauen, wie es ihnen gefällt; sie dürfen wieder tanzen, trinken und auch ins Schwimmbad gehen.

Die Menschen dürfen, kurz gesagt, wieder das Leben leben, das ihres war. Deutschland, im Sommer 2021?

Noch ist das bloß eine Hoffnung, vage, vielen scheint sie vermessen. Für Geimpfte gilt grundsätzlich nichts anderes als für alle anderen Bürgerinnen und Bürger. Sie müssen draußen bleiben, wenn alle draußen bleiben müssen – vor Museen, vor Sporthallen, vor Bars. Und sie müssen drinnen bleiben, wenn alle drinnen bleiben müssen – soweit eine Ausgangssperre gilt, etwa weil die »Notbremse« greift.

Nun aber kommt Bewegung in die Sache. Manche Einschränkungen sollen auch nach der zweiten Impfung noch gelten, aber nicht mehr alle. Wer vollständig geimpft ist, soll bald mehr Freiheit bekommen – darüber berieten Bund und Länder am Montag. Von einer »Ministerpräsidentenkonferenz der Hoffnung« sprach Bayerns Regierungschef Markus Söder (CSU) danach: »Normalerweise reden wir über Einschränkungen, heute ging es eigentlich um Freiheit und Freiheiten.« Berlins Re-



Spaziergänger in Marburg

gierender Bürgermeister Michael Müller (SPD) sagte: »Wir müssen Antwort darauf geben, wie wir mit den Grundrechten dieser Menschen umgehen.« Allen war klar, dass dies nicht einfach wird. Kanzlerin Angela Merkel (CDU) drückte es so aus: »Das wird auch noch einmal eine erhebliche politische Anstrengung sein.«

Denn noch ist zu klären, wie die Regeln im Detail lauten und in der Praxis funktionieren sollen. Wer darf wann was? Das ist eine schwierige Frage in Zeiten der Pandemie, mit all ihren Verboten und den vielen Regeln, von denen es nun Ausnahmen für einige geben soll. Und über dieser Debatte schwebt, wenn nun manche manches dürfen und andere nicht, die noch größere Frage: Ist das gerecht?

Erwin Schneider weiß, wer die Antworten auf diese Fragen geben muss. Der Landrat des Landkreises Altötting hat viel dafür getan, als Erster die digitalen Impfnachweise ausgeben zu können. Das sicherte ihm viele Schlagzeilen, auch der SPIEGEL berichtete über ihn (Nr. 10/2021). Was man mit dem Nachweis machen könne, sagte Schneider im Februar, sei allerdings nicht seine Entscheidung. »Das mache ich nicht zu meinem Thema, das regelt die große Politik.«

Die große Politik aber drückte sich. Sie hätte es zu ihrem Thema, ihrer Sache machen müssen. Doch sie tat lange: nichts.

Ende Dezember flackerte die Debatte auf. Edith Kwoizalla, 101, war gerade geimpft worden, als wohl erster Mensch in Deutschland, einige wenige hatten ebenfalls bereits das Glück. Da sagten ihnen Politiker reihenweise, dass sie sich bitte schön keinesfalls zu früh freuen sollten, auf was auch immer.

Horst Seehofer (CSU), Bundesinnenminister: »Eine Sonderbehandlung für Geimpfte spaltet die Gesellschaft« (»Bild am Sonntag«). Jens Spahn (CDU), Bundesgesundheitsminister: »Keiner sollte Sonderrechte einfordern, bis alle die Chance zur Impfung hatten« (Funke Mediengruppe). Wolfgang Schäuble (CDU), Bundestagspräsident: »Zwischen bereits Geimpfte und nicht Geimpfte dürfen wir keinen Keil treiben« (»Neue Osnabrücker Zeitung«).

Der Ton war damit gesetzt, sodass es schon fast wie ein Tabubruch wirkte, als Außenminister Heiko Maas (SPD) Mitte Januar eine abweichende Ansicht äußerte. »Geimpfte sollten wieder ihre Grundrechte ausüben dürfen«, sagte Maas, früherer Bundesjustizminister, der »Bild am Sonntag«. »Ja, das wird in einer Übergangszeit auch zu Ungleichheiten führen, aber solange es dafür einen sachlichen Grund gibt, ist das verfassungsrechtlich vertretbar.«

Er bekam viel Widerspruch, nur wenig Unterstützung. Und damit war Ruhe, wenn man mal davon absieht, dass laut dem Chef der Jungen Union ein Generationenkrieg dräute. »Was natürlich nicht sein kann, um das ein bisschen flapsig zu sagen, ist, dass im Sommer die Rentner am Strand liegen, aber die junge Generation weiterhin zu Hause sitzt«, sagte Tilman Kuban dem Journal »Rundblick Niedersachsen«.

Die große Politik aber flüchtete sich ins große Schweigen. Genauer: ins große Verschieben. Die Frage nach »Impfprivilegien« stelle sich noch nicht, so war es immer wieder zu hören, und gern wurden gleich zwei Gründe dafür genannt.

Erstens: Wenn überhaupt, dürfe es »Sonderrechte« nur für Menschen geben, die bereits die zweite Impfdosis erhalten hätten – und das seien nun wirklich noch sehr wenige. Und zweitens: Ob diese »Sonderrechte« dann gewährt würden, hänge davon ab, ob Geimpfte andere nicht mehr anstecken könnten – und das sei leider noch nicht erwiesen.

Es wirkte so, als seien alle froh, keine Antwort geben zu müssen. Als der Deutsche Ethikrat im Februar seine Stellungnahme »Besondere Regeln für Geimpfte?« vorlegte, gab er darin den Hinweis, dass es sich um eine »ethisch und rechtlich schwierige Frage« handle. Sie müsse allerdings »so lange nicht entschieden werden«, wie nicht klar sei, welche Gefahr denn nun von Geimpften ausgehe.

Doch das gilt jetzt nicht mehr, die Lage ist eine andere.

Die gute Nachricht: In Deutschland geht das Impfen voran. Tag für Tag kommen

Nadine Weigel / dpa

Nächtliche Ausgangssperren

»Die Freiheit der Person ist unverletzlich.«

GRUNDGESETZ Artikel 2 Absatz 2 Satz 2

derzeit Hunderttausende Geimpfte hinzu, allein am Mittwoch, 14. April, wurden mehr als 770 000 Dosen verabreicht. Ungefähr jede und jeder Vierte hat bereits die erste Impfung erhalten. Die zweite Impfung hatten bis Redaktionsschluss bereits gut sieben Prozent hinter sich. Bestenfalls geht jetzt alles sehr schnell, wie das Institut für Makroökonomie und Konjunkturforschung der Hans-Böckler-Stiftung prognostiziert. »Es ist realistisch, alle impfbereiten erwachsenen Deutschen bis Ende Juli durchgeimpft zu haben«, sagte der wissenschaftliche Direktor Sebastian Dullien.

Die zweite gute Nachricht: Wer geimpft ist, ist nicht mehr so gefährlich für andere. In den offiziellen Worten des Robert Koch-Instituts liest sich das so: »Auf Basis der bisher vorliegenden Daten ist davon auszugehen, dass die Viruslast bei Personen, die trotz Impfung mit SARS-CoV-2 infiziert werden, stark reduziert und die Virusausscheidung verkürzt ist. In der Summe ist daher das Risiko einer Virusübertragung stark vermindert.«

Niemand kann mehr sagen, dass sich die Frage nach »Impfprivilegien« nicht stelle, sie drängt sich vielmehr auf. Wer darf nun was? Oder genauer: Wem darf was noch wie lange verboten werden? Denn natürlich geht es nicht um Privilegien, wie es anfangs immer hieß. Es geht darum, wann Bürgerinnen und Bürger ihre Rechte wieder ausüben dürfen.

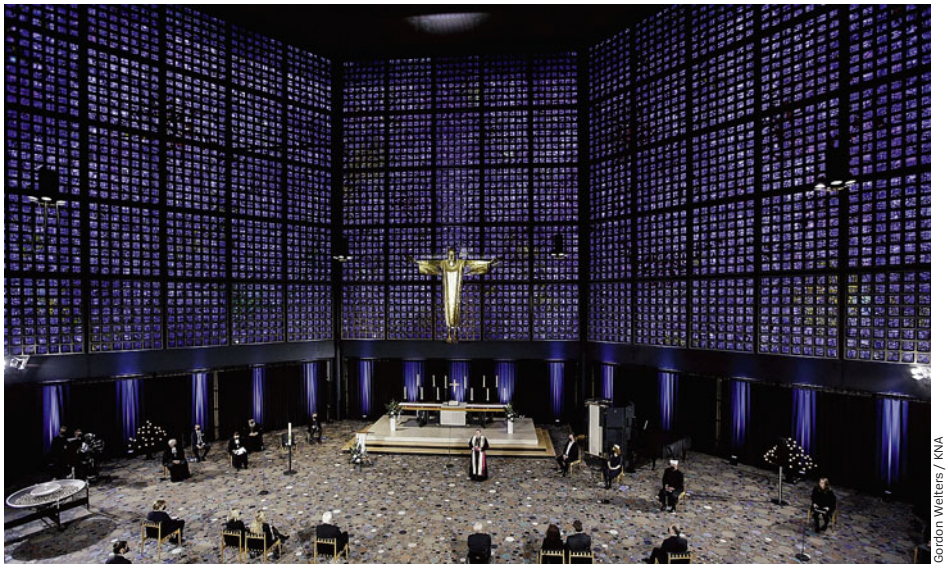
Als die Gründungsmütter und Gründungsväter des Grundgesetzes im September 1948 zusammenkamen, hatten sie alle gerade die NS-Herrschaft erlebt. Sie wussten, was eine Diktatur ist. Man muss daran in diesen Tagen erinnern, in denen manche vom Ende der Demokratie reden und sich mindestens im Ausnahmezustand, wenn nicht in der Apokalypse wähnen, als hätten die Regierenden sich die Bürgerinnen und Bürger der Bundesrepublik untertan gemacht. »Coronadiktatur« – das Unwort und der Unsinn des vergangenen Jahres.

Jene Frauen und Männer jedenfalls hatten 1948/49 einen Plan, wie der neue Staat und seine Bürgerinnen und Bürger künftig miteinander auskommen sollten. »Die Würde des Menschen ist unantastbar«, so ließen sie den ersten Artikel beginnen, und es folgte Grundrecht um Grundrecht, im ersten Abschnitt des Grundgesetzes und vereinzelt auch noch weiter hinten.

Viele der Passagen schreiben Freiheiten des Einzelnen fest. Der zweite Artikel etwa sichert jedermann die »freie Entfaltung seiner Persönlichkeit« zu. Dass er angeblich viel knapper formuliert werden sollte (»Jeder kann tun und lassen, was er will«), verdeutlicht die Geisteshaltung hinter dem Grundgesetz. Die Bürger sind frei, der Staat begrenzt.

Kirchgänger in Berlin 2012, 2021

Andreas Schoelzel / ddp images



Gordon Welters / KNA

Einschränkungen für Gläubige

»Die ungestörte Religionsausübung wird gewährleistet.«

GRUNDGESETZ Artikel 4 Absatz 2

Wie viel das alles wert ist, zeigt sich weniger in guten Zeiten, sondern vor allem in schlechten, schwierigen. Also jetzt.

»Seit der Deutschen Einheit, nein, seit dem Zweiten Weltkrieg gab es keine Herausforderung an unser Land mehr, bei der es so sehr auf unser gemeinsames solidarisches Handeln ankommt«, sagte Angela Merkel (CDU) bereits vor mehr als einem Jahr, in einer Fernsehansprache Mitte März 2020. Die Kanzlerin sprach von »Einschränkungen, wie es sie in der Bundesrepublik noch nie gab«.

Und da hatte sie noch keine »Bundesnotbremse« ins Infektionsschutzgesetz gedrückt, samt nächtlichen Ausgangssperren für weite Teile des Landes.

Das ist natürlich nicht verfassungswidrig oder coronadiktatorisch, obwohl es in die Grundrechte eingreift. Über den Wolken mag die Freiheit grenzenlos sein, in der Bundesrepublik ist sie es nicht. Die Freiheit kann vielmehr eingeschränkt werden. Etwa weil Menschen sonst andere Menschen mit einem Virus anstecken. Weil diese Menschen eventuell behandelt werden müssen. Und weil schlimmstenfalls die Krankenhäuser so überlastet werden, dass es Tote gibt, die es nicht hätte geben müssen.

Wie weit aber darf der Staat gehen? Jeder Eingriff in die Freiheit braucht eine Rechtfertigung, auch Tausende Tote auf den Krankenhausfluren wären noch kein Argument, mit dem sich die Verfassung aushebeln ließe. Not kennt in der Bundesrepublik eben doch ein Gebot: Der Staat darf in die Grundrechte nur eingreifen, soweit es unter ande-

rem geeignet, erforderlich und angemessen ist. Juristen nennen das den Grundsatz der Verhältnismäßigkeit.

Als man noch wenig über das Virus und seine Verbreitung wusste und die Überlastung der Krankenhäuser zu befürchten stand, ließen sich die Coronamaßnahmen ganz gut rechtfertigen. Die Gerichte kippten mal hier, mal da etwas, aber im Großen und Ganzen segneten die Richterinnen und Richter ab, was die Regierenden beschlossen hatten.

Der Staatsrechtler Udo Di Fabio, ehemals Richter am Bundesverfassungsgericht, drückte es im SPIEGEL-Gespräch im Januar so aus: »Die gesundheitlichen Folgen einer Corona-Infektion sind schwer vorherzusehen, die Krankenhäuser kommen zumindest in einigen Regionen an ihre Grenzen – das ist eine Ausnahmesituation, in der ein Staat besondere Maßnahmen ergreifen darf und vielleicht auch muss.« Vorweggeschickt hatte Di Fabio allerdings die Einschränkung, dass dies »Stand heute« gelte, also am Anfang dieses Jahres.

Stand jetzt allerdings, Ende April, Anfang Mai 2021, lässt sich kaum noch rechtfertigen, warum der Staat auch vollständig geimpfte Bürgerinnen und Bürger nicht von schwerwiegenden Eingriffen verschonen sollte. Wie sich die Lage gewandelt hatte, zeigte sich im Mühlehof in Steinen, einer kleinen Gemeinde im Landkreis Lörrach in Baden-Württemberg.

51 der 56 Bewohnerinnen und Bewohner des Seniorenzentrums waren zweimal geimpft, das Personal war es auch, da forderten sie ein klitzekleines bisschen Freiheit zurück. Sie wollten gemeinsam essen, wie früher. Hansjörg Noe, einer der Bewohner, sagte dem SWR: »Manchmal sind Behausungen wie ein Gefängnis. Dieses Eingesperrtsein macht depressiv. Und selber muss man sich immer an den eigenen Haaren aus dem Sumpf ziehen.«

Das Landratsamt Lörrach aber verbot Kaffee und Kuchen und jedes andere gastronomische Angebot. Als der Betreiber des Heims vor Gericht zog, blitzte er vor dem Verwaltungsgericht ab und in zweiter Instanz am 18. März zunächst auch vor dem Verwaltungsgerichtshof. Nur knapp drei Wochen später, am 6. April, machten die Richter dann nach einer Anhörungsrüge doch einen Vergleichsvorschlag – weil das Robert Koch-Institut seine Einschätzung aktualisiert hatte. In der Folge durfte das Café des Mühlehofs wieder für Geimpfte aus dem Seniorenheim öffnen.

Den Regierenden dämmerte, dass ihre strikte Verweigerungshaltung nicht mehr aufrechtzuerhalten war, weder in einer badischen Gemeinde noch im Rest der Republik.

Rheinland-Pfalz machte den Anfang, am 9. April beschloss der Ministerrat einige Erleichterungen. Wer vollständigen Impfschutz genießt und keine Symptome aufweist, darf sich freuen. Reist er aus einem Risikogebiet ein oder hatte Kontakt zu einem Infizierten, bleibt ihm die Quarantäne erspart. Und wenn andere vor dem Besuch im Biergarten oder beim Friseur einen Test machen müssen, muss er nur die Impfung nachweisen.

Einige andere Landesregierungen änderten ebenfalls ihre Verordnungen, mit ähnlichen Regelungen. Und wo sie es zunächst nicht taten, sprangen zuweilen die Richter ein. Das Verwaltungsgericht Frankfurt am Main fällte einen Eilbeschluss für Rückkehrer aus Dubai. Sie konnten nachweisen, dass ihre zweite Impfung schon zwei Wochen zurücklag. Das Gericht kippte die Quarantänepflicht. Wenige Tage später änderte auch Hessen seine Verordnung.

Die Stimmung änderte sich. Plötzlich waren viele zu vernehmen, die nun mehr Freiheiten für Geimpfte forderten. Heiko Maas sagte dem SPIEGEL: »Wer geimpft ist, muss seine Grundrechte wieder ausüben dürfen. Denn: Der Grund für die wesentlichen Beschränkungen der Freiheitsrechte ist dann weg. Von Geimpften geht zumindest kein höheres Risiko aus als von negativ Getesteten.« Jetzt war er damit nicht mehr allein.

Im Ausland hat sich inzwischen eh viel verändert. Für die Schweiz kündigte Bundesrat Alain Berset ein »Covid-Zertifikat« an, mit dem Geimpfte, Getestete und Genesene schon in diesem Sommer wieder auf Festivals oder in Klubs gehen könnten – und zwar nur sie. In Israel genießen alle, die den »Grünen Impfpass« vorzeigen können, seit zwei Monaten wieder große Freiheiten. Und in Deutschland?

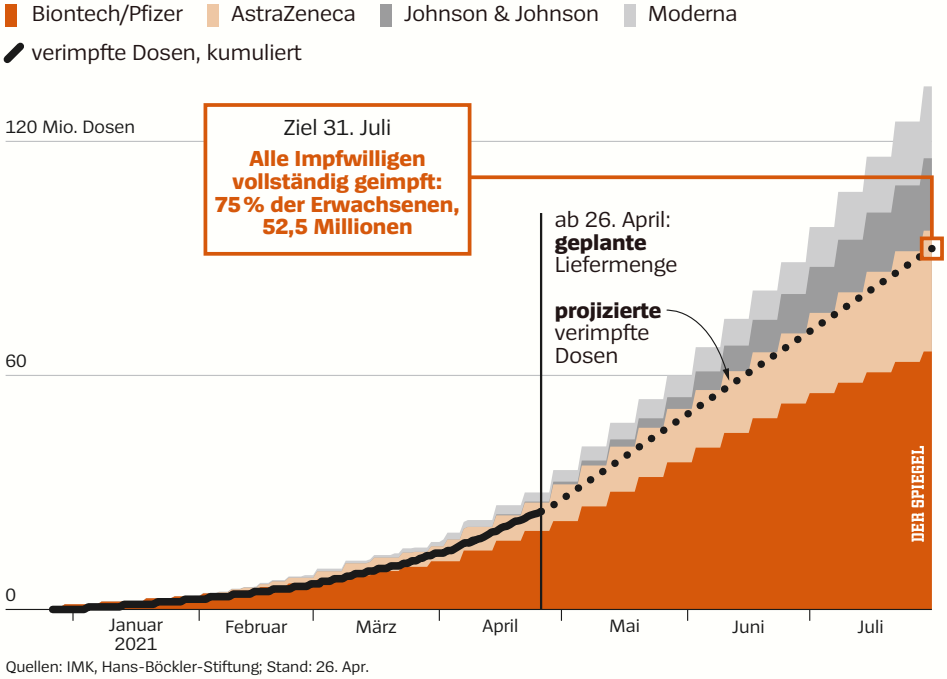
Am Montag kamen die Ministerpräsidentinnen und Ministerpräsidenten sowie die Kanzlerin zum Thema »Rechte für Geimpfte« zusammen. Sie redeten miteinander. Das kann man nach den Monaten der Drückebergerei als Fortschritt werten. Die Runde tat es jedenfalls. Auf der anschließenden Pressekonferenz wirkten Angela Merkel, Michael Müller und Markus Söder sehr zufrieden damit, diesmal kein zerstrittener Haufen gewesen zu sein, sondern wie vernünftige Menschen miteinander debattiert zu haben. Die Kanzlerin beschrieb es als eine »erste Diskussion, in der Fragen des Grundrechtsschutzes, aber auch viele praktische Fragen diskutiert wurden«.

Sie redeten miteinander, aber sie entschieden nichts. Der Bund soll jetzt eine Verordnung erstellen, das Kabinett wird wohl am Mittwoch darüber entscheiden. Anschließend kommt sie erst in den Bundestag, dann in den Bundesrat. Der könnte in seiner nächsten Sitzung am 28. Mai zustimmen – mehr als einen Monat nach dem Treffen am Montag.

Die Politikerinnen und Politiker scheinen keine besondere Eile zu haben, weil sie das Volk fürchten. Oder genauer: jenen schrumpfenden, aber noch großen Teil des Volkes, der gemäß den Priorisierungsregeln derzeit geringe oder keine Chancen auf eine Impfung hat. Diese Menschen, so lautet die Furcht, könnten frustriert sein, weil sie sich doppelt benachteiligt

Ende in Sicht?

Liefermenge von Impfdosen nach Hersteller, kumuliert, in Deutschland



Quellen: IMK, Hans-Böckler-Stiftung; Stand: 26. Apr.

fühlten: Andere sind durch die Impfung vor dem Virus besser geschützt – und dann auch noch von Einschränkungen befreit?

Die Pandemie hat auch dafür ein neues Wort hervorgebracht. Schon im nächsten Duden könnte sich dieser Eintrag finden: »Impfneid, der: Empfindung, Haltung, bei der jemand einem anderen dessen Coronaimpfung nicht gönnt und selbst begehrt«.

Dieser Impfneid ist das eine Problem, das die Politikerinnen und Politiker fürchten. Das andere sind die Kontrollen. Sie könnten schwieriger, aufwendiger werden, etwa wenn Geimpfte nachts durch die Straßen ziehen dürften, während für andere eine Ausgangssperre gilt. Zumal der gelbe Impfpass sich ohne allzu großen Aufwand fälschen lässt und digitale Zertifikate wie der EU-Impfpass noch entwickelt werden (siehe Kasten Seite 22).

Schon in der Runde am Montag mahnten manche Teilnehmer zur Vorsicht. »Solange wir noch nicht allen Menschen ein Impfangebot machen können, sollten wir eine unterschiedliche Behandlung von geimpften und noch nicht geimpften Menschen so weit wie möglich vermeiden«, sagte Niedersachsens Ministerpräsident Stephan Weil (SPD). Man müsse eine Balance halten zwischen Geimpften und Nichtgeimpften, warnte auch seine Kollegin aus Mecklenburg-Vorpommern, Manuela Schwesig (SPD). Hamburgs Erster Bürgermeister Peter Tschentscher (SPD) äußerte sich ähnlich.

Die Medizinethikerin Alena Buyx, Vorsitzende des Deutschen Ethikrats, kann solche Sorgen nachvollziehen. Wer lange auf die Impfung warte müsse, übe sich für diejenigen in Verzicht, die schon an der Reihe seien. Seinen Gesundheitsschutz, ebenfalls grundgesetzlich garantiert, stelle er damit zu deren Gunsten zurück. Wenn dann die Priorisierten auch noch früher ihre Freiheitsrechte zurückbekommen, berühre dies ein Unfairness- und Ungerechtigkeitsempfinden in besonderem Maße.

»Ich finde es sehr kurz gegriffen, nur zu sagen: Der Sachgrund ist entfallen, deshalb müssen die Freiheitsrechte sofort in vollem Umfang zurückgegeben werden«, sagt Buyx. »Das ignoriert den Kontext – und dass wir eine Knappheitsphase haben. Ich hoffe natürlich, dass die bald vorbei ist, dann sehen die Dinge anders aus.«

Zumindest draußen, im öffentlichen Raum, sollten die Kontaktbeschränkungen auch für Geimpfte gelten. Die Polizei sei überfordert, wenn sie etwa bei Ansammlungen überprüfen müsse, ob wirklich jeder und jede geimpft sei. »Die wenigsten wollen eine Situation, bei der die Polizei auf der Straße oder im Park die Impfpässe kontrolliert.«

Buyx sieht eine weitere Gefahr: Wenn manche sich draußen treffen dürften, werde für jeden sichtbar, dass Bürger sehr unterschiedliche Freiheitsgrade hätten. »Man sieht ja von außen nicht, wer geimpft ist und wer nicht.« Zudem würden sich viele Menschen, die ohnehin Probleme mit den Maßnahmen hätten, dann vermutlich noch weniger an die Regeln halten.

Das alles sind ernst zu nehmende Bedenken, aber nur recht schwache Argumente für starke Eingriffe in Grundrechte. Manche Coronamaßnahmen lassen sich sicherlich auch für Geimpfte rechtfertigen. Im Bus eine Maske zu tragen, im Supermarkt anderthalb Meter Abstand zu halten – das ist lästig, aber nicht dramatisch belastend.

Doch darüber hinaus? Warum sollen Geimpfte nicht andere Geimpfte zu Hause treffen dürfen?

»Ich nehme die Sorge einiger Ministerpräsidentinnen und Ministerpräsidenten ernst, dass die Solidarität in der Gesellschaft schwinden könnte, wenn nur für Geimpfte und Genesene die Einschränkung ihrer Grundrechte zurückgenommen wird«, sagt Bundesjustizministerin Christine Lambrecht (SPD). In einem Rechtsstaat aber müsse klar sein: »Einschränkungen der Grundrechte müssen zurückgenommen werden, sobald es keine Rechtfertigung mehr für sie gibt.« Das Problem der »Kontrollierbarkeit« halte sie für »handhabbar«.

Wenn die Politik nicht schneller handelt als geplant, könnte es gut sein, dass die Justiz ihr zuvorkommt und manche Coro-

Hoch Zwei / imago images

Jens Koehler

Gesperrte Strände

»Alle Deutschen genießen Freizügigkeit im ganzen Bundesgebiet.«

GRUNDGESETZ Artikel 11 Absatz 1

namaßnahmen für Geimpfte aufhebt. Und damit die Ministerpräsidentinnen, Ministerpräsidenten und die Bundeskanzlerin daran erinnert, was sie mit ihrer Vereidigung allesamt geschworen haben: die Verfassung zu achten. Zumal wenn es auch noch darum geht, der Wirtschaft des Landes zu helfen.

Die Börse bilde die Zukunft ab, nicht die aktuelle Geschäftsentwicklung eines Unternehmens, heißt es. Wenn das stimmt, dann war der vergangene Montag ein guter Tag für den größten europäischen Reiseveranstalter TUI.

»Urlaubsorte am Mittelmeer startklar für den Sommer 2021«, teilte das Unternehmen um die Mittagszeit mit. Ab in den Süden, und zwar ab Mai: TUI-Flieger steuern wieder Ibiza und Formentera an, Hotels auf den griechischen Inseln Kos, Rhodos und Korfu öffnen. Der Aktienkurs stieg, plus sechs Prozent. Im Schlepptau gewannen selbst die Papiere der darbenden Lufthansa, plus vier Prozent. »Es gibt nicht viele derart wachstumsstarke Märkte«, sagte TUI-Chef Fritz Joussen. »Jetzt gehen die ersten Babyboomer in Rente, das heizt den Tourismus weiter an.«

Ist die Branche, der Urlaub, der Sommer gerettet?

Diesen Eindruck kann gewinnen, wer die täglichen PR-Verlautbarungen der Tourismusveranstalter liest. In knapp zwei Dutzend Staaten oder Regionen dürfen geimpfte Deutsche neuerdings wieder ohne Tests oder lästige Quarantäneauflagen einreisen, darunter die Bahamas, Israel und Kroatien. Auch Österreich oder Italien werben verstärkt um deutsche Kunden, sie öffnen Hotels, Lokale, Bars und befreien genesene oder geimpfte Gäste von der Testpflicht.

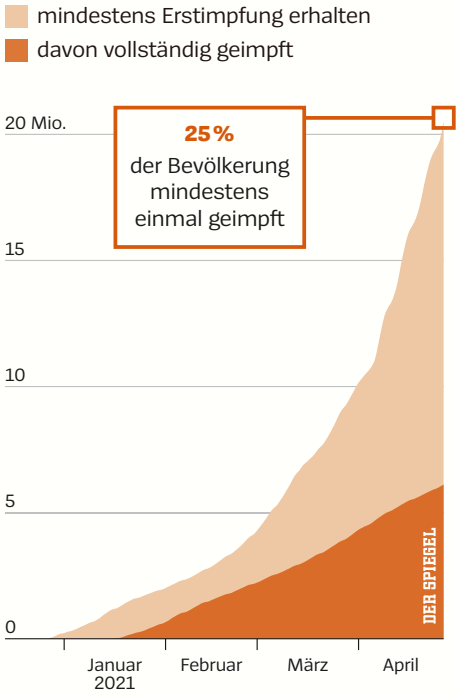
Doch die Lage bleibt vielerorts schwierig. Die Türkei etwa hat am Dienstag einen neuen Lockdown verhängt. Und wo es heute gut aussieht, kann es morgen schon wieder anders sein. Thailand hatte Ende März Lockerungen angekündigt, nun schließen die Hotels auf der Ferieninsel Phuket schon wieder. Die Infektionszahlen sind gestiegen.

Große Hoffnungen setzt die Reisebranche in den EU-Impfpass. Wann er kommt, ist allerdings unklar. Und auch, was er dann den potenziellen Touristinnen und Touristen bringen wird.

Auf EU-Ebene steigt der Druck, den Impfpass zum freien Reisen nutzen zu können. Viele Europäerinnen und Europäer haben zumindest eine erste Impfung erhalten, viele Länder kommen wie Deutschland mindestens halbwegs gut voran. Vor Kurzem noch lautete die Ansage aus Brüssel, bis zum Ende des Sommers – 21. September – allen Mitgliedstaaten genügend Impfstoff für 70 Prozent der Erwachsenen zur Verfügung zu stellen. Daran hielt Kommissionschefin Ursula von der Leyen noch fest, als ihr Binnenmarktkommissar Thierry Breton schon längst davon sprach, dieses Ziel bereits im Juli erreichen zu können. Erst vor wenigen Tagen zeigte sich auch von der Leyen »zuversichtlich«, dass es im Juli klappen könnte.

Rundumschutz für wenige

Geimpfte Personen in Deutschland, kumuliert



Quelle: RKI; Stand: 28. Apr.

Die Kommissionspräsidentin hatte allen Grund dazu, vorsichtig zu sein. Die Aussicht auf eine »Herdenimmunität« steigert die Ungeduld insbesondere in den Ländern und Regionen, die vom Tourismus abhängig sind. Sie fordern schon jetzt, Strände, Restaurants und Hotels für Menschen mit Impfpass zu öffnen.

Strittige Themen gibt es noch genug. Die EU-Staaten betonen, dass der Impfpass kein »Pass« sein dürfe in dem Sinne, dass man sich damit automatisch frei bewegen dürfe – und auch »kein Reisedokument«, schon damit Nichtgeimpfte nicht diskriminiert würden. Manfred Weber, Fraktionsvorsitzender der Europäischen Volkspartei (EVP) im Europäischen Parlament, hingegen sagt: Selbstverständlich müsse der Impfpass mit »Bewegungsfreiheit« verbunden sein, »das muss die direkte Folge des Zertifikats sein«.

Streit gibt es auch um Details. Den Impfpass soll es nicht nur nach Spritzen mit jenen Impfstoffen geben, die von der Europäischen Arzneimittelagentur Ema oder der Weltgesundheitsorganisation zugelassen wurden – das russische Sputnik V wäre nicht dabei. Die Mitgliedstaaten hingegen wollen auch andere Vakzinen anerkennen dürfen – wie Ungarn den russischen Stoff anerkannt hat.

Die Staaten kritisieren darüber hinaus vor allem die Position des Parlaments, dass schon ein negativer PCR-Test zur Einreise ohne Quarantäne berechtigen soll. Das sei »eine Gefahr für die öffentliche Gesundheit«, sagt ein EU-Diplomat. Das Problem aus Sicht mehrerer EU-Länder: Ist die Impfpassverordnung erst beschlossen, ist sie europäisches Recht, über das sich die Staaten nicht ohne Weiteres hinwegsetzen können. Bleibe das Parlament auf seinem »gefährlichen Weg«, warnt der Diplomat, »wird eine Einigung rechtzeitig vor Beginn des Sommers unmöglich«. In den nächsten Wochen wird die Verordnung zwischen Parlament, Kommission und Mitgliedsländern ausverhandelt und soll bis Juni stehen – rechtzeitig zur Sommersaison.

Sollte das misslingen, befürchtet EU-Justizkommissar Didier Reynders »eine Zersplitterung in ganz Europa«. Am Ende, warnte der Belgier am Mittwoch im EU-Parlament, gebe es womöglich viele verschiedene, inkompatible oder gar gefälschte Impfpässe. Damit riskiere man »die Verbreitung sowohl des Virus als auch des Misstrauens der Bürger«.

Bei einem anderen Thema geht es in Brüssel womöglich schneller voran. Die Kommission wird den EU-Staaten wohl kommende Woche vorschlagen, bisher geltende Empfehlungen für Einreisebeschränkungen aus bestimmten Drittstaaten zu lockern. Kommissionspräsidentin von der Leyen hatte in der »New York Times« in Aussicht gestellt, dass dies auch einseitig für vollständig geimpfte US-Bürger erfolgen könne. Einreisebeschränkungen für US-Bürger in die EU seien angesichts der »erheblichen Fortschritte« bei der Impfkampagne der USA »ab einem bestimmten Zeitpunkt nicht mehr zu rechtfertigen«, sagt auch Nils Schmid, außenpolitischer Sprecher der SPD-Bundestagsfraktion.

Andere wollen es davon abhängig machen, dass umgekehrt die USA den Europäern Vorteile gewähren. »Wenn von einem Menschen kein Infektionsrisiko mehr ausgeht, muss eine Einreise möglich sein«, sagt EVP-Fraktionsvorsitzender Weber. »Das sollte für Amerikaner in der EU gelten, aber auch für Europäer in den USA, darauf müssen wir bestehen.« Ähnlich äußert sich Ismail Ertug, Vizefraktionschef der Sozialdemokraten. Eine Öffnung für Amerikaner »wäre nur denkbar, wenn die USA auch geimpfte Europäer einreisen lassen«.

Die letzte Entscheidung darüber liegt bei den Regierungen der EU-Mitgliedstaaten, von denen einige bereits vorgeprescht sind. Griechenland hat kürzlich die Be-

schränkungen für Reisende mit Impfung oder negativem Coronatest aufgehoben, Zypern will am 10. Mai nachziehen.

Während die EU debattiert, schaffen auch manche Reiseveranstalter Fakten. Sie machen Angebote nur für Geimpfte und Genesene. Der Chef des Münchner Spezialreiseveranstalters Hauser-Exkursionen, Manfred Häupl, bietet neuerdings solche Trips an. Auch die Reederei Royal Caribbean International wird ausschließlich ausgewählte Gäste auf ihre neue »Odyssey of the Seas« lassen. Nur geimpfte Israelis dürfen sich ab Mai über den Surfsimulator und andere Annehmlichkeiten auf dem 347 Meter langen Kreuzfahrtschiff freuen. Ausschließlich Geimpfte – auch Deutsche – lässt Norwegian Cruise Line ab Ende Juli an Bord ihrer Schiffe, die über das Mittelmeer oder in der Karibik schippern werden.

Die neue Zweiklassengesellschaft zeigte sich eindrücklich nach dem Vulkanausbruch auf der Karibikinsel St. Vincent am 9. April. La Soufrière hatte Asche gespuckt, Tausende Menschen mussten evakuiert werden. Mehrere Kreuzfahrtschiffe halfen in der Not. Frauen und Kinder zuerst? Von wegen. Nur Geimpfte durften an Bord gehen.

Im deutschen Südwesten, an den Grenzen zu Frankreich und zur Schweiz, könnten Händlerinnen und Händler schon jetzt von »Impfprivilegien« profitieren. Wenn Kundinnen und Kunden aus den Nachbarländern zum Einkaufen kommen und vollständig geimpft sind, müssen sie neuerdings nicht mehr in Quarantäne.

Technik Die EU will mit einem digitalen Impfpass den Sommer retten.

Urlaub mit Barcode

● Eine Ansammlung schwarzer und weißer Quadrate und einige Zeilen Text, so soll der europäische Impfpass aussehen. Der digitale Nachweis wird nicht viel mehr hermachen als ein Barcode auf einem Bahnticket. Doch er ist der Schlüssel zu einem Stückchen Freiheit. Geimpften, Genesenen und negativ Getesteten soll er das Reisen innerhalb Europas erleichtern und damit den Sommerurlaub retten. Das zumindest will Brüssel.

Den klassischen gelben Impfausweis wird der digitale Pass nicht ersetzen, sondern ergänzen. Sein Vorteil: Er ist schneller überprüfbar, was zum Beispiel am Flughafen wichtig ist. Ihn zu fälschen ist schwieriger, als ein Stück gelbes Papier mit einem nachgemachten Arztstempel zu versehen. Manipulierte gelbe Impfpässe werden schon jetzt im Internet gehandelt, für rund 100 Euro oder mehr.

Doch für den digitalen Impfausweis braucht es eine ganz neue Infrastruktur. Es geht um digitale Zertifikate, kryptografische Schlüssel und verschiedene Apps. Aber noch ist das Ganze nicht einsatzbereit, im Juni könnte es so weit sein. Die EU ist derzeit damit beschäftigt, den rechtlichen Rahmen zu schaffen und das technische Grundgerüst aufzubauen. Damit beauftragt wurden SAP und die Deutsche-Telekom-Tochter T-Systems.

Der »digitale Nachweis« soll dann nicht nur eine Impfung bestätigen, sondern auch negative Testergebnisse sowie eine überstandene Covid-19-Erkrankung erfassen können. Ein entsprechender Verordnungsentwurf der Kommission muss aber noch vom EU-Ministerrat und -Parlament angenommen werden.

Das Grundgerüst des Digitalpasses basiert auf einem etablierten kryptografischen Verfahren. Wenn ein Arzt für einen Patienten online ein Impfzertifikat beantragt, schickt ihm ein mit der Ausstellung dieser Zertifikate beauftragtes Konsortium verschiedener Firmen den signierten Nachweis zu. Die Unternehmen – darunter IBM und Ubirch – speichern jedoch nicht dauerhaft, für welche Geimpften sie Nachweise ausgestellt haben. Es entsteht keine Impfdatenbank.

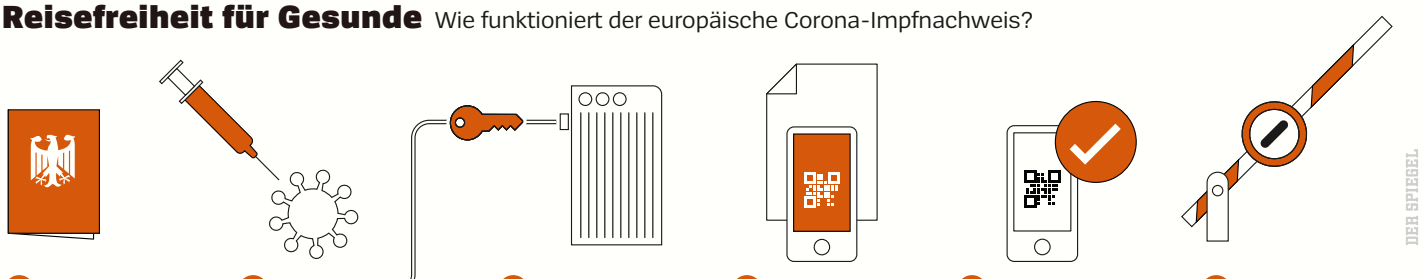
Wer später ein solches Zertifikat auf seine Gültigkeit überprüfen will, etwa Polizisten bei einer Kontrolle, checkt den Code über eine Abfrage. Dabei werden kryptografische Schlüssel gegeneinander abgeglichen, es werden keine persönlichen Daten der Bürgerin oder des Bürgers abgerufen. Wer wann welchen Impfstoff bekommen hat, spielt in diesem Augenblick keine Rolle. Überprüft werden soll nur das Nötigste: Wer hat den Nachweis ausgestellt und digital unterschrieben? Ist er gültig – und gehört der Nachweis tatsächlich der Person, die ihn vorzeigt?

Die Geimpften selbst brauchen dafür lediglich eine Smartphone-App, in der sie ihren persönlichen Nachweis speichern. Den bekommen sie mit ihrer Impfung in einem Zentrum oder vom Arzt. In Deutschland soll das Ganze auch mit der offiziellen Corona-Warn-App funktionieren. Wer kein Smartphone besitzt oder seines nicht dafür nutzen möchte, bekommt stattdessen von seinem Arzt einen Ausdruck ausgehändigt.

Wie viel Freiheit der Barcode den Menschen wirklich bringt, wird dann allerdings Sache der einzelnen EU-Mitgliedstaaten bleiben. Reisen, Konzerte, Restaurantbesuche – nicht in jedem Land wird der Impfnachweis dasselbe ermöglichen. Entscheidend dafür wird eher sein, wie weit die jeweilige Impfkampagne fortgeschritten ist. Patrick Beuth

Reisefreiheit für Gesunde

Wie funktioniert der europäische Corona-Impfnachweis?



1 Impfwillige müssen sich vor der Impfung ausweisen und werden registriert.

2 Nach erfolgter Impfung beantragen das Impfzentrum oder der Arzt ein Impfzertifikat beim zuständigen Aussteller.

3 Die Übertragung erfolgt über einen sicheren Kanal.

4 Dieses Zertifikat speichert die geimpfte Person auf ihrem Smartphone, oder sie erhält einen Ausdruck davon.

5 Bei einer Kontrolle zeigt die geimpfte Person ihren Nachweis vor. Dieser wird gescannt. Dabei wird überprüft, ob er gültig ist.

6 Insbesondere an einer Grenze oder am Flughafen wird die Person zusätzlich ihren Ausweis vorzeigen müssen.

DER SPIEGEL

In Weil am Rhein, das an beide Länder angrenzt, scheint sich allerdings wenig geändert zu haben. Ein Ansturm aus der Schweiz, aus Frankreich? »Im Gegenteil«, sagt Optiker Siegfried Burkart. »Die Menschen wissen überhaupt nicht, was los ist.« Gerade gestern erst habe er mehrere Anrufe von Schweizern bekommen, die wissen wollten, was denn nun erlaubt sei in Deutschland – und was verboten.

Gut ein Drittel der Kundschaft in Weil kommt aus dem Ausland, den Händlern hilft vor allem die Kaufkraft der Schweizer. »Die Privilegien haben aber überhaupt nicht zu den erhofften Effekten geführt«, sagt Hans-Werner Breuer, Besitzer eines Einrichtungshauses im benachbarten Lörrach und Vorsitzender des örtlichen Gewerbevereins. Zu »nebulös« seien die Ansagen von Landes- und Bundesregierung, zu unstet die Regelungen.

Im Moment ist eh Schluss: Einige Tage lang waren die Geschäfte in Weil und Lörrach geöffnet, dann griff die Bundesnotbremse. Seither sind die Ladentüren wieder für Laufkundschaft geschlossen, für Geimpfte wie Nichtgeimpfte.

Die Gastronomie, der Einzelhandel und viele andere Branchen – sie leiden unter der Pandemie, die nun schon seit mehr als einem Jahr das Land lähmt. Viele wollen deshalb unbedingt öffnen, wie und für wen auch immer. Zu viel haben manche in Hygienekonzepte und Umbauten investiert. Vor den Gerichten laufen reihenweise Verfahren gegen die jüngsten Schließungen, die meisten scheitern.

Der Hauptgeschäftsführer des Deutschen Handelsverbands, Stefan Genth, fordert einen »klaren Weg aus der Pandemie«. Der Impfpass müsse bald kommen, Geimpfte sollten unverzüglich die gleichen Rechte wie Getestete bekommen. Für sie sollten »die Einschränkungen im Einzelhandel wegfallen«, so Genth. In den kommenden Wochen könnten dann gar »die Obergrenzen für die Zahl der Kunden pro Quadratmeter im Einzelhandel entfallen«.

Im Landkreis Altötting schielen Geschäftsleute, Hoteliers und Gastronomen ebenfalls über die Grenze, sehnsuchtsvoll. Nicht, dass sie den österreichischen Nachbarinnen und Nachbarn jenseits der Salzach das Vergnügen nicht gönnten. Es ist nur so, dass sie selbst längst bereit wären. Nur dürfen sie nicht.

Am 19. Mai sollen in Österreich Läden, Restaurants und Sportstätten öffnen, für Geimpfte, Genesene und Getestete, so hat es Bundeskanzler Sebastian Kurz angekündigt. »Auch wir brauchen einen Lichtblick, wir sind schon seit einem halben Jahr geschlossen«, sagt Konrad Schwarz, Seniorchef eines Gasthofs und Vorsitzender des Hotel- und Gaststättenverbands im Landkreis Altötting. Übernachtungsgäste gebe es kaum, das Geschäft mit dem Essen zum Mitnehmen verlaufe schleppend. Schon im vorigen Jahr hätten Brautpaare in Österreich gefeiert – dort waren die Regeln lockerer.

Bayerns Ministerpräsident Söder verkündete am Dienstag immerhin, dass Geimpfte nun den Getesteten auch in seinem Bundesland gleichgestellt würden. In die Restaurants und Sporthallen darf trotzdem erst mal niemand gehen.

Gastwirt Schwarz, 61, erzählt, dass er gerade zum ersten Mal geimpft worden sei, vom Hausarzt. Sobald er auch die zweite Dosis bekommen hat, will er sich den digitalen Nachweis holen. Was das bringt? Schwarz weiß es nicht, aber er hofft. »Es kann eine Eintrittskarte in viele Lebensbereiche sein, zum Essengehen, Reisen, in Geschäfte oder ins Kino.«

Vielleicht wird das weiße Stück Plastik noch etwas wert, als Passierschein in das Leben, als Ticket in die weite Welt. In Altötting haben sie jedenfalls ihr Möglichstes dafür getan, dass überall verstanden wird, was die Karte bedeutet. Auf der Vorderseite steht auch auf Englisch: »Certificate of Vaccination«.

Markus Becker, Antje Blinda, Simon Book, Dinah Deckstein, Markus Feldenkirchen, Jan Friedmann, Claus Hecking, Dietmar Hipp, Christiane Hoffmann, Markus Verbeet, Severin Weiland

► **Lesen Sie auch auf Seite 94**
Wie mehr Deutsche schnell geimpft werden könnten – und warum die Behörden das nicht unterstützen

Berliner Ensemble 2017, 2020

Sven Darmer / DAVIDS

Florian Gaertner / Photothek via Getty Images

Geschlossene Theater

»Kunst und Wissenschaft, Forschung und Lehre sind frei.«

GRUNDGESETZ Artikel 5 Absatz 3 Satz 1

Schnelltest in der Schule

Jörg Carstensen / dpa

Jetzt sind die Kinder dran

Pharma Bereits ab Juni könnte die Biontech-Vakzine für ältere Schüler zugelassen werden, ab Herbst auch für Jüngere ab einem Alter von sechs Monaten. Muss es eine neue Impfpriorisierung geben?

Einmal die Woche ist der Kalender von etwa 40 Führungskräften des Mainzer Forschungsunternehmens Biontech für 90 Minuten mit einem nicht verschiebbaren Termin blockiert. Im BNT162b2-Meeting präsentieren alle mit dem Impfstoff befassten Abteilungen dem Vorstand, woran sie gerade arbeiten. Ob der Produktionsausbau schnell voranschreitet, welche Ansätze gegen neue Mutanten diskutiert werden.

Mitte Januar stand eine Frage auf dem Programm, die sich auch viele Eltern immer drängender stellen: Wann könnte der Impfstoff für Kinder zugelassen werden?

Zu der Zeit schien das Thema noch weit weg. Gerade wurden die ersten Dosen rund um die Welt verteilt, das komplette Unternehmen war voll darauf konzentriert, mehr Impfstoff herzustellen, mehr zu liefern, so schnell es geht für die Milliarden von Erwachsenen.

Kinder wiederum haben eine andere Physiologie als Erwachsene. Arzneimittel für unter 18-Jährige müssen deshalb separat erforscht und zugelassen werden. Ein aufwendiger, langwieriger Prozess, der zumeist Jahre dauert.

Im Januar hofften die für die klinischen Studien zuständigen Biontech-Forscher, die Vakzine bis zum Frühjahr 2022 für alle Altersklassen genehmigt zu bekommen. Eine ungewöhnlich schnelle Zulassung. Im Vergleich zu normalen Zeiten.

Doch Uğur Şahin, dem Biontech-Chef, und Chefwissenschaftlerin Özlem Türeci war das immer noch viel zu langsam. Beide sorgten sich vor allem um die neuen Virusvarianten, die bereits grassierten: deutlich ansteckendere, aggressivere Mutanten, wie B 1.1.7. Vielleicht könnte bis zum Sommer eine Mehrheit der Erwachsenen geimpft sein und Herdenimmunität das Virus stark eindämmen. Aber was, fragte Şahin in die Runde, wenn die Kinder in Schulen und Kindergärten einem mutierten und womöglich gefährlicheren Virus weiter ungeschützt ausgesetzt wären?

Im Januarmeeting machten die beiden Biontech-Gründer den Impfstoff für Kinder deshalb zur Priorität, mit einem klaren Ziel: Vor dem nächsten Winter müsse der Impfstoff für alle Kinder ab Kindergartenalter erprobt sein. Eine Zulassung für alle Altersklassen im September solle angestrebt werden.

Es ging dann deutlich schneller. »Wir sind auf gutem Weg, diese Ziele zu erreichen«, sagt Şahin jetzt, gut drei Monate später. »Es ist sehr wichtig, Kindern eine Rückkehr zum Schulalltag sowie Treffen mit Familie und Freunden zu ermöglichen.«

Schon am kommenden Mittwoch soll bei der europäischen Arzneimittelbehörde EMA eine Zulassung der Biontech-Vakzine für Kinder ab zwölf Jahren beantragt werden.

»Wir haben die Studiendaten für die 12- bis 15-Jährigen in den USA für die bedingte Zulassung eingereicht, in Europa sind wir in den letzten Zügen vor der Einreichung«, sagt Şahin. Die Prüfung dauert in der Regel wenige Wochen. Ab Anfang Juni könnten die ersten Schulkinder geimpft werden.

Auch die zweite klinische Studie mit knapp 4600 jüngeren Kindern ist bereits weit fortgeschritten. Geimpft wird nach absteigenden Alter: Wenn die Zehnjährigen die Vakzine gut vertragen, sind danach die Neunjährigen an der Reihe. Die Biontech-Forscher sind inzwischen bei der jüngsten Altersklasse angelangt: Kinder ab sechs Monaten.

»Im Juli könnten erste Ergebnisse für die Fünf- bis Zwölfjährigen, im September für die jüngeren Kinder vorliegen, die Auswertung dauert etwa vier bis sechs Wochen«, sagt Şahin. »Wenn alles gut geht, können wir, sobald die Daten ausgewertet sind, in verschiedenen Ländern den Antrag auf Zulassung des Impfstoffs für alle Kinder der jeweiligen Altersgruppe einreichen.«

Der Biontech-Chef ist zuversichtlich, denn nach den bereits vorliegenden Studiendaten war der Impfstoff bei älteren Kindern ab zwölf Jahren zu 100 Prozent wirksam und gut verträglich. Diese »ermutigenden Ergebnisse« deuten laut Şahin darauf hin, »dass Kinder durch die Impfung besonders gut geschützt sind«.

Sollten sich die Zeitpläne erfüllen, wären die Folgen weitreichend. Seit dem ersten Lockdown, als sogar Spielplätze monatelange geschlossen waren, sind Kinder besonders schwer von der Pandemie getroffen.

Studien deuten darauf hin, dass viele weit mehr als Erwachsene unter psychischen Langzeitfolgen leiden werden, da sie den Verlust an sozialen Kontakten schlechter ausgleichen und verarbeiten können.

40 Prozent der Kinder und Jugendlichen zwischen 11 und 17 Jahren gaben in

einer repräsentativen Onlinebefragung des Hamburger Universitätsklinikums Eppendorf an, während der Pandemie eine geminderte Lebensqualität zu haben. Ein Drittel litt an Niedergeschlagenheit, 44 Prozent hatten Schlafstörungen.

Vor allem Kinder aus armen und bildungsschwachen Haushalten werden durch die teils Monate andauernden Schulschließungen weit zurückgeworfen oder ganz abgehängt. Zugleich hat sich in den vergangenen Monaten gezeigt, dass auch kleine Kinder in seltenen Fällen schwer an Covid-19 erkranken können.

Würden schon in wenigen Wochen die 12- bis 17-Jährigen und dann ab Herbst auch jüngere Kinder geimpft werden, könnten Schulen und Kindergärten sehr viel schneller wieder regulär laufen. Vorausgesetzt, die Kinder müssen sich beim Impfen nicht ganz hinten anstellen.

Erst vergangene Woche hatte Bundeskanzlerin Angela Merkel angekündigt, die Impfpriorisierung ab Juni aufzuheben. Sollten dann nicht alle Schulkinder geimpft werden, um wieder sicheren Präsenzunterricht zu ermöglichen?

Das würde bedeuten, dass viele 40- oder 50-Jährige erst später geschützt werden könnten. Denn zumindest die Jugendlichen müssten vorerst aus den bestehenden Lieferkontingenten versorgt werden.

Jüngere bekämen den Impfstoff in geringerer Dosierung – bei den kleinsten wird wohl nur ein Zehntel des Wirkstoffs benötigt.

Ab Spätsommer würde Biontech die Kinderdosierung separat produzieren. Ob das dann auf Kosten der ursprünglich geplanten Erwachsenen-Lieferungen ginge oder ein zusätzliches Kontingent möglich wäre, ist noch offen.

Damit stellen sich erneut komplizierte ethische Fragen. Was ist wünschenswert – und was moralisch vertretbar?

»Im Hinblick auf Länder wie Indien, wo Abermillionen von Impfdosen dringend für Ältere gebraucht werden, müssen wir darüber nachdenken, ob knappe Impfdosen wirklich am besten an Kinder in reichen Ländern gehen sollten«, argumentiert etwa der Harvard-Epidemiologie Michael Mina.

Andere halten zumindest die Impfung von Jugendlichen für unumgänglich. Darum »werden wir nicht herumkommen«, sagt die Virologin Angela Rasmussen von der kanadischen Vaccine and Infectious Disease Research Organization (VIDO-InterVac). Jugendliche hätten besonders viele Kontakte außerhalb ihres eigenen Haushalts, viel mehr als etwa Sechsjährige.

Um 80 bis 85 Prozent der Bevölkerung zu impfen, müssten wohl auch jüngere Kinder in die Impfkampagne einbezogen werden. Lediglich so könnte verhindert werden, dass sich das Virus, sollte es wieder eingeschleppt werden, nicht weiterverbreitet. »Nur wenn auch Kinder und Jugendliche mit einer für die Altersgruppe zugelassenen Vakzine geimpft werden, kann man die Pandemie zum Stillstand bringen«, sagt Jörg Dötsch, Direktor der Klinik für Kinder- und Jugendmedizin am Universitätsklinikum Köln und Präsident der Deutschen Gesellschaft für Kinder- und Jugendmedizin.

Es geht, wie so oft in dieser Pandemie, um Fragen von Solidarität und Gerechtigkeit und darum, was wirklich Priorität hat im Land. Wie wichtig Schule und Bildung für Kinder und Jugendliche aber auch für die Zukunft einer auf Wissen basierenden Volkswirtschaft sind, wurde in den vergangenen Monaten landauf, landab gepredigt. Sobald es zum Schwur kam, waren die Ergebnisse dürftig. Weder gelang die Digitalisierung des Unterrichts, noch wurden die Schulen technisch aufgerüstet, etwa durch Belüftungsanlagen.

»Kinder haben nach der Uno-Kinderrechtskonvention das Recht auf bestmögliche medizinische Versorgung«, sagt Thomas Fischbach, Präsident des Berufsverbands der Kinder- und Jugendärzte. »Wir halten es deshalb für richtig und erforderlich, dass Kinder gegen Covid-19 geimpft werden.« Würde ihnen die Immunisierung verwehrt, würde das die Wiederöffnung der Schulen gefährden und die soziale Teilhabe der nachwachsenden Generation insgesamt. »Es wäre diskriminierend«, so Fischbach.

Doch zunächst einmal muss Biontech die Kinderstudien erfolgreich abschließen und nachweisen, dass der Impfstoff nicht nur wirksam, sondern ungefährlich ist. Das sei keineswegs ein Selbstläufer, so Wolfgang Becker-Brüser, Herausgeber der industriekritischen Zeitschrift »Arznei-Telegramm«.

»Kinder haben einen Organismus, der noch in der Entwicklung ist«, erklärt der Mediziner und Pharmazeut, »sie reagieren auf vieles anders, da kann man nicht einfach von Studien mit Erwachsenen auf Kinder extrapolieren.«

Für alle vier in der EU bislang zugelassenen Covid-19-Impfstoffe – neben Biontech sind das die Vakzinen von Moderna, Johnson & Johnson und AstraZeneca – wurden mit der European Medicines Agency (EMA) sogenannte Pediatric Investigation Plans, pädiatrische Prüfkonzepte vereinbart. Darin steht, welche klinischen Studien an Kindern und Jugendlichen erforderlich sind, um nachzuweisen, dass ein Impfstoff in allen Altersgruppen bis 18 Jahre sicher und wirksam ist.

Felix Schmitt / Agentur Focus

Biontech-Gründer Şahin, Türeci
»Rückkehr zum Schulalltag ermöglichen«

Grundsätzlich, so die EMA auf Anfrage des SPIEGEL, seinen klinische Studien zur Erprobung von Impfstoffen an Kindern so aufgebaut, dass die Vakzine in der Regel nach der Zulassung für Erwachsene zuerst an Jugendlichen und dann schrittweise in weiteren Studien an Kindern unter zwölf Jahren bis hin zu den jüngsten Altersgruppen untersucht werden. Sobald die Daten in einer Altersgruppe zeigten, dass der Impfstoff sicher sei und eine gute Immunantwort aufweise, könnten die Entwickler die Daten für eine Marktzulassung in dieser Altersgruppe einreichen. Bei sehr guten Daten könne die Dauer der Studie verkürzt werden.

Laut Biontech gibt es bislang keine Hinweise auf Nebenwirkungen. Allerdings würden sich sehr seltene unerwünschte Wirkungen erst nach der Markteinführung zeigen, wenn Hunderttausende oder Millionen geimpft worden sind. Deshalb ist es wichtig, dass die individuelle Nutzen-Risiko-Abwägung für Kinder klar positiv ausfällt. »Alles andere wäre unethisch«, so Dötsch.

Die Deutsche Gesellschaft für Kinder- und Jugendmedizin befürwortet Covid-Impfungen für Kinder. Denn junge Menschen mögen deutlich weniger schwer an Covid-19 erkranken als Ältere. Völlig sicher vor dem Virus sind sie nicht. Long Covid ist bei Kindern nicht unbekannt. Und in Ländern mit sehr hohen Fallzahlen wie etwa Brasilien sollen Hunderte Kinder an einer Covid-19-Erkrankung gestorben sein.

Zudem erkrankt schätzungsweise jedes tausendste infizierte Kind am Paediatric Inflammatory Multisystem Syndrome (Pims). Wochen nach der oft symptomlos verlaufenen Infektion führt dann ein fehlgeleitetes Immunsystem zu heftigen Entzündungsreaktionen in verschiedenen Organen. Nicht wenige Kinder müssen ins Krankenhaus, einige sogar auf die Intensivstation.

»Wir glauben, dass es jetzt schnell gehen kann«, sagt Şahin. »Die bisherigen Beobachtungen zur Verträglichkeit wie auch zur Wirksamkeit sind ermutigend.« Menschen auf der ganzen Welt wünschten sich ein normales Leben zurück, so der Biontech-Chef. »Ganz besonders unsere Kinder.«

Veronika Hackenbroch, Thomas Schulz

Unten gegen oben

Parteien Nach dem Machtkampf in der Union um die Kanzlerkandidatur rebelliert das Fußvolk der CDU. Viele sind das Gemauschel in Gremien leid und fordern mehr Basisdemokratie.

Ein Dorf mit 610 Einwohnern im Herzen Schleswig-Holsteins, fast so weit weg von Bayern, wie man in Deutschland nur sein kann. In der Gemeinde Dannau gibt es eine Bioland-Käserei, einen neuen Aussichtssteg, eine Pferdegilde – und seit letzter Woche ein Mitglied der bayerischen CSU.

Das Nordlicht Karsten Schröder hält den dortigen Landeschef Markus Söder für »durchsetzungsstark, medial präsent, klar im Kurs gegen die Coronapandemie«. Aus seiner Sicht hat sich der CDU-Vorstand am vorvergangenen Montag mit Armin Laschet für den falschen Kanzlerkandidaten der Union entschieden. Deshalb füllte Schröder vergangene Woche einen Online-Mitgliedsantrag bei der CSU aus, als »ein deutliches Zeichen« des Protests. Das gehe »bundesweit«, twitterte der 61-Jährige anschließend, »Nachahmung empfohlen« – in der Tat kann die CSU seit dem vergangenen Herbst in der ganzen Republik um Online-Mitglieder werben.

Mehr als 3000 Neue konnten die Christsozialen in einer Woche gewinnen. Eine solche Eintrittswelle habe die CSU »in den letzten zehn Jahren nicht erlebt«, schwärmt Generalsekretär Markus Blume. Seinen Parteivorsitzenden Markus Söder rief er zum »Kandidaten der Herzen« aus.

Die Stärke der eigenen Truppen vermag der CSU-Parteichef bislang allerdings nicht in Wahlkampfunterstützung für Armin Laschet zu verwandeln. Vermutlich, weil er das auch gar nicht will. Die »menschliche Brücke« zwischen ihm und Laschet, die Söder in Interviews beschwört, scheint einsturzgefährdet, genauso bröckeln die Umfragwerte der Union.

Seit das Duell um die Kanzlerkandidatur bei den Konservativen offiziell geklärt ist, sackt die Union demoskopisch ab – und liegt nun teilweise hinter den Grünen. Das seien Momentaufnahmen, reden sich einige in der CDU-Spitze die Lage schön, die Stimmung werde sich spätestens in den Sommermonaten drehen, wenn die Pandemie womöglich unter Kontrolle sei.

Was diese Argumentation allerdings außer Acht lässt: Viele Mitglieder sind weniger enttäuscht darüber, dass Laschet Kandidat geworden ist. Sie sind befremdet davon, wie er es geworden ist: durchgeboxt über Gremien, vorbei an der Stimmung der Basis und ohne Rücksicht auf die Hoffnungen einfacher Mitglieder.

Das Gefühl der Machtlosigkeit ist der CDU-Basis nicht neu, viele Christdemokraten verspürten es in den Jahren unter Kanzlerin Angela Merkel des Öfteren, etwa in der Flüchtlingskrise. Dass nun ausgerechnet die Kanzlerkandidatur, die einen Aufbruch einleiten sollte, diese Enttäuschungen verstärkt, macht die Sache gefährlich für die Partei: Der Riss könnte sich unheilbar vertiefen.

Karsten Schröder bezeichnet sich selbst als »aufrechten Demokraten«. Von einem künftigen Kanzler der Union verlangt er Ehrlichkeit, Authentizität und Fairness im gegenseitigen Umgang. Aus seiner Sicht hat Armin Laschet diese Werte verraten.

Christdemokratin Da Ronch: »Ich schätze Laschets besonnene Art«

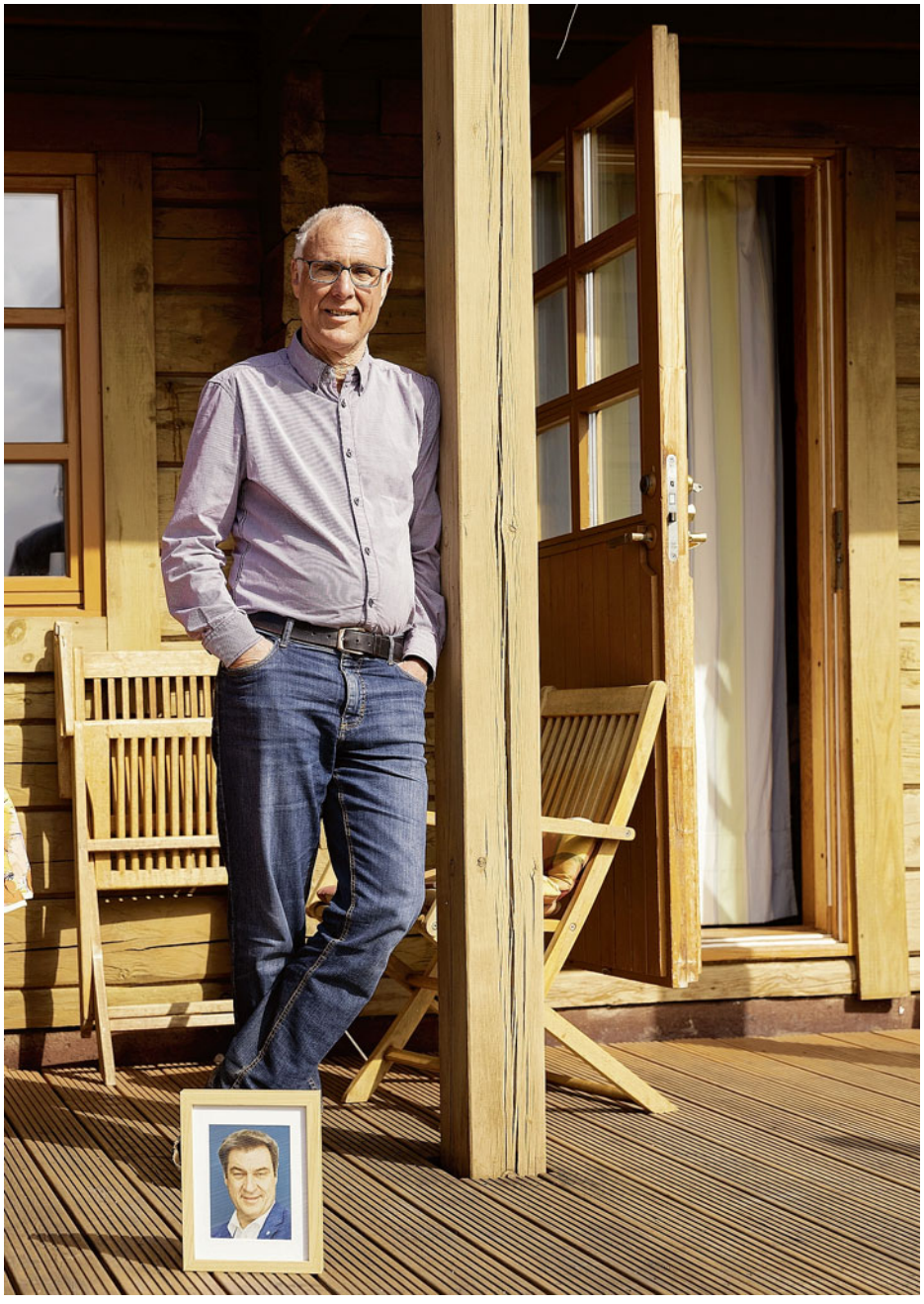
Fotos: Christian O. Bruch / DER SPIEGEL

Hätte er in der CDU »wirklich die meiste Unterstützung gehabt«, sagt Schröder, wäre seine Kandidatur »in Ordnung« gewesen.

An der Basis in seiner Heimat aber nahm Schröder mehr Unterstützung für Markus Söder wahr. Unter anderem hätten sich neun Kreisverbände der Jungen Union in einem offenen Brief an Schleswig-Holsteins Ministerpräsidenten Daniel Günther für den Mann aus Bayern als Kanzlerkandidaten starkgemacht.

Doch einheitlich ist das Stimmungsbild selbst unter den jungen Parteimitgliedern nicht. »Ich schätze Armin Laschets besonnene Art«, sagt zum Beispiel die 23-jährige Medizinstudentin Julie Da Ronch aus der Kieler CDU und Jungen Union. Sie ist froh, dass der Bundesvorstand sich für ihren Wunschkandidaten entschieden hat. »Es wird oft so dargestellt, als gäbe es nur eine Meinung an der Basis. Dabei gibt es viele Laschet-Befürworterinnen und -Befürworter – sie sind nur nicht so laut wie die Söder-Fans«, glaubt Da Ronch.

In einer Zeit ohne Stammtische, Treffen in Wahlkreisbüros oder am Marktplatzstand ist es für eine Parteiführung schwer, die Stimmung an der Basis richtig einzuschätzen. Vor dieser Herausforderung aber stand der 47-köpfige CDU-Parteivorstand, als er am vorvergangenen Montag über die Kandidatur entscheiden sollte. Der niedersächsische Landesvorsitzende Bernd Althusmann hatte am Tag zuvor mehr als 80 Mitglieder von Landes-, Bezirks- und Kreisvorständen per Videokonferenz zusammengeschaltet.



CSU-Neumitglied Schröder: Söder sei »durchsetzungsstark, medial präsent«

Die Stimmung war nicht gut. Drei Viertel der niedersächsischen CDU-Funktionäre, so heißt es aus Teilnehmerkreisen, hätten lieber für Söder Plakate geklebt als für Laschet. Athusmann aber sprach sich in der geheimen Abstimmung dann trotzdem für Laschet aus. Seinen Parteifreunden in Niedersachsen gegenüber soll er das unter anderem damit begründet haben, er wolle den frisch gewählten Vorsitzenden der eigenen Partei nicht beschädigen.

Parteiräson schlägt Basisvotum. Es war wohl vor allem Bundestagspräsident Wolfgang Schäuble, der die Vorstandsmitglieder auf einen Kurs der Selbstbehauptung gegenüber der Schwesterpartei einschwor. Das Konzept der repräsentativen Demokratie dürfe keinesfalls ausgehebelt werden, warnte Schäuble. Seine Botschaft: Die Gremien entscheiden – nicht die Mitglieder, nicht irgendeine Stimmung.

Somit prallen in der Union zwei Politikansätze aufeinander. Söders Strategie war es, auf die eigene Person und ihre Wirkung auf die Parteimitglieder zu setzen. Viele vermuten, dass dieser Ansatz trotz Söders Rückzug die Union nachhaltig verändern könnte. Wie leicht aus der Strategie eine Bewegung wird, konnte man in anderen europäischen Staaten wie Österreich bereits beobachten.

Den Eindruck bekräftigte Söder zumindest selbst, als er nach der Entscheidung für Laschet sagte: »Den Glauben, dass politische oder personelle Entscheidungen heute noch in den Gremien völlig unabhängig von der Basis und den Erwartungen der Menschen gemacht werden können, halte ich nicht für zeitgemäß.« Was, wenn er mit seiner Analyse recht hat? Wenn die Machtstrukturen im einstigen Kanzlerwahlverein Union eine Renovierung brauchen – weil die Basis nicht nur repräsentiert werden, sondern aktiv mitmachen will?

Kerstin Lorentsen ist CDU-Kreisvorsitzende im niedersächsischen Northeim. »Der Frust ist groß«, sagt sie, so könne es nicht weitergehen. »Wir brauchen bei solchen Entscheidungen eine Beteiligung der Basis.« Der Bundesvorstand habe die Basis »vergewaltigt«, sagt ein Landtagsabgeordneter aus Niedersachsen, der aber lieber anonym bleiben will.

Laschet hat den großen Frust an der Basis offenbar erkannt. Er geht in diesen Tagen auf die Parteimitglieder zu und versucht, die Stimmung für sich zu drehen.

Dabei soll ihm nun ausgerechnet sein einstiger Widersacher im Rennen um den Parteivorsitz helfen: Friedrich Merz gehöre für ihn »fest in den Mannschaftskader der Union für die Bundestagswahl«, kündigte Laschet Mitte dieser Woche bei einer Videokonferenz mit Christdemokraten

aus Baden-Württemberg an. Das Kalkül ist klar: Da viele Söder-Anhänger auch von Friedrich Merz begeistert sind, soll der Sauerländer die Enttäuschten jetzt wieder zurückholen.

Auch am Wahlprogramm wird intensiv gearbeitet und an Ideen für den Wahlkampf. Im Konrad-Adenauer-Haus regiert aber vor allem das Prinzip Hoffnung: darauf, dass sich die Grünen selbst entzaubern. Darauf, dass sich die Impfsituation im Lande bald verbessert – und damit auch der allgemeine Blick auf die Union.

In diesen Tagen tourt der nur halb geliebte Kandidat digital durchs CDU-Land, er spricht in Videokonferenzen mit der Basis, mit Kreisvorsitzenden und Mandatsträgern. Am Mittwoch vergangener Woche wählte er sich überraschend für viele in eine Videoschalte der niedersächsischen Kreisvorsitzenden ein. »Das kam gut an«, sagt einer der Teilnehmer. Aber reicht das, um die eigenen Leute zu mobilisieren?

In Rheinland-Pfalz versucht Vize-CDU-Chef Christian Baldauf, den Ärger in großen Teilen der Mitgliedschaft wieder einzufangen. In seinem Bezirk gebe es »einige Austritte«, sagt Baldauf. Darunter seien viele engagierte und aktive Mitglieder, die auf keinen Fall für die CDU verloren gehen dürften. Nun versucht er, sie zum Bleiben zu überreden. Nicht immer gelingt ihm das. »Wir haben es nicht geschafft, das richtige Format zu entwickeln und unsere Leute in ausreichendem Maße mitzunehmen,« sagt Baldauf. Die letzten Wochen sollten für die CDU »ein heilsamer Schock« sein. Auch hier ist die Botschaft: In Zukunft wollen die Mitglieder mehr in die wichtigen Entscheidungen der Partei eingebunden werden.

Wie es aussieht, wenn der Schock zum Dauerzustand wird, lässt sich in Baden-Württemberg besichtigen. Dort hat die CDU die Landtagswahl im März gegen Ministerpräsident Winfried Kretschmann und seine Grünen krachend verloren. Gerade mal 24,1 Prozent holten die Christdemokraten in ihrem früheren Stammland, 2011 waren es noch 39 Prozent gewesen. Aus der einst so stolzen »Baden-Württemberg-Partei« ist ein Dauerjuniorpartner von Kretschmanns Gnaden geworden.

Hendrik Wolff, 54, regt das furchtbar auf. Der Finanzberater engagiert sich seit rund 40 Jahren für seine Partei. »Die CDU verliert derzeit die treuesten Wähler und die besten Mitglieder«, befürchtet er. Wolff hat deshalb schon kurz nach der Wahl mit seiner Bezirksgruppe Stuttgart-Sillenbuch einen »Weckruf« verfasst, dem sich Hunderte CDU-Mitglieder anschlossen. Darin fordern sie personelle Konsequenzen an der Parteispitze, ein »Herausarbeiten des Markenkerns der CDU« und deren Wandel »zu einer Mitglieder- und Mitmach-Partei«.

Der Machtkampf zwischen Söder und Laschet war für den »Weckruf«-Initiator nur ein weiterer Beweis dafür, dass die Trennlinie in der Union längst nicht mehr zwischen CDU und CSU oder rechts und links verlaufe – sondern zwischen oben und unten. »Viele an der Basis erleben die CDU in weiten Teilen als einen Sanierungsfall«, sagt Wolff. »Wir haben uns komplett den Grünen unterworfen.«

Im Ländle hat die Kretschmann-Partei ihren schwarzen Koalitionspartner in den vergangenen Jahren erfolgreich kleinregiert, ein Schicksal, das der CDU bald auch im Bund drohen könnte. Laut einer Umfrage von Civey für den SPIEGEL haben die Grünen in dieser Woche die Union zum ersten Mal überholt.

Über die Frage, wie die Union mit ihrem größten Konkurrenten im Rennen ums Kanzleramt umgehen muss, wird sich auch entscheiden, wie einig die Union im Wahlkampf auftreten wird. Als Armin Laschet in der Bundestagsfraktion seinem Konkurrenten Söder die Eignung fürs Kanzleramt absprach, begründete er dies auch mit dem Osten, wo Söders grüner Kurs nicht gut ankomme.

Tatsächlich aber ist die Stimmung im Osten gespalten, wie überall in der Republik. Gab es bei der Frage, ob Laschet oder Friedrich Merz CDU-Vorsitzender werden sollte, noch eine klare Tendenz für Merz, war das bei der Kandidatenfrage nicht mehr ganz so eindeutig.

»Als Merz die Wahl zum Parteivorsitz das zweite Mal verloren hatte, war der Frust viel größer bei uns als jetzt bei dieser Entscheidung«, sagt der sachsen-anhaltische Landtagsabgeordnete Daniel Sturm. Er hatte sich zwar Söder als Kandidaten gewünscht, kann aber mit dem Ergebnis gut leben. Ähnlich sieht es der Abgeordnete Frank Scheurell: »Es ist nicht so, dass wir hier im Osten alle Söder wollten.«

Einige aber schon. In Dresden hatte sich eine Mehrheit im Kreisverband für den Bayern ausgesprochen. Jetzt, nach der Entscheidung, sind viele zumindest erleichtert, dass Friedrich Merz in Laschets Team dabei ist. Einer der beiden Dresdener Kandidaten für den Bundestag, CDU-Kreischef Markus Reichel, kann erklären, was sie im Osten an Typen wie Merz oder Söder so mögen: eine klare Sprache und eine wertkonservative Haltung.

In Sachsen-Anhalt haben sie Söder bereits für den Wahlkampf angefordert – eine Idee, die auch in Dresden Anklang findet. »Ich hoffe, dass Söder Teil einer Teamlösung wird«, sagt Reichel. Ein frommer Wunsch, wie Guntram Wothlys Erfahrung aus der letzten Woche zeigt.

Der Chef der CDU Jena sagt, er bewundere Söders Kampfbereitschaft und Durchsetzungsstärke. Bayern stehe zudem gut da bei den Themen Bildung und innere Sicherheit. Zum festlichen Jahresempfang am 23. April im Historischen Rathaus firmierte Söder deshalb zunächst als »Ehrengast«, per Livestream sollte er seine Botschaften verkünden. Wothly erhoffte sich Motivation für die eigenen Mitglieder.

Nach der Entscheidung für Laschet waren sie in Jena am Boden zerstört. »Ich habe mich zum zweiten Mal übergangen gefühlt«, klagt Wothly. Beim Parteivorsitz habe man die Basis nicht gefragt und jetzt bei der Kanzlerschaft wieder nicht. Wothly hat die ganze Bandbreite an Reaktionen erlebt: Die einen hätten die Entscheidung als skandalös bezeichnet, andere hätten sich hintergangen gefühlt. Austrittsdrohungen gingen ein. Doch Wothly glaubt: »In der langen Zeit unter Merkel sind die meisten Unzufriedenen schon ausgetreten. Der Rest sind die Hartgesottenen.«

Söder ist nun also Held und Hoffnung der Jenaer CDU? Er war es. Zwei Tage vor dem Empfang sagte der bayerische Ministerpräsident seine Teilnahme ab – angeblich wegen Terminüberschneidungen. Wothly ist seither bitter enttäuscht. »So etwas macht man nicht mit der zweitgrößten Stadt Thüringens.« Kein Brief sei gekommen, nichts Persönliches. Der Kandidat der Herzen blieb stumm.

In Windeseile musste Ersatz gefunden werden. Hilfe kam aus Nordrhein-Westfalen. Armin Laschet nahm ein fünfminütiges Grußwort für die Thüringer auf. Lobte Jena als »Beispiel für blühende Landschaften, von denen Helmut Kohl gesprochen hat«. Und er massierte die geschundene ostdeutsche Seele: Man solle stolz auf diese Erfolgsgeschichte sein.

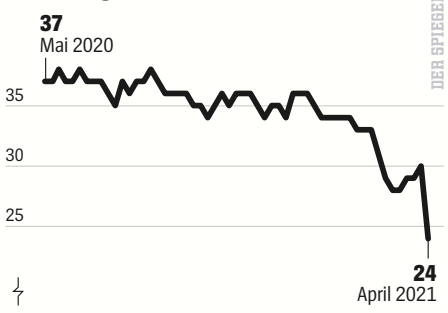
Wothly hat der Auftritt des Kanzlerkandidaten tief beeindruckt. »Vielleicht«, sagt er nun, »ist Laschet doch der Richtige?«

Matthias Bartsch, Felix Bohr, Anna Clauß, Lukas Eberle, Florian Gathmann, Hubert Gude, Anabelle Körbel, Timo Lehmann, Veit Medick, Steffen Winter

Historisches Tief

»Welche Partei würden Sie wählen, wenn am kommenden Sonntag Bundestagswahl wäre?«

Zustimmungswerte für die Union in Prozent



Quelle: Civey-Umfrage für den SPIEGEL, Umfragewert zum Wochenbeginn, jeweils Durchschnitt für die vergangenen sieben Tage, jüngste Befragung vom 19. bis 26. April 2021, jeweils über 10 000 Befragte, Stichprobenfehler: +/– 2,5 Prozentpunkte

SPIEGEL Akademie

In Kooperation mit der SRH Fernhochschule

Fit für die digitale Zukunft

Weiterbilden mit E-Learning – wann und wo sie wollen

Die SPIEGEL AKADEMIE bietet:

+ ein vielfältiges Kursangebot
+ individuelles, flexibles E-Learning
+ persönliche und fachliche Betreuung
+ Praxistutorials mit SPIEGEL-Experten
+ Abschlusszertifikate auf Hochschulniveau

Alle Kurse und Infos unter **akademie.spiegel.de**

Dirk Kurbjuweit

Sieger im 105-Meter-Lauf

Essay Robert Habeck und Markus Söder konnten die Kanzlerkandidatur ihrer Parteien nicht ergattern. Aber gerade Verlierer tragen eine hohe Verantwortung in der Politik. Was offenbar nicht allen klar ist.

Als John McCain 2008 bei der Präsidentschaftswahl unterlegen war, gratulierte er noch am selben Abend dem Sieger Barack Obama und sagte zu den eigenen Anhängern: »Das amerikanische Volk hat gesprochen, und es hat klar gesprochen. Der Fehler liegt bei mir, nicht bei euch.« Das war würdevolles Verlieren.

Als Donald Trump 2020 gegen Joe Biden verloren hatte, hielt er das für Betrug und forderte seine Anhänger auf, zum Kapitol zu ziehen, wo sie sich dann gewaltsam Zutritt verschafften. Ein Putsch lag in der Luft. Das war gefährliches Verlieren.

Dies ist das Spektrum der Niederlage in der Demokratie: von würdevoll bis gefährlich. Anders als im Sport, wo vor allem der Sieger zählt, ist der Verlierer in der Politik eine zentrale Figur mit großer Verantwortung. Eine Definition des New Yorker Politikwissenschaftlers Adam Przeworski, Autor des Buches »Crises of Democracy«, stellt ihn sogar in den Mittelpunkt: »Demokratie ist einfach ein System, in dem Amtsinhaber Wahlen verlieren und abtreten, wenn sie verlieren.«

Es kommt also darauf an, dass sie abtreten – was Trump nicht wollte. Und es kommt darauf an, wie sie mit ihrer Niederlage umgehen. Liegen sie im Spektrum näher bei »würdevoll«, ist alles in Ordnung. Liegen sie eher bei »gefährlich«, ist die Demokratie bedroht. Das Verhalten von Verlierern ist also ein Seismograf für den Zustand des Systems.

Demokratien produzieren permanent Verlierer, da es häufig zu Machtkämpfen und Abstimmungen kommt. In Deutschland mussten das zuletzt Robert Habeck von den Grünen und Markus Söder von der CSU spüren, die beide beim Rennen um die jeweiligen Kanzlerkandidaturen unterlagen. Was sagt ihr Verhalten über den Zustand der deutschen Politik aus?

Demokratien behandeln ihre Verlierer in der Regel gut. Sie schützen und hätscheln sie, vor allem mit Rechten für die Opposition. Autoritäre Staaten machen das meistens anders, wie man an Wladimir Putins Umgang mit dem Oppositionellen Alexej Nawalny sieht. Erst ein Mordanschlag, mutmaßlich vom Inlandsgeheimdienst verübt, dann Strafkolonie.

In seinem Interview zeigt Markus Söder vier Strategien, um seine Niederlage zu verarbeiten.

Im Gegenzug erwarten Demokratien von den Verlierern vor allem eines: dass sie sich mit ihrer Niederlage versöhnen. Noch besser: dass sie konstruktiv weitermachen. Loser's Consent, die Zustimmung des Verlierers, ist eine der wichtigsten Säulen des Systems.

Habeck und Söder haben in den vergangenen Tagen ausführliche Interviews gegeben, der eine der »Zeit«, der andere der »Süddeutschen Zeitung«. Beide Texte sind aufschlussreiche Porträts von Verlierern.

Robert Habeck stimmt einen pathetischen Trauergesang an. Der Tag der Entscheidung für Annalena Baerbock sei für ihn ein »bittersüßer Tag« gewesen. »Nichts wollte ich mehr, als dieser Republik als Kanzler zu dienen.« Interessant ist, was er nicht sagt: welche Stärken die Konkurrentin hat. Man nimmt den Eindruck mit, vor allem ihr Geschlecht qualifiziere Baerbock für das wichtigste Amt der deutschen Politik.

Natürlich ist es hart, wenn einem nicht das eigene Gesicht auf allen Titelseiten begegnet, sondern das der anderen. Aber tut man sich und seiner Partei mit einem larmoyanten Egotrip in der Öffentlichkeit einen Gefallen?

Eine der bittersten Niederlagen der Sportgeschichte kassierte der Finne Juha Mieto 1980 bei den Olympischen Winterspielen im Langlauf über 15 Kilometer. Nach ewigen Qualen in der Loipe verlor er mit einem Rückstand von einer Hundertstelsekunde, nicht mal ein Wimpernschlag. Er sei, so der Mythos, zum Weinen in den Wald gegangen. Geklagt habe er nicht. Mieto genießt den Ruf eines großartigen Verlierers.

Habeck wird wohl nicht der Juha Mieto der deutschen Politik. Sein Verhalten ist nicht gefährlich, aber auch nicht gerade würdevoll. Es gehört eher in die Kategorie jämmerliches Verlieren.

Bedenklicher ist der Fall Söder. In seinem Interview legt er vier Strategien an den Tag, um seine Niederlage zu verarbeiten.

Die erste ist die Schmähung des Siegers. Söder macht aus Armin Laschet einen »Helmut Kohl 2.0«, einen Mann von gestern, »Old School«, wie er sagt. Außerdem habe ihn »die Begründung der Kandidatur nicht überzeugt«. Und Umweltpolitik dürfe nicht nur »Deko« sein. Es wirkt heuchlerisch, wenn Söder Laschet andererseits einen »sehr guten« Kandidaten nennt. Wie kann jemand für das Kanzleramt geeignet sein, der angeblich nicht einmal zu sagen vermag, warum er dort rein will?

Strategie zwei besteht darin, dem Sieger seinen Job schwer zu machen, Forderungen, Ansprüche zu stellen. Ein ganzes Paket hat Söder für Laschet geschnürt: deutlich mehr als 30 Prozent einfahren, nicht nur »Merz und Maaßen« oder »alte Schlachtrösser« ins Wahlkampfteam holen, das künftige Kabinett paritätisch besetzen, auch Migranten berücksichtigen. Söder gibt schon den Nebenkanzler in spe, schiebt aber die Verantwortung für den Wahlkampf und das Wahlergebnis auf Laschet und die CDU.

Strategie drei ist Selbsterhöhung:

»Ich bin aus Verantwortung für das Land angetreten.«

Zur Kandidatur habe er sich nach »massiver Aufforderung aus der CDU und der Bevölkerung« entschieden.

»Wenn die Erwartungen der Menschen derart hoch sind, darf man sich nicht wegducken. Das ist eine Frage des politischen Charakters.«

Und mehr dieser herzigen Sätze, die vor allem Laschet kleiner machen.

Strategie vier: die Systemfrage stellen. Das ist beliebt bei schlechten Verlierern, weil sie so eine Niederlage in

Steffen Roth

Niels Starnick / BILD AM SONNTAG

Gescheiterte Kandidaten Habeck, Söder

einen virtuellen Sieg umwidmen können. Im Sport klingt das ungefähr so: Wäre der 100-Meter-Lauf ein 105-Meter-Lauf gewesen, hätte ich Gold geholt, weil ich mehr Reserven hätte mobilisieren können als die anderen.

Söder insinuiert, dass er Kandidat geworden wäre, hätte die Union die Mitglieder befragt. Er sieht sich in einem Bündnis mit »der Basis in den Unionsparteien, der Bundestagsfraktion und der Bevölkerung«. Laschet hingegen sei nur vom Bundesvorstand der CDU gestützt worden, von Söder auch als »Hinterzimmer« diskreditiert.

Habeck spielt mit einem ähnlichen Motiv, spricht von der »Berliner Politikwelt«, die »sehr stark auf sich selbst bezogen« sei. Der Machiavellist Söder treibt das natürlich viel weiter, indem er zu atemberaubenden Sätzen findet: »Es gibt formal verordnete Macht, und es gibt Legitimation. Legitimation entsteht, wenn man Politik im Einklang mit der Mehrzahl der Menschen macht.«

Damit ist dann endgültig die Systemfrage gestellt.

Nach dem Grundgesetz ergibt sich die Legitimation der Politik aus Wahlen. Hier müssen Parteien eine Mehrheit finden, um eine Regierung bilden zu können. Vom »Einklang mit der Mehrzahl der Menschen« zwischen den Wahlen, also wenn »man Politik macht«, ist nirgendwo die Rede. Da hat Söder sein eigenes System erfunden. Und nebenbei die Legitimation des Kandidaten Laschet in Zweifel gezogen.

Dafür gibt es böse Vorbilder. Erzkonservative Politiker stellten die Legitimation von Präsident Barack Obama mit der Lüge infrage, er sei nicht in den USA geboren. Donald Trump und seine Anhänger versuchen, Präsident Joe Biden zu delegitimieren, indem sie seinen Wahlsieg nicht anerkennen. Ein stellvertretender AfD-Vorsitzender schrieb im Oktober 2020: »Seit sieben Monaten regiert in Deutschland ein ›Seuchenkabinett‹, das überhaupt keine Legitimation besitzt.«

Die Frage der Legitimation ist eine der gefährlichsten Waffen von Verlierern in der Politik. Vor allem von rechtsaußen wird sie gern eingesetzt, weil man dort behauptet, jederzeit zu wissen, was die Mehrzahl der Menschen will, und sich damit höher legitimiert fühlt als andere Politiker.

Nun spielt auch Söder mit dieser Waffe.

Sein Angriff auf das Verfahren wird ihm allerdings leicht gemacht, weil es keine geschriebenen Regeln dafür gibt, wie CDU und CSU einen Kandidaten oder eine Kandidatin nominieren sollen. Aber Söder hätte im Vorfeld für ein Plebiszit in den Parteien kämpfen können. Und er spricht nicht nur von der Union, sondern von der Politik insgesamt, sieht sich als Vertreter einer »modernen Demokratie«.

Es ist generell nicht falsch, die Systemfrage zu stellen. Politische Verfahren können aus der Zeit fallen, nicht mehr gut zu den Verhältnissen passen. Schon länger wird diskutiert, ob es nicht sinnvoll wäre, Bürgerinnen und Bürger auch zwischen den Wahlterminen an der Politik zu beteiligen. Ein Schritt in diese Richtung sind Bürgerräte, die nach dem Zufallsprinzip zusammengesetzt werden und Empfehlungen für Regierungen erarbeiten.

Was aber grundfalsch ist: Systemfragen mit einer persönlichen Niederlage zu verknüpfen, so wie Söder das gemacht hat. Es geht ihm nicht um die Sache, sondern um die Bemäntelung seines Scheiterns. So missbraucht er sinnvolle Anliegen, um sich doch noch zum Sieger erklären zu können – im 105-Meter-Lauf. Herzlichen Glückwunsch.

Das ist nicht gefährliches Verlieren à la Donald Trump, aber es ist auch keine Kleinigkeit, mit dem Streichholz Legitimation zu zündeln.

An politischen Niederlagen zeigt sich häufig, ob man bedauern kann, dass jemand verloren hat, oder eben nicht. Sie sind gute Tests für den Charakter, für den sich Söder ja so behaglich rühmt. In Wahrheit hat er gezeigt, dass er mit einem Rückschlag nicht gut umgehen kann, nicht resilient gegenüber Krisen ist, sondern wild um sich schlägt und dabei Schwefelgestank verbreitet. Es ist gut, dass man den demnächst nicht im Kanzleramt riechen muss. ■

Unter Esoterikern

Extreme Rechte Über den Messengerdienst Telegram wollen AfD-Politiker »Querdenker« für sich begeistern. Eine Datenanalyse zeigt: Es funktioniert.

Im Februar nahm der AfD-Bundestagsabgeordnete Peter Boehringer an einem »interaktiven Bürgerdialog« teil, dabei war auch sein Fraktionskollege Peter Felser. Das Video, das Boehringer unter anderem beim Messengerdienst Telegram teilte, heißt: »Vor dem Reset? Corona als Hebel zur irren großen geldsozialistischen Transformation«.

Darin geht es um die Verschwörungsideologie des »Great Reset«, laut der die Coronakrise von Eliten genutzt wird, um einen »großen Neustart« des globalen Wirtschaftssystems vorzunehmen. Das Virus diene als Machtmittel. »Die epidemiologische Notlage nationalen Ausmaßes wurde am 25. März 2020 erfunden«, sagt Boehringer. AfD-Leute seien »die Einzigen, die wirklich Widerstand leisten«.

Bei Telegram schürt Boehringer auch Angst vor Impfungen, wirbt für »Querdenker«-Demos und schreibt von der »Bananenrepublik« Deutschland, in der Gewaltenteilung und Aufklärung »tot« seien.

Boehringer ist nicht irgendein Hinterbänkler, sondern Vorsitzender des Haushaltsausschusses, also des wichtigsten Gremiums im Bundestag. Seine demokratiefeindlichen Schwurbeleien auf Telegram erreichen regelmäßig Zehntausende. Seit Corona ist sein Kanal der größte von allen AfD-Abgeordneten.

Das zeigt eine gemeinsame Recherche des SPIEGEL mit »ZDF Zoom«, für die Tausende Chatgruppen bei Telegram analysiert und ausgewertet wurden, von radikalen Rechten, Coronaleugnern und eben auch AfDlern. Sie belegt, wie Abgeordnete der Partei für eine Allianz mit »Querdenkern« werben, die sich dort organisieren. Dabei geht es nicht nur um Wählerstimmen, sondern darum, die Demonstrierenden an die AfD zu binden – und demokratiefeindliche Parolen breiter zu streuen und salonfähig zu machen.

Die Analyse, die der Datenspezialist Josef Holnburger mit angefertigt hat, zeigt, dass AfD-Inhalte seit Beginn der Coronakrise mehr Raum auf Telegram einnehmen. Zwar sind sie noch nicht so breit vertreten wie die der Verschwörungsideologen, aber: »Die Partei wird deutlich häufiger thematisiert«, sagt Holnburger, Geschäftsführer von Cemas, einer Denkfabrik, die zu den Themen Verschwörungsideologien, Desinformation, Antisemitismus und Rechtsextremismus forscht. Seit Januar verzeichneten die Kanäle der AfD starke Zugewinne. Vor allem die Demonstrationen, bei denen vielfach AfD-Politiker auftreten, sorgten für Zuwachs.

Inzwischen erreichen die Corona-Fake-News auf Telegram rund eine halbe Million Deutsche.

Die AfD wolle offenbar das »große Wachstumspotenzial und die Öffentlichkeit nutzen sowie versuchen, neue Wähler im esoterischen Milieu zu erschließen«, so Holnburger. Denn: Telegram wächst in der Szene, inzwischen erreichen die Corona-Fake-News rund eine halbe Million Deutsche. Vor einem Jahr sei eine Topnachricht auf Telegram an einem Tag rund 70 000-mal angesehen worden, sagt Holnburger, heute sei es schon rund 400 000-mal.

Der Haushaltsausschussvorsitzende Boehringer hat dafür einen mächtigen Helfer: Oliver Janich. Der extrem rechte Verschwörungsideologe, der auf den Philippinen lebt, betreibt mit mehr als 162 000 Abonnenten den drittgrößten deutschsprachigen Kanal. Er sagt dort Sätze wie: »Viele der Leute, die da heute an der Macht sind, gehören eigentlich aufgehängt. Kann man ja sonst nirgends sagen, hier kann man es sagen.« Janich teilt häufiger Nachrichten von Boehringer, die beiden kennen sich seit 18 Jahren und duzen sich.

Janich verbreitet zudem Beiträge, Interviews oder Videos der AfD-Abgeordneten Marc Bernhard, Corinna Miazga, Petr Bystron oder Stephan Brandner. Letzterer sitzt auch im AfD-Bundesvorstand. Sie alle hetzen gegen die Coronamaßnahmen, dank Janich werden ihre Positionen in der »Querdenker«-Szene bekannt.

Auch dem AfD-Mann Hansjörg Müller leiht Janich seine Reichweite, interviewte ihn und verbreitete etwa dessen Rede bei der Anti-Corona-Demonstration in Berlin im August. Müller gilt in der AfD-Spitze rund um Parteichef Jörg Meuthen als Störenfried, weil er nicht nur gegen die Regierung hetzt, sondern ebenso gegen Parteikollegen. Aber da er sich schon lange für Mitgliederparteitage einsetzt, genießt Müller viel Rückhalt an der AfD-Basis.

In »Querdenker«-Gruppen auf Telegram inszeniert sich Müller denn auch als Parteirebell: »Ich bin kein originärer Politiker, sondern Wutbürgerquereinsteiger aus der Unternehmerschaft, um im Berliner Saustall auszumisten«, schreibt er. Weil er sich für Basisdemokratie einsetze, stehe er »auf der parteiinternen Todesliste des Systemprofiteurs Meuthen oben«.

Müller will nicht nur Wähler gewinnen, sondern auch, dass die Mitlesenden aktiver werden. So schrieb er im Februar: »Viel Gerede und was passiert? NIX!« Und: »Wir sind Weltmeister im Labern und Looser im Tun.« Er forderte: »HANDELN wir endlich!« So sollten etwa alle 13 850 Mitglieder des Chats ihre Geschäfte wieder öffnen. Er werde sich vor sie stellen, versprach Müller. Dazu schickte er seine Mailadresse aus dem Bundestag.

Ann-Katrin Müller

David Speier

AfD-Abgeordneter Müller auf Demonstration in Berlin: »Ich bin Wutbürgerquereinsteiger«

LESEPROBE

Nie mehr arbeiten

Nächste Woche im SPIEGEL: Früh viel sparen, finanziell unabhängig sein mit 45 – davon träumen viele. Wie realistisch das ist, prüft die Finanzbeilage **SPIEGEL GELD.**

Geld oder Leben?

Finanzielle Freiheit Immer mehr Menschen sparen große Teile ihres Einkommens, um irgendwann allein von ihrem Vermögen leben zu können. Wie realistisch ist das Ziel, mit 45 quasi in Rente zu gehen? Und was kann man von diesen Menschen lernen?

Aussteigerpaar Koch
Seit 17 Jahren auf Weltreise

Wer lebt von was?
Vorwiegende Einkommensquellen der Bevölkerung 2019

Den schönen Namen Lila Pistenkuh trägt das Zuhause von Burkhard und Sabine Koch, beide 55. Es ist ein umgebauter ehemaliger Militärlaster, zehn Quadratmeter Wohnfläche, außen jetzt violett statt olivgrün. Mauretanien, Russland, Oman, Algerien und die Mongolei hat das Ehepaar mit dem Ungetüm schon bereist. Die vergangenen Wochen verbrachte es in der spanischen Region Extremadura, abgelegen, in einem Wald.

Die Kochs sind, wenn man sich ihre Reisefotos anschaut, Aussteiger par excellence: braun gebrannt, funktionale Klamotten, spartanischer Lebensstil. Was man nicht sieht: Sie sind außerdem reich. So reich zumindest, dass sie nie mehr arbeiten müssen. So erzählen sie es. Auf dieses Leben haben die beiden hingespart, seit sie Anfang zwanzig waren. Schon in jungen Jahren floss ihren Erzählungen zufolge ein großer Teil des Familieneinkommens gezielt in Aktienanlagen. Und als ihre Tochter auszog, sei es genug gewesen, um einfach loszureisen. 17 Jahre ist das her.

Geschichten wie diese faszinieren viele, und immer mehr Menschen wollen es den Kochs gleichtun. FIRE heißt die Bewegung, die in den USA ihren Ausgang nahm und sich seit einigen Jahren auch in Europa verbreitet. Die Abkürzung steht für »Financial Independence, Retire Early«. Finanzielle Unabhängigkeit und frühe Rente. Frugalisten nennen sich einige Anhänger dieses Lebensstils auch – nach dem Begriff frugal, genügsam.

Ihre Lebensplanung: Sie legen über Jahre hinweg 50, 60 oder 70 Prozent ihres Einkommens in Immobilien oder Aktien an, um mit Mitte vierzig oder fünfzig nie mehr arbeiten zu müssen. Zumindest nicht des Geldes wegen. Wie sie das anstellen, wird in Blogs und Facebook-Gruppen teils euphorisch diskutiert. Auch als Gegenentwurf zur Konsumgesellschaft.

Doch lohnt es sich, auf alle Extras zu verzichten, um irgendwann ausgesorgt zu haben? Kann sich jeder diesen Traum von der finanziellen Freiheit erfüllen? Die Titelgeschichte in SPIEGEL GELD hinterfragt die Strategien der Extremsparer – und erklärt, was man für die eigene Geldanlage lernen kann, auch wenn man gar nicht aussteigen will.

Weitere Themen

- Versicherungen: So schützt man sich bei Berufsunfähigkeit
- Onlinedepots: Welcher Broker passt zu mir?
- Fertighäuser: Das sollte jeder Bauherr vor dem Kauf wissen

Die Beilage **SPIEGEL GELD** informiert viermal im Jahr über Strategien, wie Sie Geld anlegen und sparen können. Mit Tipps zu Immobilien, Versicherungen, Aktieninvestments und Verbraucherfragen.

Anadolu Agency / Getty Images

Sicherheitskräfte in der afghanischen Hauptstadt: Hubschrauber für den Notfall

Sturm auf Kabul

Entwicklungshilfe Können deutsche Diplomaten und zivile Helfer in Afghanistan bleiben, wenn die Nato-Truppen abgezogen sind? Die Bundesregierung bereitet sich auf das Schlimmste vor.

Es muss 2008 gewesen sein, vielleicht auch 2009. Reinhard Erös geht die Szene nicht mehr aus dem Kopf. Wie der amerikanische Soldat aus dem riesigen Humvee-Geländewagen stieg und mit seinem Gewehr auf den rostigen Toyota zuging, in dem Erös mit drei afghanischen Freunden saß.

Wie immer, wenn der frühere Oberstarzt der Bundeswehr im Osten Afghanistans seine Hilfsprojekte besucht, trug Erös auch an diesem Tag Landestracht, um nicht aufzufallen. Der Amerikaner hielt ihm den Gewehrlauf vor die Brust und zischte: »Verpiss dich, du dreckiger afghanischer, muslimischer Wichser!« Dann machte er kehrt, stieg in seinen Humvee mit MG auf dem Dach und fuhr davon.

Die Geschichte sprach sich schnell herum. Schon am Abend stand der zuständige Kommandeur in dem kleinen Büro von Erös in der Provinzhauptstadt Jalalabad, um sich für seinen Mann zu entschuldigen und zur Wiedergutmachung eine Spende von 10 000 Dollar zu überreichen. »Der hätte das nie gemacht«, sagte der US-Offizier, »wenn er gewusst hätte, dass du ein Deutscher bist.«

Für Erös verdichtet sich in dieser Szene vieles von dem, was bei dem internationalen Militäreinsatz in Afghanistan falsch gelaufen ist – kulturelle Ignoranz, gepaart mit westlicher Überheblichkeit. Er wird den Nato-Truppen keine Träne nachweinen, wenn sie in den nächsten Wochen überstürzt das Land verlassen, weil es der neue US-Präsident Joe Biden so will.

Die Frage ist, was dann mit der zivilen Hilfe passiert. Mit den ausländischen Entwicklungshelfern, den vielen Regierungsberatern und Diplomaten. Können sie bleiben, wenn die Nato-Soldaten nicht mehr da sind? Oder müssen auch sie abziehen, weil die Lage zu gefährlich wird? Weil ein Bürgerkrieg mit noch mehr Terror droht oder die Taliban wieder an die Macht kommen?

Für das riesige Land am Hindukusch wäre das eine weitere Katastrophe in seiner an Katastrophen reichen Geschichte. Afghanistan gehört mit seinen 40 Millionen Menschen zu den Armenhäusern des globalen Südens. Auf dem Welthungerindex belegt es Rang 99 von 107. Mehr als 18 Millionen Afghanen sind auf humanitäre Hilfe angewiesen, etwa 3,5 Millionen Kinder gehen nicht zur Schule.

Im vergangenen Jahr ist die Wirtschaft des Landes um etwa fünf Prozent geschrumpft. Extremes Wetter, die politische Instabilität, vor allem aber die Folgen der Pandemie sind dafür die Ursachen. Über die Hälfte der Bevölkerung lebt unter der Armutsgrenze. Der Staatsapparat ist ohne ausländische Zuwendungen nicht überlebensfähig.

Schon jetzt gehört Afghanistan für die Männer und Frauen der Hilfsorganisationen zu den gefährlichsten Ländern der Welt. Voriges Jahr wurden 180 Helfer getötet, verletzt oder entführt. Und der Trend geht eindeutig in die falsche Richtung. Allein in diesem Januar lag die Zahl schon bei 23. Fast immer sind afghanische Helfer die Opfer.

Wird es jetzt noch gefährlicher, wenn die ausländischen Truppen in den nächsten Wochen abziehen? Erös ist Optimist. Für seine Arbeit werde sich dadurch wenig ändern, glaubt er. Mit seiner Kinderhilfe Afghanistan hat er in den vergangenen zwei Jahrzehnten Schulen und medizinische Einrichtungen auch in den unzugänglichen Regionen des Landes aufgebaut.

Die Hilfsorganisation ist eine private Initiative von ihm, seiner Frau und seinen fünf Kindern. Vor Ort arbeiten ausschließlich afghanische Helfer. Wenn er zu seinen Projekten reist, begegnet Erös schon seit Jahren kaum noch ausländischen Soldaten. Die Truppen hätten sich doch längst aus der Fläche zurückgezogen und sich in ihren Lagern eingebunkert, ohne jeden Kontakt zur Bevölkerung. So wie die Bundeswehr, die in Masar-i-Scharif im Norden des Landes weitgehend damit beschäftigt sei, sich selbst zu schützen.

Weil Erös mit seiner Organisation in der Provinz operiert und nicht in der Hauptstadt, wird er in der Kabuler Helfercommunity zwar respektiert, gilt aber als Außenseiter. Doch mit seiner Einschätzung, dass die Helfer nach dem ausländischen Truppenabzug weiterarbeiten werden, steht er nicht allein.

»Auch ohne Nato-Truppen wird die Entwicklungszusammenarbeit in Afghanistan handlungsfähig bleiben und die entwicklungspolitische Arbeit mit angepasstem Konzept und strengen Auflagen fortsetzen«, beteuert Entwicklungsminister Gerd Müller (CSU) gegenüber dem SPIEGEL. Doch die staatliche Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit hat ihre deutschen und europäischen Mitarbeiter in diesen Tagen vorsichtshalber erst einmal abgezogen.

Aus dem sicheren Dubai soll das gute Dutzend Männer und Frauen nun beobachten, wie sich die Lage über den 1. Mai entwickelt. Zu diesem Zeitpunkt sollten alle ausländischen Truppen das Land verlassen haben, bevor der neue US-Präsident Biden den Termin auf den 11. September verschob. Wie werden die Taliban nun reagieren?

Anfang März sondierte eine gemeinsame Delegation von Außen- und Verteidigungsministerium in Kabul vier Tage lang die Lage. Das Ergebnis ist ein 20-seitiger Geheimbericht, in dem die verschie-

denen Krisenszenarien und die entsprechenden Notfall- und Evakuierungspläne für deutsche Staatsbürger aufgelistet werden. Es ist ein düsteres Dokument geworden.

»Sollte keine Einigung mit den Taliban über Art, Umfang und verlängerte Dauer der Präsenz internationaler Streitkräfte in Afghanistan erzielt werden, ist mit einer weiteren, erheblichen Verschlechterung der Sicherheitslage zu rechnen«, heißt es da.

»Internationale Organisationen könnten wieder Ziel von Hochwertanschlägen werden.« Und da der Bundeswehreinsatz früher als der anderer Nato-Partner verlängert worden sei, könnte die deutsche Präsenz »besonders in den Fokus geraten«.

Die streng gesicherte »Green Zone« in Kabul macht den Sicherheitsexperten aus Berlin besondere Sorge. Dort stehen Botschaften und das Nato-Hauptquartier hinter Stacheldraht, Sandsäcken, Maschinengewehrstellungen und hohen Betonmauern. Noch werde die Zone vor allem von der afghanischen Crisis Response Unit 222 unter Anleitung einer norwegischen Eliteeinheit gesichert.

Nach dem Abzug der ausländischen Truppen sei aber »absehbar, dass die Fähigkeiten der afghanischen Sicherheitskräfte graduell nachlassen« würden. Schon jetzt sei ein Unterschied zwischen den »taktischen Fähigkeiten und der Führungsebene zu beobachten, der sich ohne weitere political guidance und Schulungsmaßnahmen eher verstärken« werde.

Zwar sei es im besonderen Interesse Deutschlands, die Botschaft offen zu halten, dennoch seien »absolute Worst-Case-Szenarien, wie zum Beispiel ein Bürgerkrieg mit Sturm auf Kabul« und damit auch die Schließung der Botschaft, »nicht völlig auszuschließen«.

Wie könnten die Deutschen in einem solchen Fall evakuiert werden? Die Bewegungsfreiheit in Kabul sei schon jetzt massiv eingeschränkt, heißt es in dem Bericht, und »ein Landmarsch in ein Drittland« wegen der Sicherheitslage abwegig.

Eine Evakuierung deutscher Staatsbürger müsse also über den internationalen Flughafen laufen oder über die riesige amerikanische Militärbasis Bagram nahe der Hauptstadt.

Doch die Sicherheitsfachleute warnen für den Ernstfall vor chaotischen Verhältnissen auf den Straßen zwischen der Botschaft und den Evakuierungspunkten und vor einer Überlastung der Infrastruktur.

Zwar habe die amerikanische Botschaft angeboten, die deutschen Kollegen notfalls mit Hubschraubern auszufliegen, doch darauf solle man sich besser nicht verlassen. »Angesichts der hohen Anzahl eigener Schutzbefohlener ist zu vermuten, dass die USA im Evakuierungsfall nur sehr eingeschränkt helfen können.« Deshalb solle man »zusätzlich Verträge zur Anmietung ziviler Lufttransportkapazitäten« abschließen, einen neuen »Heli-Pad« bauen und direkt an der Botschaft eine zusätzliche Hubschrauberlandezone freihalten.

Mitte März waren laut dem Bericht 73 deutsche Staatsbürger in Afghanistan offiziell registriert, darunter Mitarbeiter von kleineren Nichtregierungsorganisationen. Allerdings gebe es eine hohe Dunkelziffer von Doppelstaatlern, die sich dauerhaft in Afghanistan aufhielten und im Krisenfall ebenfalls Hilfe benötigten.

Aus einem der Gesprächsvermerke geht hervor, dass die Franzosen die Lage offenbar besonders düster einschätzen und überlegen, ihre Botschaft zu schließen. »Evakuierungsoptionen scheinen schon weit vorausgeplant«, heißt es in dem Bericht, »wenn nicht bereits beschlossen. Frankreichs politisches Interesse am Verbleib in Afghanistan ist deutlich geringer als Deutschlands.«

Es ist die Aufgabe der staatlichen Sicherheitsexperten, sich auf den schlimmsten Fall vorzubereiten. Die Hilfsorganisationen geben sich gelassener. Sie verweisen auf ihre Erfahrung in anderen Ländern, die teils noch gefährlicher sind. Jemen zum Beispiel oder der Südsudan. Da gebe es weder die Bundeswehr noch Truppen der Nato, und trotzdem sei man dort aktiv.

Organisationen wie die Welthungerhilfe arbeiten aus Prinzip nicht mit Militärs zusammen. Die humanitären Helfer sollten gar nicht erst in den Verdacht kommen, in einer militärischen Auseinandersetzung Partei zu ergreifen. Lieber vertrauen sie auf eigene Sicherheitsprozeduren. Man werde die ausländischen Helfer nur dann abziehen, wenn es keine internationalen Flüge mehr nach Kabul geben sollte, heißt es bei der Welthungerhilfe in der afghanischen Hauptstadt.

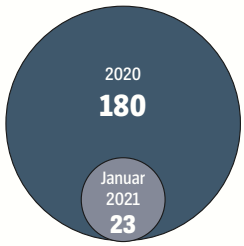
Doch daran könne niemand ein Interesse haben, hofft man im Auswärtigen Amt. Auch die Taliban würden die Entwicklungshelfer wohl weiterarbeiten lassen, schon um die Finanzhilfen für das arme Land nicht zu gefährden. Gut zehn Milliarden Euro hat die internationale Gemeinschaft für den Wiederaufbau des Landes in den nächsten Jahren versprochen.

Das Geld ist der einzige Hebel, der dem Westen nach seinem militärischen Abzug noch bleibt. Ohne diese Finanzspritze werde keine »zukünftige Regierung« auskommen, mahnte Außenminister Heiko Maas bereits. Also auch keine unter Beteiligung der Taliban.

Matthias Gebauer,
Konstantin von Hammerstein

Gefährliche Hilfe

In Afghanistan getötete, verletzte oder entführte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Hilfsorganisationen



Ca. 18,4 Mio.
Menschen in Afghanistan sind auf humanitäre Hilfe angewiesen.

Ca. 10 Mio.
haben keinen oder nur eingeschränkten Zugang zu grundlegenden Gesundheitsdiensten.

Ca. 3,5 Mio.
Kinder gehen nicht zur Schule.

Quelle: Welthungerhilfe

DER SPIEGEL

Hamdullah Hamdard / Welthungerhilfe

Projekt der Welthungerhilfe in Nangarhar: Deutsche im Fokus der Taliban

In Coronazeiten finden viele Treffen draußen statt, Gespräche verlaufen dabei anders als in Wohnungen, in Büros. Was man sieht und erlebt, regt zu neuen Themen an, und wie Häuser, Straßen, Flüsse wahrgenommen werden, das hängt auch von der jeweiligen Biografie ab. Der SPIEGEL trifft im Bundestagswahlkampf eine Reihe von Politikerinnen und Politikern und geht mit ihnen für ein Gespräch durch das Berliner Regierungsviertel.

»Ich beklage jedes Maueropfer«

SPIEGEL-Spaziergang Die Linkenchefin Susanne Hennig-Wellsow, 43, spricht auf einem Weg durchs Regierungsviertel über den Konflikt zwischen Ost und West, Kritik an Wladimir Putin und ihr Ziel, die Linke erstmals in die Bundesregierung zu führen.

SPIEGEL: Guten Morgen, Frau Hennig-Wellsow. Wo ist Ihr Hund? Sie wollten doch mit Ihrem Labrador kommen.
Hennig-Wellsow: Er ist nun doch bei meiner Mutter geblieben, damit sie in der einsamen Coronazeit jemanden an ihrer Seite hat.
SPIEGEL: Bereiten Sie das, was Sie politisch planen, auf Ihren Spaziergängen mit dem Hund gedanklich vor?
Hennig-Wellsow: Das Laufen dient mir eigentlich eher dazu, den Kopf frei zu bekommen. Oft ziehe ich mir auch die Joggingschuhe an und renne raus. Ich brauche körperliche Intensität, um abschalten zu können.
SPIEGEL: Rennen werden wir heute nicht, sondern eher flanieren.
Hennig-Wellsow: Rennen kann ich zurzeit auch nicht. Mir ist eine Bandscheibe rausgesprungen. Das tut ganz schön weh.
SPIEGEL: Ist das noch eine Folge des Leistungssports? Sie waren jahrelang Eisschnellläuferin.
Hennig-Wellsow: Ja, das ist leider eine Folge. Es passt gar nicht zu mir, mich so wenig zu bewegen. Ich habe als Heranwachsende annähernd 40 Stunden die Woche Sport gemacht und habe auf dem Sportgymnasium das Abitur abgelegt. Eisschnelllauf ist ein Sport, der eine komplexe Vorbereitung braucht. Ich habe immer viel und gern Fußball gespielt, um das zu trainieren. Oder bin Rennrad gefahren.

SPIEGEL: Wenn wir uns mal mit dem Rücken zum Eingang des SPIEGEL-Hauptstadtbüros stellen, dann sehen Sie links die Ausläufer der Charité, des ältesten Krankenhauses Berlins. Beim Jahreswechsel 2019/20 kamen aus der Charité die ersten Meldungen, dass es da ein neuartiges chinesisches Virus gibt. Können Sie sich an diesen Moment noch erinnern?
Hennig-Wellsow: Ja, ich habe auch das Video des chinesischen Wissenschaftlers gesehen, der davor gewarnt hatte. Ich gebe aber zu, ich habe es damals noch nicht ernst genommen.
SPIEGEL: In den ersten Wochen des Jahres 2020 blickten wir ja auch zu Ihnen nach Thüringen. Mit Stimmen der AfD und der CDU wurde überraschend der FDP-Mann Thomas Kemmerich Ministerpräsident. Sie waren damals Fraktionsvorsitzende der Linken im Landtag und sollten ihm einen Blumenstrauß überreichen. Sie warfen ihm den Strauß vor die Füße. Eine Geste, die Sie schlagartig bekannt machte.
Hennig-Wellsow: Das habe ich an dem Tag selber gar nicht verstanden. Meine Empörung war zu groß über das falsche Spiel von AfD, CDU und FDP. Ich war ganz damit beschäftigt, was das politisch für Thüringen bedeutet.
SPIEGEL: Das politische Beben hatte Auswirkungen bis nach Berlin. Die damalige CDU-Vorsitzende Annegret Kramp-Karrenbauer wollte bei Ihnen in Thüringen vermitteln, scheiterte, kündigte ihren Rücktritt an. Sehr bald überlagerte das Thema Corona alles, und Thüringen war in den Nachrichten nicht mehr präsent. Wie sind Sie damit umgegangen?
Hennig-Wellsow: Wir mussten die Regierungskrise meistern und eine Lösung finden, auch wegen der drohenden Pandemie. Wir kamen aus einer Krise heraus und standen sofort vor der nächsten, mit der es keine Erfahrung gab. Nach nicht einmal zwei Wochen mit uns als Übergangsregierung gab es den ersten Lockdown.
SPIEGEL: Und die Thüringer CDU kam ohne Aufarbeitung der Vorfälle davon.
Hennig-Wellsow: Ja, da wurde schon einiges verdeckt, was dem Land nicht gutgetan hat. Wir sehen jetzt auch mit der möglichen Kandidatur des Rechtsaußenpolitikers Hans-Georg Maaßen, der für Thüringen in den Bundestag ziehen soll, wie sich die Thüringer CDU schwertut, sich klar nach rechts abzugrenzen.
SPIEGEL: Wir gehen am Futurium vorbei, einem Museum für das Leben in der Zukunft. Sie haben gerade ein neues Leben angefangen, sind Co-Vorsitzende der Linken im Bund geworden und kandidieren für den Bundestag. Viele Menschen in Deutschland blicken plötzlich auf Sie. Sind Sie aufgeregt?
Hennig-Wellsow: Nicht nur ein bisschen, es hat sich ja faktisch für mich alles verändert. Janine Wissler und ich sind als neue Parteivorsitzende jetzt etwa 60 Tage im Amt. Wir tun das, was Parteivorsitzende machen, etwa das Bundestagswahlprogramm auf den Weg bringen und uns einmischen. Langsam kommen wir hier an.
SPIEGEL: Sie haben mit heftigen Reaktionen auf Wissenslücken in zwei Interviews gleich die Härten des Daseins in der Bundespolitik mitbekommen, es ging um Steuer- und Außenpolitik. Macht Ihnen diese Erfahrung Angst?
Hennig-Wellsow: Nein. Aber ich lerne immer mehr dazu. Ich habe gerade bei den Interviews, die Sie ansprechen, gemerkt, wie es funktioniert. Die Medien sind hier immer auf der Jagd nach der einen Schlagzeile. Ich muss das begreifen und in die Arbeit einbauen.
SPIEGEL: Was wollen Sie ändern?
Hennig-Wellsow: Besser auf mein Bauchgefühl hören. An dem Tag, als ich bei Markus Lanz im ZDF eingeladen war, ging es mir nicht besonders gut. Das soll jetzt keine Entschuldigung sein, aber heute weiß ich eben: Wenn mir wieder dieses Gefühl kommt, nicht fit genug zu sein, dann muss ich besser darauf hören.
SPIEGEL: Es stimmt, dass Medien Konflikte gern aufgreifen, aber die eigentlichen Angriffe kommen aus der Politik selbst. Wenn wir noch mal auf den Fall Kramp-Karrenbauer schauen – sie ist wie Andrea

Andreas Chudowski / DER SPIEGEL

Linkenpolitikerin Hennig-Wellsow: »Wir regieren in drei Ländern – ich möchte auch im Bund Verantwortung übernehmen«

Nahles von der SPD als Parteichefin schnell gescheitert. Empfinden Sie Solidarität?

Hennig-Wellsow: Es gibt durchaus eine Solidarität zwischen Frauen, weil man in Berlin beobachten kann, dass es vorwiegend Frauen betrifft, die in dieser Form angegangen werden.

SPIEGEL: Wir schauen hier auf das Kanzleramt. Dort regiert die erfolgreichste Frau, die es je in der deutschen Politik gegeben hat. Sie selbst waren 28 Jahre alt, als Angela Merkel Kanzlerin wurde. Wie blicken Sie auf diese Kanzlerschaft?

Hennig-Wellsow: Angela Merkel ist schon so lange Kanzlerin, wie ich aktiv Politik mache. Sie hat dieses Land dorthin gebracht, wo es jetzt steht. Dazu gehört, dass es noch immer Lücken bei der Angleichung von Ost und West gibt. Dass die Infrastruktur im Land vernachlässigt wurde, wie wir jetzt im Gesundheitsbereich sehen. All das fällt uns jetzt während der Coronakrise auf die Füße. Allerdings war es auch Merkel, die gesagt hat: Die Geflüchteten kommen jetzt hierher. Das war unerwartet, und das habe ich mit großem Respekt zur Kenntnis genommen. Aber ihre Partei ist völlig kaputt. Korruptionsskandale, Machtkämpfe. Auch das hat sie zu verantworten.

SPIEGEL: 16 Jahre lang war eine Ostdeutsche Kanzlerin, und Sie sagen, an der Teilung im Land habe sich nichts geändert?

Hennig-Wellsow: Wir haben heute weniger Ostdeutsche in der Bundesregierung. Es gibt kaum Ostdeutsche in Führungspositionen an Universitäten, in der Verwaltung, in der Justiz, überall eigentlich.

SPIEGEL: Warum ist Angela Merkel nicht eine Identifikationsfigur für Ostdeutsche geworden?

Hennig-Wellsow: Ich habe Merkel nie als Ossi wahrgenommen. Das liegt auch daran, dass sie früh nach der Wende bundespolitisch Verantwortung übernommen hat. Ich hatte immer den Eindruck, dass sie auch gar nicht als Ossi gesehen werden will, sondern als Kanzlerin von allen, was ja auch berechtigt ist.

SPIEGEL: Sie nehmen es ihr also nicht übel, dass sie sich weniger für die ostdeutschen Bundesländer eingesetzt hat, als man erwartet hat?

Hennig-Wellsow: Sagen wir es so: Ich sehe die politischen Fehler. Die Wendezeit ist im Osten noch nicht verarbeitet, wir verdienen immer noch im Schnitt weniger Geld als Westdeutsche. Man hätte als Kanzlerin sehen müssen, was daraus für Verwerfungen folgen. Der Osten ist ja faktisch zum großen Teil ein Nachbau West gewesen. Insofern lief die Programmatik der Bundeskanzlerin den Interessen der Ostdeutschen zuwider.

SPIEGEL: Angela Merkel will kein Ossi sein, Sie aber schon?

Andreas Chudowski / DER SPIEGEL

Hennig-Wellsow (M.) beim SPIEGEL-Spaziergang*: »Kein Friede ohne Russland«

Hennig-Wellsow: Ich habe viele Jahre gar nicht darüber nachgedacht, ob ich Ossi oder Wessi bin. Ich fühle mich als Gesamtdeutsche, als Europäerin, auch wenn das hochtrabend klingt. Aber irgendwann merkt man doch die kulturellen Unterschiede. Mein Ex-Mann kommt aus Niedersachsen – wenn man Unterschiede feststellt, fragt man sich, wer man ist und was einen geprägt hat. Und wegen der Gerechtigkeitslücken zwischen Ost und West steht es auf der politischen Tagesordnung, den Osten anders ernst zu nehmen.

SPIEGEL: Die Linke in Sachsen-Anhalt macht gerade Wahlkampf mit dem Slogan: »Nehmt den Wessis das Kommando«. Haben Sie darüber einmal mit Bodo Ramelow, dem Thüringer Regierungschef und Westdeutschen, gesprochen?

Hennig-Wellsow: Ich habe einen anderen Humor, aber ich kann das Anliegen nachvollziehen. Es geht darum, auf die Benachteiligung der Ostdeutschen zu verweisen. Die Aufmerksamkeit haben sie bekommen. Also hat das Plakat funktioniert.

SPIEGEL: Wir gehen jetzt am Ufer der Spree entlang. In einem Seitenkanal, dem Landwehrkanal, ist 1919 die Leiche der ermordeten Kommunistin Rosa Luxemburg gefunden worden. Ist sie eine Identifikationsfigur für Sie?

Hennig-Wellsow: Für mich ist sie tatsächlich ein Anker dieser Partei. Es ist ja unübersehbar, dass wir uns stark auf sie beziehen. Ich habe einmal an der Stelle am Landwehrkanal gestanden, wo sie gefunden wurde, das hat mich berührt.

SPIEGEL: Gehen wir mal rüber zum Reichstag. Im Bundestag war die Linke immer in der Opposition, und wie es aussieht, wird das auch so bleiben.

Hennig-Wellsow: Ich möchte das ändern. Wir regieren in drei Ländern: in Bremen, Berlin und Thüringen. Ich möchte auch im Bund Verantwortung übernehmen. Ich strebe ein progressives Bündnis mit Grünen und SPD an.

SPIEGEL: Warum eigentlich? Die Linke verträgt sich nicht gut mit den Grünen, und mit der SPD schon gar nicht.

Hennig-Wellsow: Ich habe in Thüringen gemerkt, welche Verbesserungen wir im alltäglichen Leben der Menschen erreichen können. Bei uns sparen Eltern für ihr Kind dadurch, dass es zwei beitragsfreie Kindergartenjahre gibt, im Durchschnitt knapp 3000 Euro. Für Familien ist das viel Geld. Wir wollen Politik für die Menschen im Hier und Jetzt machen, und das machen wir am besten in der Regierung.

SPIEGEL: Trotzdem brauchen Sie ja für die Regierung SPD und Grüne, die aber womöglich auch andere Optionen haben werden, etwa ein Bündnis mit der FDP.

Hennig-Wellsow: Vieles ist mit der FDP nicht möglich. Mit ihr wäre weder das grüne noch das sozialdemokratische Wahlprogramm tatsächlich umzusetzen. Wenn man sich das Wahlprogramm der FDP ansieht mit den vielen Steuergeschenken für Reiche, da gibt es für soziale Gerechtigkeit keine Möglichkeit mehr.

SPIEGEL: Sie haben jetzt am Wochenende auf die Spitzenkandidatur Ihrer Partei verzichtet. Warum?

Hennig-Wellsow: Wir haben ja noch genug andere gute Genossinnen und Genossen, die das können. Ich möchte mich jetzt darauf konzentrieren, das Direktmandat in Erfurt-Weimar, für das ich kandidiere, auch zu bekommen. Bei der letzten Wahl haben wir nur fünf errungen. Auch ein progressives Bündnis für den

* Mit den Redakteuren Timo Lehmann und Susanne Beyer.

Bund will vorbereitet sein. Ich habe genug zu tun.

SPIEGEL: Diese Arbeit könnten Sie sich sparen. Es sieht nicht danach aus, als könnte dieses Bündnis zustande kommen.

Hennig-Wellsow: Ich glaube, dass die politischen Verhältnisse überhaupt nicht einschätzbar sind und dass wir auf alles vorbereitet sein müssen. Vorbereitung bedeutet auch, die Linke und ihre Inhalte zu schützen.

SPIEGEL: Aber das wird Ihnen nichts nützen, wenn Sie Ihre Genossen nicht dazu bringen, sich wenigstens ein bisschen zu vertragen. Sahra Wagenknecht spaltet die Partei. Nun hat Diether Dehm, eine Identifikationsfigur der ganz Linken innerhalb der Partei, nicht mal einen aussichtsreichen Listenplatz bekommen, wahrscheinlich weil er ein Wagenknecht-Freund ist. Wie wollen Sie sich bei dem Theater in Ihrer Partei auf Inhalte konzentrieren?

Hennig-Wellsow: Es gibt jetzt das gemeinsame Ziel, in dieser Bundestagswahl gut und stark abzuschneiden. Das eint alle unsere Strömungen.

SPIEGEL: Sie selber gehören eher nicht zum Team Wagenknecht, sondern zum Team der Ex-Vorsitzenden Katja Kipping, die für eine Linke mit Klima- und Antirassismuspolitik steht.

Hennig-Wellsow: Ich bin Team Linke.

SPIEGEL: Ach so. Sie weichen aus.

Hennig-Wellsow: Kann ich mich mal irgendwo hinsetzen? Der Rücken … *(setzt sich auf einen Poller).* Also ich finde, unsere Partei hat sich in den letzten zwei Jahren entwickelt, und vor allem verjüngt. Viele unter 35-Jährige bringen sich jetzt mit ein, es kommen immer mehr hinzu, die einen migrantischen Hintergrund haben.

SPIEGEL: Aber die Konzentration etwa auf das Multikulturelle gehört genau zu den Ansätzen, die Sahra Wagenknecht in ihrem neuen Buch »Die Selbstgerechten« kritisiert. Sie schreibt, die Linke vernachlässige die Arbeiterschaft, auch Klima- und Identitätsfragen dominierten zu stark.

Hennig-Wellsow: Man kann über das Buch von Sahra Wagenknecht viel sagen, aber sie macht eine richtige Frage auf. Warum steht die Linke bei sieben Prozent faktisch fest? Aber ihre Antwort teile ich nicht. In keiner Sekunde. Weil Sahra Wagenknecht die Lösung in der Vergangenheit sucht und in einer Gesellschaft, die nicht mehr existiert.

SPIEGEL: Aber die Koalitionspartner, die Sie sich wünschen, müssen doch wissen, woran sie sind. Dominieren die Realos wie Sie oder die ganz Linken wie Wagenknecht? In Brandenburg haben sich SPD und Grüne, obwohl es eine Mehrheit mit den Linken gegeben hätte, dafür entschieden, mit der CDU zu regieren.

Hennig-Wellsow: Bei Sondierungsverhandlungen sollte man die alten Streitigkeiten hinter sich lassen und neu starten.

Vor dem Brandenburger Tor läuft ein Mann auf Susanne Hennig-Wellsow zu: »Sie sind doch die Antifaschistin. Die mit dem Blumenstrauß. Machen Sie weiter so. Solidarität!«

SPIEGEL: »Antifaschistin«, das ist ein DDR-Wort. Können Sie sich damit identifizieren? Ihre Eltern waren ja bei der SED.

Hennig-Wellsow: Also Antifaschistin zu sein, damit kann ich mich komplett identifizieren. Und meine Eltern? Ich würde jetzt mal sagen, sie waren einfache SED-Mitglieder. Meinen Eltern bot die DDR Möglichkeiten zum sozialen Aufstieg. Mein Vater ist mit einer alleinerziehenden Mutter aufgewachsen. Und meine Mutter kam vom Dorf. Meine Eltern waren die Ersten in ihren Familien, die eine bessere Ausbildung gemacht haben. Meine Mutter ist Standesbeamtin geworden. Mein Vater war, nachdem er Jobs als Lkw-Fahrer gemacht hat, Kriminalist, also bei der Volkspolizei. Beiden bot die DDR Geborgenheit und ein kleines Zuhause.

SPIEGEL: Dann kam der Mauerfall.

Hennig-Wellsow: Sie müssen sich vorstellen, innerhalb von wenigen Wochen leben

»Die Wende hat eine Schwere hinterlassen. Ich sah, wie verunsichert meine Eltern waren.«

Sie auf einmal in einem anderen Staat, obwohl Sie am selben Ort geblieben sind. Diese Zeit hat mich geprägt, hat in mir eine Schwere hinterlassen. Ich sah ja, wie verunsichert meine Eltern waren.

SPIEGEL: Das Brandenburger Tor war etwa drei Jahrzehnte lang zu. Jetzt sind wir gerade durchgelaufen. Hatten Ihre Eltern keine Kritik an einem faktischen Einparteiensystem, das Leute einsperrte?

Hennig-Wellsow: Sie hatten Kritik an der Partei. Es gab lebenspraktische Widersprüche, die die Verantwortlichen in der Partei nicht aufgelöst haben. Meine Mutter musste zur Parteiversammlung, ich war im Kindergarten. Sie fragte sich: Wie kommt das Kind aus dem Kindergarten?

SPIEGEL: Wir sind auf unserem Weg hierher auch an einigen Kreuzen vorbeigelaufen. Diese Kreuze erinnern an die Mauertoten, die meist jungen Leute, die aus der DDR fliehen wollten.

Hennig-Wellsow: Ich beklage jedes Maueropfer. Meine Eltern wären nie auf die Idee gekommen, selbst die DDR zu verlassen. Für sie war das ein Staat, der sich um seine Bürger und Bürgerinnen kümmert. Sie hatten die Sicherheit, dass wir im Kindergarten sind, dass alle eine Arbeit haben. Aber sie haben zumindest verstanden, dass eine Mauer und ein Zaun nicht der richtige Weg sind, um im Sozialismus weiterzukommen.

SPIEGEL: Sehen Sie die DDR heute als Unrechtsstaat?

Hennig-Wellsow: Die DDR war ein Staat, der die Rechte von Bürgern massiv eingeschränkt hat, der keine unabhängige Gerichtsbarkeit hatte und alles, was dazugehört. Aber Sie müssen wissen, dass der Begriff Unrechtsstaat für uns immer auf den Nazistaat gemünzt war. Und es geht auch darum anzuerkennen, dass die DDR-Bürger eine eigene Lebensleistung erbracht haben.

SPIEGEL: Ist für Sie der Mauerfall ein Stück gelungener Geschichte?

Hennig-Wellsow: Ich würde sagen, wir können die Einheit noch zu einer gelungenen Geschichte machen, wenn es uns gelingt, die Ungerechtigkeiten zwischen Ost und West auszugleichen. Und wenn es uns gelingt, deutlich zu machen, dass von einem deutschen Staat keine Gefahr für andere ausgeht. Deshalb streitet die Linke auch so vehement gegen Auslandseinsätze der Bundeswehr.

SPIEGEL: Was es Ihnen erschwert, auf Bundesebene Koalitionen einzugehen. Würden wir Unter den Linden weitergehen, kämen wir zur russischen Botschaft. Eben sind wir an Plakaten vorbeigelaufen mit der Aufschrift »Putin is a Killer«. Ihre Partei verschont den russischen Präsidenten vor Kritik, obwohl der Oppositionsführer Alexej Nawalny in Lagerhaft leidet und Russland mit der Annexion der Krim das Völkerrecht verletzt hat.

Hennig-Wellsow: Ich selber kritisiere Putin, wo es notwendig ist. Es sind auch gar nicht so viele Stimmen in der Partei, die dazu neigen, die Politik des Kremls zu verteidigen.

SPIEGEL: Begrüßen Sie die EU-Sanktionen gegen Russland?

Hennig-Wellsow: Gezielte Sanktionen gegen Oligarchen, die das alles mit unterstützen, was Putin tut, fände ich richtig. Allgemeine Sanktionen gegenüber Russland würden dagegen die Bevölkerung treffen. Das finde ich falsch, und ich verstehe auch, dass besonders in Ostdeutschland vor negativen Folgen für die Exportwirtschaft gewarnt wird. Den Konfrontationskurs gegenüber Russland, den einige Grüne betreiben, finde ich wirklich nicht richtig. Wir müssen auf diplomatischem Wege weiterkommen. Merkel hat recht. Es wird keinen Frieden in Europa geben ohne Russland. Kann ich mich setzen? Der Rücken meldet sich wieder.

SPIEGEL: Selbstverständlich. Sie haben ja auch schon Ihr Schlusswort gesprochen. Frau Hennig-Wellsow, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Roma Mostetskiy / AP Photo

Ukrainischer Soldat nahe Donezk: Inkompetenz der europäischen Außenpolitik

Der Zwerg aus Brüssel

Europa Die EU leistet sich außenpolitisch eine Peinlichkeit nach der anderen. Die Institutionen und Mitgliedstaaten rangeln um Einfluss, statt sich auf gemeinsame Positionen zu einigen. Heiko Maas fordert einen eigenen Außenminister für das Bündnis.

Große Probleme offenbaren sich manchmal in kleinen Fehlern. Josep Borrell, der Außenbeauftragte der Europäischen Union, musste in der vergangenen Woche zum russischen Truppenaufmarsch an der Grenze zur Ukraine Stellung nehmen. Mehr als 150 000 russische Soldaten seien dort zusammengezogen worden, sagte der Spanier nach einem Treffen der EU-Außenminister. Es war eine Aussage, die allgemeines Erstaunen hervorrief.

Ein Journalist wollte wissen, woher die Information stamme. Das könne er nicht sagen, sagte Borrell. Die 150 000 sei seine »Referenzzahl« – und »die bisher größte russische Militärpräsenz an der ukrainischen Grenze«.

Dumm nur, dass die eigenen Leute Borrell kurz darauf korrigieren mussten: Die wahre Zahl liege eher bei 100 000. Es sei ein typischer Borrell-Auftritt gewesen, sagt ein EU-Diplomat: »Mal ist er fahrig, mal brillant.«

Der Patzer blieb ohne größere Folgen, aber er beleuchtet ein Problem, das in den vergangenen Wochen immer wieder erschreckend deutlich geworden ist: die Inkompetenz und Inkohärenz der europäischen Außenpolitik.

Ausgerechnet in einer Zeit, in der Joe Biden, der neue US-Präsident, nach den düsteren Trump-Jahren wieder den Schulterschluss mit den Europäern sucht, zeigt sich die EU von ihrer schlechten Seite. Die Vorstellung, mit dem Rückzug der USA aus vielen Konflikten dieser Welt – wie aktuell in Afghanistan – müsse Europa mehr globale Verantwortung übernehmen, fällt angesichts der jüngsten Peinlichkeiten schwer.

Die falsche Aussage zur Ukraine war nicht Borrells erster Ausrutscher in diesem Jahr. Nur wenige Wochen zuvor hatte er sich bei einem Besuch in Moskau vom russischen Außenminister Sergej Lawrow vor der versammelten Presse wie ein Schuljunge abkanzeln lassen. Eigentlich wollte Borrell den Fall des inhaftierten Regimekritikers Alexej Nawalny ansprechen. Stattdessen schwieg er, als Lawrow der EU Unzuverlässigkeit und »kulturelle Arroganz« vorwarf. Der Besuch war schlecht vorbereitet und wurde in Brüssel allgemein als Desaster bewertet.

Es ist nicht nur Borrell, der die Außenpolitik der EU derzeit in Misskredit bringt. Unfähigkeit, Uneinigkeit und das Machtgerangel der Brüsseler Institutionen erwecken den Eindruck, als gäbe die EU sich alle Mühe, ihre Kritiker zu bestätigen.

Bei einem Besuch von Kommissionschefin Ursula von der Leyen und Ratspräsident Charles Michel in Ankara Anfang des Monats wurde die Konkurrenz zwischen Spitzenfunktionären der EU für alle sichtbar. Während Michel auf einem Stuhl neben dem türkischen Präsidenten Recep Tayyip Erdoğan sitzen durfte, musste von der Leyen auf einem weiter entfernten Sofa Platz nehmen. Das Schlagwort »Sofagate« machte die Runde.

Während Michels Ratssekretariat die Verantwortung für die diplomatische Düpierung den Türken zuschob, hält man in der Kommission Michel zumindest für mitverantwortlich. Den Besuch in Ankara hatten nicht die Protokollspezialisten der Kommission, sondern Michels Leute vorbereitet. Jean Asselborn, Luxemburgs Außenminister, fand die ganze Reise überflüssig. »Der Trip nach Ankara hat die EU als Bittstellerin erscheinen lassen. Außenpolitik sollte man denen überlassen, die ein Mandat haben und sich täglich damit beschäftigen«, sagt Asselborn.

Charles Michel, der als Ratspräsident vor allem die EU-Gipfel gut vorbereiten soll, hat schon in der Vergangenheit gern den obersten Außenpolitiker der EU gespielt. Er versuche, seine Rolle »bis zum Maximum auszunutzen«, sagt ein EU-Diplomat. Allein seit Ende Februar war Michel in Ruanda, Libyen, Tunesien, Kenia, Georgien, Moldau und der Türkei. Und auch sonst äußert er sich gern zu außenpolitischen Fragen, etwa wenn es um den Brexit geht.

Das funktioniert manchmal gut, wie in der vergangenen Woche, als Michel in Georgien einen Deal zwischen Regierung und Opposition einfädelte und damit die Staatskrise in der Südkaukasusrepublik vorerst beendete. Des Öfteren geht es aber auch schief. Anfang März löste Michel einen diplomatischen Eklat mit Großbritannien aus, indem er London ein »regelrechtes Verbot« des Exports von Impfstoffen vorwarf. Das Problem: Ein solches Verbot existierte nicht.

Auch die Kommissionspräsidentin hat Anteil am schlechten Bild, das die EU derzeit bietet. Ursula von der Leyen ist zwar offiziell nicht für Außenpolitik zuständig, will aber dennoch eine »geopolitische Kommission« führen. Dafür besitzt sie mächtige Werkzeuge, allen voran die Kompetenz für den Außenhandel. Er ist für die EU – militärisch ein Zwerg, wirtschaftlich ein Koloss – das wichtigste geopolitische Instrument.

Von der Leyen ramponierte das Bild der EU, als sie zu Beginn der Coronakrise zu zögerlich Impfstoff bestellte. Länder wie Israel, die USA oder Großbritannien machten den Europäern vor, wie man schnell und unbürokratisch eine Bevölkerung impft.

Im Streit mit der britischen Regierung über die Verteilung des Impfstoffs von AstraZeneca brachte von der Leyens Kommission Ende Januar Kontrollen zwischen Irland und Nordirland ins Gespräch. Zwar zog Brüssel den Vorschlag sofort wieder zurück, aber er war ein grober diplomatischer Schnitzer, der die EU gegenüber London in die Defensive brachte.

Auf die Henry Kissinger zugeschriebene Frage, wen er denn anrufen solle, wenn er die EU sprechen wolle, gibt es noch immer keine Antwort. In der Handelspolitik ist die EU eine Weltmacht, die sich neben den USA und China behaupten kann. In der Außenpolitik ist sie davon weit entfernt.

Selbst dort, wo die Mitgliedstaaten und Brüssel sich weitgehend einig sind, ist die Gemeinschaft nicht unbedingt handlungsfähig. Ein Beschlussvorschlag der EU-Außenminister, der das strikte chinesische Sicherheitsgesetz in Hongkong kritisierte, scheiterte Mitte des Monats im Rat der 27 Außenminister. Ungarn hatte sich gegen die Erklärung gewandt. Weil in Fragen der europäischen Außenpolitik das Einstimmigkeitsprinzip herrscht, tragen an der derzeitigen Kakofonie die Mitgliedstaaten eine erhebliche Mitschuld.

»Wenn jedes Land ein Vetorecht hat, gibt es keinen Zwang, sich zu einigen«, sagt Javier Solana, der von 1999 bis 2009 Hoher Vertreter der EU war. Somit ist das Konsensprinzip der größte Hemmschuh für eine kraftvolle EU-Außenpolitik. Der Ruf nach einer Reform wird daher lauter, er kommt auch aus Berlin.

Kevin Faingnaert / DER SPIEGEL

EU-Außenbeauftragter Borrell
»Mal ist er fahrig, mal brillant«

Außenminister Heiko Maas plädiert nachdrücklich dafür, das Prinzip der Einstimmigkeit im Außenministerrat abzuschaffen. »Wir brauchen in bestimmten Bereichen Mehrheitsentscheidungen in der EU-Außenpolitik«, sagt der SPD-Politiker. »Ich war immer gegen ein Europa der zwei Geschwindigkeiten, aber wer Mehrheitsentscheidungen kategorisch verhindert, der riskiert ein Europa der zwei Geschwindigkeiten.«

Die Angst der kleinen Mitgliedstaaten, von Deutschland und den anderen Mächtigen überstimmt zu werden, hält Maas für unbegründet. »Jeder hat eine Stimme, auch Deutschland oder Frankreich könnten also überstimmt werden. Wenn mittlere und kleinere Länder sich zusammenschließen, können Deutschland und Frankreich das nicht verhindern.« Eines ist für den deutschen Außenminister klar: »Bevor wir die Staaten des westlichen Balkans in die EU aufnehmen, müssen wir Mehrheitsentscheidungen einführen.«

Vor allem China macht sich den Zwang zur Einstimmigkeit zunutze. In Ungarn hat Peking einen verlässlichen Verbündeten. Premierminister Viktor Orbán weigerte sich im März 2017, mit seinen EU-Kollegen einen Brief zu unterzeichnen, in dem die Folter inhaftierter chinesischer Anwälte verurteilt wurde. Im Juni desselben Jahres blockierte Griechenland ein gemeinsames Statement der EU vor dem Uno-Menschenrechtsrat.

Sogar die jüngsten Sanktionen gegen vier Chinesen wegen Menschenrechtsverletzungen in Xinjiang wollte Orbán blockieren. Nur durch massiven Druck der anderen Mitgliedsländer gingen die Sanktionen am Ende durch.

Es ist kein Zufall, dass Länder wie Ungarn, Tschechien oder Griechenland sich so verhalten. China hat dort im großen Stil investiert. Im Hafen von Piräus etwa, einem der größten in Europa, hat das chinesische Staatsunternehmen Cosco Pacific für 35 Jahre die Konzession für den Containerumschlag erworben.

Armin Laschet, der Kanzlerkandidat der Union, fordert daher, dem chinesischen Einfluss etwas entgegenzusetzen. Weniger durch außenpolitische Aktionen als vielmehr durch wirtschaftliche. »Es reicht nicht, die starke chinesische Präsenz in vielen Teilen der Welt zu beklagen«, sagt Laschet. »Sinnvoller wäre es, dem einen strategischen Ansatz der europäischen Außenwirtschaftspolitik entgegenzusetzen.« Er schlägt ein »europäisches Pendant zur chinesischen Seidenstraßeninitiative« vor – mit Infrastrukturprojekten und einer »europäischen Clean-Tech-Initiative«. Mit den Anrainerstaaten im Mittelmeerraum böten sich hier »ganz neue Chancen bei der Zusammenarbeit auf dem Feld des grünen Wasserstoffs«,

sagt Laschet. Es ist nur fraglich, ob eine solche Initiative angesichts der unterschiedlichen Interessen der Mitgliedsländer eine Chance hätte.

Doch nicht nur die Chinesen provozieren die europäische Gemeinschaft. Die russische Regierung versucht ebenfalls, über einzelne Staaten die Außenpolitik der EU zu beeinflussen. Auch hier tut sich der ungarische Regierungschef hervor. So pflegt Orbán enge Kontakte zum russischen Präsidenten Wladimir Putin und kritisierte lautstark die europäischen Sanktionen gegen Moskau nach der Annexion der Krim – auch wenn er es bisher nicht gewagt hat, sie in Brüssel zu sabotieren. Der Thinktank »Zentrum Liberale Moderne« sieht in Ungarn ein »Einfallstor für russische und chinesische Einflusspolitik in Europa«.

Maas' Sorge ist, dass dieses Einfallstor durch die Erweiterung der EU um Länder wie Serbien größer werden könnte. Im Jahr 2014 gingen Serbien und Russland eine »strategische Partnerschaft« ein und unterzeichneten einen auf 15 Jahre veranschlagten Vertrag über den Austausch

Die Vorschläge, das Einstimmigkeitsprinzip abzuschaffen, verhallten weitgehend ungehört.

von Aufklärungsinformationen und gemeinsame militärische Übungen. Viele Serbinnen und Serben vertrauen Russland, der russische Impfstoff Sputnik V ist in der Coronakrise begehrter als die westlichen Impfstoffe.

Versuche, das Einstimmigkeitsprinzip in der EU-Außenpolitik abzuschaffen, gab es schon viele. Der frühere EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker etwa plädierte dafür. Bundeskanzlerin Angela Merkel warb 2018 bei der Münchner Sicherheitskonferenz für die Einführung von Mehrheitsentscheidungen – zumindest in einigen Bereichen. Sie forderte einen EU-Sicherheitsrat, der »schnell handlungsfähig« sein sollte.

Die Vorschläge verhallten weitgehend ungehört, auch der engste Partner der Deutschen reagierte nicht darauf. Deutschland sei oft dafür kritisiert worden, Vorschläge des französischen Präsidenten Emmanuel Macron nicht aufzugreifen, sagt Daniel Caspary, Chef der CDU/CSU-Gruppe im Europaparlament. Umgekehrt aber ignoriere Paris seit Jahren die deutschen Vorschläge für die Außenpolitik. »Da kommt nichts von Macron«, sagt Caspary. »Wenn Deutschland und Frankreich gemeinsam vorangehen würden, hätte das in Europa eine gewisse Wirkung.«

Nach wie vor aber sehen die kleineren EU-Mitgliedsländer im Prinzip der Mehrheitsentscheidungen mehr Nach- als Vorteile. Sie fürchten um ihre Macht.

Nach der Unterdrückung der Proteste gegen die gefälschte Wahl in Belarus wollte eine große Mehrheit der EU-Länder den Diktator Alexander Lukaschenko rasch bestrafen. Dieses Vorhaben scheiterte an einem Mitgliedstaat: Zypern.

Die Regierung in Nikosia forderte zeitgleich Sanktionen gegen die Türkei, von der sie sich bedroht fühlt. »So hatten wir es beim informellen Treffen der Außenminister in Berlin beschlossen«, rechtfertigt sich der zyprische Außenminister Nikos Christodoulidis. Am Ende passierte nichts.

Christodoulidis sagt, Zypern sei bereit, Mehrheitsentscheidungen zu diskutieren. »Es sollte keine Tabus geben.« Wichtiger aber sei es, dass die EU ihre außenpolitischen Interessen definiere. Dabei plädiert der zyprische Außenminister dafür, dass auf die Staaten, die sich in einer Region auskennen, besonders gehört werde: Spanien und Portugal bei Lateinamerika, die Osteuropäer bei Russland, die östlichen Mittelmeerländer wie Zypern und Griechenland, wenn es um den Nahen Osten geht. »Wenn ich selbst nicht das nötige Wissen habe, sollte ich anerkennen, dass andere Länder die Lage besser bewerten können und ihnen die Führung bei diesen Themen geben«, sagt Christodoulidis.

Jean Asselborn, der Außenminister aus Luxemburg, sieht das ähnlich: »Wir lösen nicht alle Probleme der europäischen Außenpolitik durch die Einführung von Mehrheitsentscheidungen.« Asselborn verweist auf zahlreiche Abstimmungen bei den Vereinten Nationen, in denen europäische Staaten unterschiedlich votierten, obwohl man sich zuvor auf eine gemeinsame Position verständigt hatte. »Das werden wir auch mit Mehrheitsentscheidungen nicht verhindern«, sagt der Außenminister.

Ein erster Schritt zu mehr Einheitlichkeit wäre getan, wenn die Verantwortlichen in Brüssel zusammen- statt gegeneinander arbeiteten. Das betrifft vor allem den selbstbewussten Ratspräsidenten Charles Michel.

Der deutsche Außenminister hält dessen außenpolitisches Treiben nicht für hilfreich. Heiko Maas ist dafür, stattdessen das Amt des bislang eher glücklos agierenden Josep Borrell aufzuwerten. »Der Hohe Beauftragte für die Außen- und Sicherheitspolitik sollte mehr Kompetenzen bekommen«, sagt Maas. »Und am Ende dieses Reformprozesses sollte er auch den Titel EU-Außenminister tragen.« Doch auch für diesen Schritt müssten sich alle in der EU erst mal einig werden.

Markus Becker, Ralf Neukirch, Christoph Schult

Das Finanzmagazin

SPIEGEL GELD informiert über Finanzprodukte, Versicherungen und Immobilien – und hilft so bei Aufbau und Sicherung Ihres Vermögens.

Themen der Ausgabe:

Das perfekte Depot
Mit diesen Aktienfonds liegen Sie richtig

Immobilien
Vor- und Nachteile beim Fertighaus

Vorsorge
So sichern Sie sich gegen Berufsunfähigkeit ab

Nächste Woche als Beilage im SPIEGEL

Alles abgesegnet

Umwelt Seit Jahrzehnten verklappt ein Konzern gigantische Abwassermengen in Hessen. Wie konnten Behörden das erlauben?

Uwe Zucchi / dpa

K+S-Abraumhalde in Philippsthal an der Werra: Zahlreiche Übertritte ins Grundwasser

Nach einem kurzen Blick ins Gesetzbuch sei die Sache eigentlich klar, so die Staatsanwaltschaft im thüringischen Meiningen. Deutsche Behörden dürften auf keinen Fall erlauben, dass Schadstoffe ins Grundwasser geleitet werden. So regle es eindeutig das »Gesetz zur Ordnung des Wasserhaushalts«.

Die Praxis sieht allerdings anders aus: Seit Jahrzehnten pumpt der weltweit aktive Kali-Konzern K+S mit Hauptsitz in Kassel riesige Salzabwassermengen in den Untergrund des thüringisch-hessischen Grenzgebiets zwischen Bad Hersfeld und Bad Salzungen. Ein Teil der Brühe drückte wieder nach oben. Die Kalilauge versalzte schon Bäche und Wiesen, drang ins Grundwasser, machte Trinkwasserbrunnen unbrauchbar. Und das alles mit dem Genehmigungsstempel hessischer Umwelt- und Wasserbehörden.

Mehr als zehn Jahre lang haben die Beamten aus Meiningen untersucht, wie das passieren konnte. Zusammen mit dem Landeskriminalamt Thüringen ließen sie kistenweise Akten aus dem hessischen Umweltministerium in Wiesbaden und dem Regierungspräsidium in Kassel abtransportieren. 2015 eröffneten die Ermittler ein offizielles Verfahren gegen insgesamt 50 Verdächtige. Die Strafverfolger vernahmen Zeugen, wühlten in Archiven und überprüften die Konten eines ehemaligen Abteilungsleiters im Ministerium auf den Eingang möglicher Bestechungsgelder.

Vor zweieinhalb Wochen, am 13. April, wurde ihr Verfahren in aller Stille wieder eingestellt, mangels hinreichendem Tatverdachts. Bemerkenswert ist allerdings, wie die Ermittler dies in einer 27 Seiten langen Verfügung begründen.

Die Staatsanwaltschaft lässt keinen Zweifel daran, dass sie die K+S erteilten Genehmigungen für rechtswidrig hält. Sie hat überdies »erhebliche Regelverstöße« der hessischen Verwaltung festgestellt. Nur könne man dafür strafrechtlich niemanden zur Verantwortung ziehen, zu viele seien beteiligt gewesen.

364

Millionen Kubikmeter
So viel Salzlauge durfte bzw. darf K+S seit 1976 und noch bis Ende dieses Jahres aufgrund von Genehmigungen der hessischen Behörden im Boden versenken.

Mit den Kaligruben im Werra-Gebiet hat der Düngemittel-Konzern zeitweise viel Geld verdient. Doch die Folgen für die Umwelt sind gravierend. Abraumhalden türmen sich zu über 200 Meter hohen Bergen. Das Abwasser leitet K+S zum Teil in die Werra, die vom Süß- zum Brackwasserfluss geworden ist. Der Rest wird über Bohrlöcher in die Erde gedrückt.

Wie bedrohlich diese Versenkung für das Grundwasser ist, wissen die Behörden nach Erkenntnissen der Ermittler schon lange. Ein Gutachter des hessischen Landesamts für Bodenforschung habe 1963 vorgeschlagen, das Salzwasser möglichst nahe an der Grenze zur damaligen DDR in den Boden zu pumpen. Die Grundwasserschäden träten dann im sozialistischen Teil Deutschlands auf.

Trotz vieler interner Bedenken gestattete das zuständige Regierungspräsidium in Kassel dem Kali-Konzern, seit 1976 mehr als 364 Millionen Kubikmeter Salzabwasser ins Erdreich zu leiten. Die bislang letzte Erlaubnis aus dem Jahr 2016 gilt noch bis Ende Dezember. Das verantwortliche Ministerium, geleitet von Hessens grüner Umweltministerin Priska Hinz, hätte damals laut Staatsanwaltschaft sogar noch größere Mengen für vertretbar gehalten als Kassel.

Offiziell vertrauten die Hessen auf die Argumentation von K+S: Im Untergrund des Werratals gebe es Hohlräume und poröse Gesteinsschichten, die das Salzwasser gefahrlos aufnehmen könnten. Tatsächlich ließen aber interne Berechnungen, Studien und Beobachtungen der Landesbehörden darauf schließen, dass es zahlreiche Übertritte ins Grundwasser gab und gibt.

Warum trotzdem immer wieder Genehmigungen erteilt wurden, können die Ermittler nur mutmaßen. Belege für Korruption fanden sie nicht. Bei einem früheren Ministerialbeamten ist vage von einer »persönlichen Abhängigkeit« zu K+S die Rede – man habe sich offenbar gut gekannt. Kritische Behördenvertreter seien mitunter gezielt angegangen, teilweise auch mit subtilen Methoden eingeschüchtert worden, heißt es in der Einstellungsverfügung. Viele Beamte hätten die Genehmigungen aber offenbar einfach nur durchgewinkt, weil sie vermutet hätten, es werde von ihnen erwartet.

Das hessische Umweltministerium wollte die Vorwürfe nicht kommentieren. Die Verfügung sei der Behörde noch nicht bekannt, hieß es. Ein Sprecher des Konzerns K+S erklärte, die behauptete Einschüchterung und die angebliche Rechtswidrigkeit der Genehmigungen entbehrten »jeder sachlichen Grundlage«.

Der Thüringer Rechtsanwalt Alexander Reitinger glaubt, das Papier der Ermittler helfe Umweltverbänden und Anwohnerinitiativen, die er vertritt. Erst kürzlich hatten Umweltschützer beantragt, dass K+S die Schäden auf eigene Kosten beseitigen und das Grundwasser sanieren müsse.

Auch wenn die Ermittler sich nicht getraut hätten, strafrechtliche Konsequenzen zu ziehen, so sei es ein starkes Signal, sagt Reitinger. Eine deutsche Justizbehörde habe festgehalten, dass die Genehmigungen rechtswidrig gewesen seien. »Das dürfte den Druck auf K+S und die Behörden noch einmal deutlich erhöhen.«

Matthias Bartsch

Wiratex-Gebäude in Ost-Berlin 1969

Jürgen Grothe / Elsengold Verlag / akg-images

Dunst am Bau

Immobilien Bis 2050 sollen alle Gebäude des Bundes klimaneutral sein. Statt Altbauten zu sanieren, lässt die Regierung aber abreißen und neu errichten. Das ist extrem teuer und umweltschädlich.

Der Quader sollte ein Symbol für die moderne sozialistische Stadt werden. Entsprechend exponiert lag das Gebäude – an der Ost-Berliner Prachtmeile Unter den Linden, gegenüber der Sowjetbotschaft.

Ein DDR-Architektenkollektiv hatte das Wiratex-Gebäude geplant. Im Innenraum setzte es, ganz modern, auf gläserne Büros. Dezente grünlich blaue Glaskeramiken verzierten die Außenfassade. Oben, am Giebel, kamen Ornamente in Beton hinzu, sie sollten an Teppichmuster erinnern. Denn der DDR-Außenhandelsbetrieb Wiratex war auch für den Teppichexport zuständig. Man habe ein Gebäude erschaffen, so schrieb zur Eröffnung 1964 die »Berliner Zeitung«, »das unserem neuen Stadtzentrum Ehre macht«.

Der Bürobau überstand das Ende der DDR. Zuletzt beherbergte er Abteilungen der Bundestagsverwaltung und die Bundeskanzler-Willy-Brandt-Stiftung.

Nach der Einheit hatte der Berliner Senat den Bau unter Denkmalschutz gestellt – als Beispiel für »eine weitestgehend verlorene Denkmalschicht der Ost-Berliner Innenstadt«. Dennoch existiert es nicht mehr. Stattdessen klafft dort eine Lücke, groß wie ein halbes Fußballfeld. Der Wiratex-Bau wurde voriges Jahr im Auftrag des Bundes abgerissen, für 3,4 Millionen Euro. Noch in diesem Jahr soll an der Stelle ein Verwaltungsgebäude für den Bundestag entstehen.

Das Schicksal des Gebäudes wird in den kommenden Jahren wohl eine Reihe von Bauten teilen, die von Bundesbehörden genutzt werden, aber nicht mehr auf der Höhe der Zeit sind. Es sind oft Immobilien aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, mit dünnen Wänden und schlecht isolierten Fenstern.

Bereits im Koalitionsvertrag 2013 hatten sich Union und SPD darauf verständigt, den Immobilienbestand des Bundes an international vereinbarte Klimaziele anzupassen: Bis 2050 sollen sämtliche Ministerien, Behörden, Kasernen, Forschungseinrichtungen »nahezu« klimaneutral sein.

Klingt gut, aber wie sieht die Realität aus? Was wird in die Klimabuchhaltung der Regierung überhaupt einbezogen? Offenbar nicht jene Emissionslast, die während Abriss und Neubau entsteht.

Dabei mehren sich die Hinweise, dass es weniger klimaschädlich ist, bestehende Gebäude zu sanieren als neu zu errichten. Mehr als ein Drittel aller CO_2-Emissionen fallen im Bausektor an, wie aus einem Gesetzentwurf der Grünen im Bundestag hervorgeht. Dunst am Bau.

Seit Monaten diskutieren Finanz- und Innenministerium einen Erlass, der die Ökologisierung der Bundesbauten regeln soll. Anfang Mai will ihn die Regierung beschließen. Doch es sieht so aus, als würde er eine Farce werden. Es gilt wohl weiterhin: Kostet eine Sanierung 80 Prozent eines Neubaus, soll abgerissen werden.

Umweltverbände und der Bund deutscher Architekten und Architektinnen sind fassungslos. Sie haben Ende März einen offenen Brief verfasst, in dem sie der neubaufreudigen Bundesregierung vorwerfen, die eigenen »engagierten klimapolitischen Ziele« zu konterkarieren. Zudem berge die Fokussierung auf den Energieverbrauch die Gefahr, dass »historisch gewachsene Stadtbilder beschädigt oder zerstört, Ressourcen verschwendet und das Abfallaufkommen erhöht« werde.

Der Bund ist der größte öffentliche Bauherr und trotz Klimadiskussion und Treibhauseffekt baut er seit Jahren, was das Zeug hält. In der ehemaligen Hauptstadt Bonn entsteht – unter anderem – ein riesiger Bürokomplex für die 1000 Mitarbeiter des Bundesamts für Sicherheit in der Informationstechnik. In Rheinland-Pfalz wiederum sind es neue Büros für die Bundeswehr, in Hessen ist es eine neue Zentrale des Bundeskriminalamts. Und das Bundesamt für Strahlenschutz baut in Bayern sowie in Berlin.

Immer wieder sollen Behörden, die bislang auf mehrere Altbauten verstreut sind, in einem Neubau zusammengelegt werden – wie in Braunschweig. Dort hatte das Bundesamt für Lebensmittelsicherheit 2012 für 24 Millionen Euro gebaut. Seitdem stehen die 8000 Quadratmeter offenbar wegen permanenter Baumängel leer und verursachten bislang Unterhaltskosten in Höhe von 700 000 Euro. Der Bund der Steuerzahler vermutet, dass das Amt den Neubau nie gebraucht hätte.

Besonders neubauwütig ist der Bund in Berlin. Das stetig wachsende Parlament errichtet im Akkord und für insgesamt Hunderte Millionen Euro Bürogebäude – auch Unter den Linden, wo das Wiratex-Gebäude demoliert wurde. Daneben will der Bundestag einen weiteren Neubau errichten. Dafür musste ebenfalls ein DDR-Bau weichen, der Teil eines denkmalgeschützten Ensembles war. Das sind nicht einmal alle Baustellen des Parlaments.

Und dann das Kanzleramt – der größte Regierungssitz der westlichen Welt, doch nach Bekunden der Regierung »überbelegt«. Die Zahl der Mitarbeiter ist unter Kanzlerin Angela Merkel (CDU) enorm gewachsen. Die Zeiten hätten sich geändert, die Aufgaben vermehrt, heißt es. Während in der freien Wirtschaft immer mehr Firmen auf mobiles Arbeiten und schrumpfende Büroflächen setzen, bekommt das Kanzleramt einen Erweiterungsbau für knapp 490 Millionen Euro.

Doch schon vor dem ersten Spatenstich hat der Bundesrechnungshof die fünfgeschossigen Wintergärten und vieles mehr kritisiert. Vertreter nachhaltigen Städtebaus fordern gar einen Planungsstopp. Dazu wird es allerdings nicht kommen.

Auch etliche Ministerien legten und legen zu. Erst 2019 wurde die zweite Erweiterung des Arbeitsministeriums fertig, ein DDR-Plattenbau dafür abgerissen. Am Innenministerium entsteht bis 2024 ein 13-geschossiger Anbau mit Büros für etwa 350 Leute, auch das Umweltministerium plant seine Vergrößerung.

Statt Vorbild zu sein, gibt die Regierung ein schlechtes Beispiel. Umweltbewusste Planerinnen und Planer fordern längst eine Wende. Klimaschonend zu bauen heißt für sie, den Immobilienbestand zu modernisieren. Statt von futuristischen Wolkenkratzern schwärmen sie von Sanierungsfahrplänen – eine Zäsur in der Architekturgeschichte.

»Deutschland braucht keine neuen Gebäude mehr«, sagt auch Luisa Ropelato. Sie hat vergangenes Jahr die Gruppe »Architects for Future« mitgegründet. Auf die Energiebilanz eines neuen Gebäudes zu verweisen reicht ihr nicht. Darin seien eben nicht die Emissionen enthalten, die im Bau entstanden seien. »So zu rechnen ist kolossal falsch und hat nichts mit Umweltschutz zu tun.«

Das dürfte Horst Seehofers Ministerialen eigentlich klar geworden sein. Mitte Januar diskutierten sie mit Architekten und Bauingenieuren auf einer Onlinekonferenz über die Zukunft des Bauens. Dabei spielte der Lebenszyklus von Gebäuden eine Schlüsselrolle. Architekt Stefan Oehler betonte, dass nur Kohlendioxideinsparungen während des Baus eine echte Verbesserung brächten. Und je länger ein Bau danach stehe, desto klimafreundlicher sei er. Die durchschnittliche Nutzungsdauer eines Bürogebäudes in Deutschland liege heute bei etwa 50 Jahren – und das sei nicht nachhaltig, sagt Oehler. Der Idealfall sei das »Recycling ganzer Gebäude durch Sanierung, nicht durch Abriss«.

Wie steht es um die Klima-Glaubwürdigkeit des Bundes? An Bekenntnissen und Leitfäden mangelt es nicht. 2020 beschloss die Regierung eine »Langfristige Renovierungsstrategie für Deutschland«, wie sie die Europäische Union gefordert hatte. Doch die Strategie bedeute für die Praxis nicht viel, sagen Kritiker.

Womöglich liegt das daran, dass es der Bundesanstalt für Immobilienaufgaben (Bima) stärker um ihre eigene Bilanz zu gehen scheint als um die des Klimas. Das Staatsunternehmen, das dem Finanzministerium untersteht, sitzt auf einem gigantischen Liegenschaftsvermögen von 20 Milliarden Euro.

Gebäudesanierungen, so legen es interne Dokumente nahe, müssten von der Bima bezahlt werden, Neubauten oder Ersatzbauten hingegen nicht. Sie werden, wie es in den Papieren heißt, »über den Nutzer finanziert«.

Ulrike Knöfel, Andreas Wassermann

Genossenschaftliche FinanzGruppe
Volksbanken Raiffeisenbanken

GEMEINSAM
KRAFT

Unter Leistungsfähigkeit verstehen wir, **gemeinsam mit unseren Kunden aus Herausforderungen Verbesserungen zu machen.**

Was zunächst wie ein Verlust erscheint, ist manchmal der Anfang von etwas Neuem. Das japanische Handwerk Kintsugi beweist das eindrucksvoll. Es verkörpert den Glauben, dass erst die kunstvolle Reparatur ein Objekt vollendet. Auch für uns von der DZ BANK bedeuten Umbrüche Chancen. Denn wenn wir Herausforderungen heute partnerschaftlich begegnen, gehen wir mit noch besseren Lösungen in die Zukunft. Erfahren Sie mehr über unsere Haltung unter: **dzbank.de/haltung**

DZ BANK
Die Initiativbank

Sven Simon

Ex-Geheimdienstchef Gehlen 1975: Ein großes Durcheinander

»Eindeutig zweitklassig«

Zeitgeschichte Eine Historikerkommission hat untersucht, wie gut die Spione des Bundesnachrichtendienstes waren. Das Ergebnis ist hochnotpeinlich.

Die letzte Hoffnung der deutschen Späher hat 968 Seiten, 40 Kapitel und 3009 Fußnoten. Wird damit alles gut? Wohl kaum. Seit Jahren erforscht eine Historikerkommission im Auftrag des Bundesnachrichtendienstes (BND) die Frühgeschichte der Behörde, mit niederschmetterndem Ergebnis. In Pullach residierte offenbar über Jahrzehnte eine Truppe aus Wichtigtuern und Blendern, durchsetzt von ehemaligen Nazis und damit beschäftigt, Politik und Medien in der Bundesrepublik zu manipulieren.

Allerdings schenkten die Wissenschaftler dem Kerngeschäft der Agenten bislang eher wenig Beachtung. Was wussten die Spione im Kalten Krieg über geheime Pläne des Kreml? Was berichteten sie aus den Ländern jenseits des Eisernen Vorhangs? Stimmte vielleicht doch, was der legendäre BND-Gründer Reinhard Gehlen einst behauptet hatte: »Wir haben nahezu alle bedeutenden Entwicklungen im Sowjetblock frühzeitig erkannt.«

Die Antworten finden sich in einer demnächst erscheinenden Studie über die westdeutsche Spionage in aller Welt, die der Historiker Wolfgang Krieger herausgibt*.

Dem Mann haftet der Ruf an, für die Arbeit des BND grundsätzlich Sympathie aufzubringen. Doch an den nun vorliegenden Befunden gibt es nichts zu deuteln.

Anzahl der Spione Pullachs in der Sowjetunion? Stand 1956: null. Anzahl der Quellen im sowjetischen Imperium außerhalb der DDR? Gerade einmal 49. Und vertrauen sollte man denen lieber nicht, wie der Dienst intern 1961 fast schon selbstkritisch festhielt: »Nahezu alle Meldungen aus der Tiefe stammen aus unklaren Quellen.«

Entsprechend unzuverlässig waren die Erkenntnisse. Laut Pullach verfügten die Sowjets 1952 über 200 Atomwaffen, in Wahrheit waren es 75. Zwei Jahre später besaß der Kreml angeblich über 300 (in der Realität nur die Hälfte), 1955 sogar über 1000 (tatsächlich ein Fünftel davon). Der Dienst wurde gleichermaßen vom Ungarn-Aufstand 1956 überrascht wie vom Sturz des Kremlherrschers Nikita Chruschtschow 1964.

Pullach sei es nicht gelungen, »wesentliche Erkenntnisse über die Politik und Militärstrategie der Sowjetunion zu gewinnen«, resümiert Krieger.

Und wer weiß, was die Wissenschaftler noch alles herausgefunden haben, aber nicht veröffentlichen dürfen. Immer wieder tauchen in der Studie geschwärzte Passagen und Hinweise auf, dass Absätze fehlen. Historiker Holger Meding berichtet, dass der BND zwei Drittel seines Manuskripts über die westdeutsche Spionage in Lateinamerika zurückhalten wollte; er musste sich mit einer »erheblich gekürzten« Version zufriedengeben.

Dabei zählt Lateinamerika zu den Regionen, in denen der BND zumindest ein bisschen glänzte. Doch die Historikerkommission wird vom BND bezahlt. Sie hat exklusiven Aktenzugang. Im Gegenzug muss sie ihre Texte zur Prüfung vorlegen. Der BND will damit angeblich Quellen und deren Nachfahren sowie seine Methoden schützen. Ob er nur deshalb eingriff,

* Wolfgang Krieger (Hg.) in Verbindung mit Andreas Hilger und Holger M. Meding: »Die Auslandsaufklärung des BND«. Ch. Links Verlag; 968 Seiten; 80 Euro.

ist allerdings unklar. Die Wissenschaftler dürfen natürlich auch nicht verraten, was geschwärzt wurde.

Nur manchmal liegt es auf der Hand. Das Kapitel über Guatemala etwa stand auf der Kippe, weil der damalige Botschafter Karl Heinrich Panhorst hinter dem Rücken des Auswärtigen Amts gegen Geld für den BND arbeitete. Offenbar wollte der Dienst nicht, dass dieser »eklatante Vertrauensbruch« (Meding) bekannt wird.

Immerhin ermöglicht das freigegebene Material auch so einen Blick in den Alltag der Geheimen. Die Amerikaner hatten nach dem Zweiten Weltkrieg die »Organisation Gehlen« gegründet, aus der 1956 der BND hervorging. In Moskau saß damals der Feind, und Washington glaubte, die Deutschen würden nach ihrem Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion über besondere Kenntnisse verfügen.

Die Bezahlung in Pullach war überdurchschnittlich, schon bald arbeiteten einige Tausend Menschen für Gehlen. Der US-Geheimdienst benotete die Bemühungen der deutschen Kollegen mit einem A, der besten Note im US-Schulsystem. Mit den Ergebnissen war man weniger zufrieden. Die Gehlen-Leute seien »in nachrichtendienstlichen Aktivitäten schwierigerer oder anspruchsvollerer Natur eindeutig zweitklassig«, lautete das Urteil 1950.

Das »Dritte Reich« lag nur wenige Jahre zurück, da fiel es Pullach schwer, Spione in den zerstörten Ländern Ost- und Mitteleuropas anzuwerben. Und wer sich doch darauf einließ, riskierte viel. In Polen wurden 1953 zwei Quellen der Westdeutschen zum Tode verurteilt. Der ungarische Geheimdienst verschleppte 1956 einen BND-Mitarbeiter, als dieser sich an der österreichisch-ungarischen Grenze mit einem Informanten treffen wollte.

Bis heute ist unbekannt, wie viele Menschen im Kalten Krieg ihre Verbindung zum BND mit dem Leben bezahlten. Der sowjetische KGB verübte 1964 sogar einen Chemiewaffenanschlag mit Senfgas auf den BND-Techniker Horst Schwirkmann, der die deutsche Botschaft in Moskau auf Abhöreinrichtungen untersuchte. Ein Unbekannter sprühte Schwirkmann bei einem Ausflug eine Flüssigkeit auf den linken Oberschenkel. Schwirkmann überlebte schwer verletzt (SPIEGEL 39/1964).

Um der östlichen Konkurrenz die Arbeit zu erschweren, verzichtete Gehlen auf klare Zuständigkeiten. Niemand sollte wissen, wer im BND was tat. Er ließ Decknamen von Mitarbeitern und die Bezeichnungen von Dienststellen unregelmäßig wechseln. Aus der »Dienststelle 2« wurde das »Handelskontor«, dann die »Dienststelle 71«. Das Ergebnis der Abschottung war ein großes Durcheinander. Ein Mitarbeiter sprach später von einem »System der ständigen Selbstbehinderung«.

Mangels Quellen im Kreml oder in Warschau wichen Gehlen und seine Leute auf andere Informationsmöglichkeiten aus. Sie befragten Geschäftsleute, die im Osten zu tun hatten, sprachen mit Umsiedlern, Überläufern, Emigranten, ehemaligen deutschen Kriegsgefangenen. Auch Journalisten wurden abgeschöpft, teils ohne es zu wissen, teils gegen Geld.

Deren Arbeitgeber bei der »Süddeutschen Zeitung«, der »Welt«, der »Frankfurter Allgemeinen«, der »Zeit«, dem WDR oder dem SPIEGEL dürften davon keine Kenntnis gehabt haben – ein besonders heikles Kapitel. Seit 2012 verlangt der SPIEGEL vom BND die Herausgabe der Namen aller Quellen in der Redaktion, was der Dienst verweigert; inzwischen liegt der Fall beim Bundesverwaltungsgericht.

Marc Garanger / Corbis via getty Images

Militärparade in Moskau 1967: »Nahezu alle Meldungen aus unklaren Quellen«

Manches konnte der Bundesnachrichtendienst zwar in Erfahrung bringen. Mal legte die Information über einen Kranwagen in einer Kaserne in Ungarn nahe, dass Boden-Luft-Raketen stationiert wurden. Dann wies das Auftauchen unbekannter Uniformen in der ungarischen Provinz auf Truppenbewegungen hin. Doch um ein verlässliches Lagebild zu gewinnen, benötigen Geheimdienste kontinuierliche Aufklärung. Nur dann fallen Veränderungen auf, etwa zur Vorbereitung eines Angriffs.

Bereits 1955 räumte die Gehlen-Truppe intern ein, sie sei nicht in der Lage, einen bevorstehenden sowjetischen Überfall zu erkennen. Einige Jahre später bot der »Führungsbeauftragte für den operationellen geheimen Meldedienst« sogar seinen Rücktritt an. Begründung: »Kann für Vorwarnung nicht mehr garantieren.«

Enttäuscht notierte Bundeskanzler Konrad Adenauer, der BND-Apparat sei »auf einem zu niedrigen Niveau«.

Und dann waren da noch die Nazis.

Zum Kampf gegen den Bolschewismus müsse man alles einsetzen, hatte Gehlen verkündet, das sei entscheidend. Und so kamen zahlreiche Mitglieder des NS-Terrorapparats bei ihm unter. Männer wie Walter Kainz, ehemals Mitglied der Einsatzgruppe A, die für den Mord an Hunderttausenden Juden verantwortlich war. 1951 heuerte er bei der Balkanspionage an. Noch Jahre später galt er unter Kollegen als »fanatischer Nationalsozialist«.

Oder der ehemalige SS-Hauptsturmführer Rupert Mandl, der bis 1945 auf Partisanen Jagd gemacht hatte. Ein Vorgesetzter in Pullach attestierte ihm, er sei »hart bis zur Rücksichtslosigkeit« und »hitzig, ja fanatisch«. Fast 20 Jahre spionierte er für Gehlen auf dem Balkan, in Asien und Lateinamerika.

Es liegt auf der Hand, dass solche Leute Denkmuster und Überzeugungen mitbrachten, die »von höchst zweifelhaftem Wert« waren, wie die Historiker Andreas Hilger und Sabrina Nowack schreiben. Glühender Antikommunismus und rassistische Vorurteile gegenüber Slawen, Balten, Asiaten verstellten den Blick.

Den Ewiggestrigen erschien das Sowjetimperium als monolithischer Block, gefestigt bis in alle Ewigkeit. Immer gingen sie vom Schlimmsten aus. Nie konnten sie sich vorstellen, dass eine Annäherung zwischen Ost und West möglich wäre.

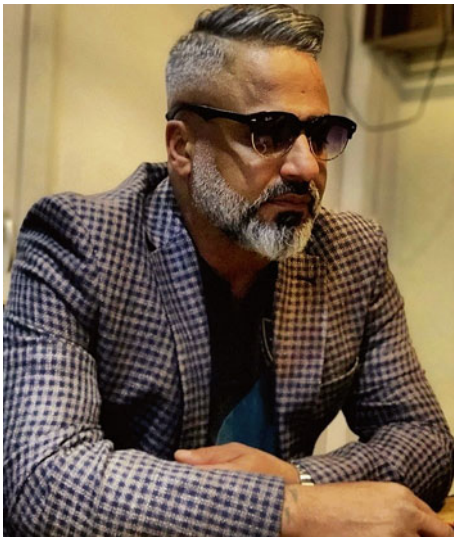
1968 stellte BND-Chef Gehlen apodiktisch fest, Bemühungen um eine Entspannung mit Moskau seien bis auf Weiteres »aussichtslos«.

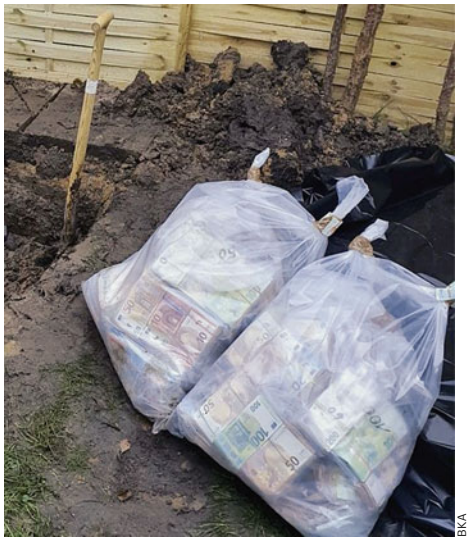
Ein gutes Jahr später begann Bundeskanzler Willy Brandt seine neue Ostpolitik. Sie brachte dem Sozialdemokraten den Friedensnobelpreis ein.

Klaus Wiegrefe

Bad Banker

Kriminalität Ein Pfandleiher in Hamburg soll für die Unterwelt Millionen gewaschen haben. Vertrauliche Ermittlungsakten geben seltene Einblicke in die Methoden der Szene.





BKA

Geschäftsmann C., Bargeldfund bei Drogenrazzia in Hamburg 2020: »Gangsters' Paradise«

Jeder erfolgreiche Drogendealer hat erstens viel Geld und zweitens ein Problem. Wohin mit den Scheinen? Sie zu Hause zu bunkern ist gefährlich. Auf die Bank kann man die Millionen auch schlecht bringen – unangenehme Fragen könnten die Folge sein. Also muss jemand her, der aus illegal Verdientem legal erscheinendes Vermögen macht, aus schmutziger Kohle also blütenweiße Scheine.

Glaubt man den Spezialisten für Organisierte Kriminalität des Landeskriminalamts Hamburg, ging ihnen im vergangenen Sommer einer der wichtigsten Finanzexperten der norddeutschen Unterwelt ins Netz, dem jetzt der Prozess gemacht wird. Das Geschäft des Pfandleihers aus dem Hamburger Bahnhofsviertel soll für das Milieu offenbar eine Art Bad Bank gewesen sein – eine Bank für böse Buben.

Innerhalb von nur zehn Monaten sollen Ali C., 42, und seine mutmaßlichen Komplizen fast acht Millionen Euro für Kriminelle bewegt haben. Ab Mittwoch muss sich C. daher zusammen mit sieben weiteren Angeklagten vor der Großen Wirtschaftsstrafkammer des Landgerichts wegen gewerbs- und bandenmäßiger Geldwäsche verantworten.

Ermittlungsakten, die der SPIEGEL und SPIEGEL TV einsehen konnten, geben tiefe Einblicke in diesen Teil der Finanzwirtschaft. Für gewöhnlich bleibt er den Behörden hierzulande verborgen, gilt Deutschland doch als Eldorado der Geldwäscher. Kundige Abgeordnete wie Fabio De Masi von der Linkspartei, der gerade in einem Untersuchungsausschuss des Bundestags den Wirecard-Skandal aufklärt, nennen die Bundesrepublik deshalb »Gangsters' Paradise«.

Das hat vor allem zwei Gründe: Anders als in vielen anderen Ländern der Europäischen Union sind in Deutschland immer noch Bargeldgeschäfte in erheblichem Ausmaß möglich. Verbrecher können so illegales Geld in Immobilien, Autos oder Diamanten anlegen – oft mithilfe von Geschäftemachern, die entweder nicht so genau hinschauen oder gar von dubioser Kundschaft leben. Und zweitens sind die für Geldwäsche zuständigen Behörden, allen voran die beim Zoll angesiedelte Financial Intelligence Unit, in einem Ausmaß unfähig und überfordert, dass man kaum noch an Zufall glauben kann.

Im Fall Ali C. mussten die Ermittler daher gleich mehrfach Glück haben, um ihn zu erwischen. Zwei mutmaßliche Drogendealer, die im Frühjahr 2019 in einem von der Polizei verwanzten Auto umherfuhren, gerieten in Plauderlaune. Die Männer sprachen darüber, wie man 50 000 Euro »weiß« machen könne – und erwähnten dabei gut hörbar den Namen Ali C. Das LKA nahm ihn daraufhin ins Visier. Die Beamten hörten Telefone ab, observierten Verdächtige und installierten vor seinem Haus in einem Hamburger Vorort heimlich eine Kamera.

Schaltzentrale der Truppe war laut Anklage ein Geschäft für Goldhandel in der City. Ali C.s Mutter Shahnaz K. hatte es ein Jahr zuvor gegründet. Auch Vater und Bruder hielten sich häufig in dem kleinen Laden auf.

Den Ermittlungen zufolge soll der Goldhandel der Familie lediglich als Fassade gedient haben. In Wirklichkeit war der Shop wohl eine Anlaufstelle für die speziellen Kunden, die ihr Geld lieber nicht über die Sparkasse transferieren wollten.

Vor der Pandemie lief das Geschäft in der Regel offenbar so: Klienten aus dem Milieu sollen Ali C. hohe Summen gebracht haben. Ein Großteil der Einzahlungen fiel nach Erkenntnissen der Ermittler sechsstellig aus. Trotzdem kam das Geld meist in kleinen Scheinen, typisch für Gewinne aus dem Straßenverkauf von Drogen.

Um das Volumen des Geldes für den Transport zu verringern, soll die Familie die Scheine gegen eine Provision zunächst in größere Noten umgetauscht haben. Anschließend wurden diese offenbar in speziell präparierte Koffer gepackt, die in Sicherheitschecks am Flughafen nicht auffielen. Mit ihnen sollen die Kuriere des Ali C. dann ins Ausland geflogen sein, meist nach Spanien, wo die Scheine in unbekannten Kanälen verschwanden. Der Geldfluss soll mit Scheinrechnungen für Goldkäufe nachträglich legitimiert worden sein.

Die Ermittler haben 62 Fälle mutmaßlicher Geldwäsche zusammengetragen. Die Taten geben einen Eindruck von den Summen, mit denen Ali C. und seine Getreuen augenscheinlich hantierten. 150 000 Euro gingen demnach nach Malaga, 200 000 Euro nach Paris, 370 000 Euro nach Barcelona – die Mutter von Ali C. kam mit der Logistik offenbar kaum hinterher. Sie habe die Nase voll, sagte die 69-Jährige in einem abgehörten Telefonat im März vergangenen Jahres. Sie müsse dieses ganze Geld mit einer »Schrottmaschine« zählen. Völlig fertig sei sie deshalb.

Auch im Haus der Familie am nördlichen Stadtrand Hamburgs herrschte regelmäßig Hochbetrieb, wie die Ermittler in ihren Überwachungsvideos sahen. Offiziell betrieb Ali C. dort eine Pfandleihe, doch die meisten Kunden besuchten ihn wohl nachts. Dann tauchten Personen mit gut gefüllten Beuteln oder Plastiktüten auf, wie Fahnder vermerkten. Gingen die Besucher wenig später wieder, waren ihre Taschen sichtbar leichter.

Dann kam Corona. Weil das Reisen immer umständlicher wurde, sollen die iranischstämmigen Hauptbeschuldigten auf ein altes Zahlungssystem aus dem Nahen Osten umgesattelt haben: das sogenannte Hawala-Banking. Die Kunden, die das Bargeld brachten, erhielten demnach gegen eine Gebühr ein Passwort. Diesen Code,

meist die Seriennummer eines Geldscheins, teilte Ali C.s Familie laut Anklage einem Vertrauten im jeweiligen Zielland der Transaktion mit. Nannte ein Abholer dort das Passwort, wurde das Geld offenbar ausgezahlt.

Es ist eine Methode, die auf Vertrauensbasis funktioniert und kaum Spuren hinterlässt. Eine Gruppe aus Nordrhein-Westfalen soll auf diese Weise in den vergangenen Jahren mehr als 212 Millionen Euro in die Türkei geschleust haben – vorbei am legalen Bankensystem. Die sieben Männer stehen inzwischen in Düsseldorf vor Gericht.

Für besonders heikle Kommunikation vertraute Ali C. offenbar auf verschlüsselte Telefone des dubiosen Anbieters Encrochat – eigentlich unknackbar für die deutsche Polizei. Im Frühjahr 2020 gelang es der französischen Gendarmerie jedoch, den Server der Firma zu infiltrieren und die Kommunikation Zehntausender Nutzer auszulesen. Ein Datensatz mit Millionen geheimer Nachrichten aus der Organisierten Kriminalität wanderte nach Deutschland. Für Ermittler war es ein Geschenk des Himmels (SPIEGEL 52/2020).

In den Daten fand das LKA Hamburg auch einen Encrochat-Nutzer, der sich wenig originell »moneytransfer« nannte. Es handelte sich mutmaßlich um Ali C. In den Chats nahm er demnach kein Blatt vor den Mund. Mit einem Drogendealer soll der Angeklagte etwa die Möglichkeit besprochen haben, Bargeld in einem Privatflugzeug nach Spanien zu bringen. Er kenne einen Piloten, dem er zu »100%« vertraue, prahlte »moneytransfer« in einer Nachricht. Ob der Lufttransport zustande kam, ist unklar.

Von den Provisionen für ihre mutmaßlichen Dienstleistungen schien die Familie des Angeklagten C. gut leben zu können. Mehr als 30 000 Euro habe Ali in einer Woche ausgegeben, schimpfte seine Mutter in einem abgehörten Gespräch mit ihrem Enkel. Wofür? Glaubt man überwachten Telefonaten seiner Kuriere, pflegte Ali C. eine Leidenschaft für Luxushotels, Prostituierte und Kokain. Die Huren zögen dem Boss das Geld aus der Tasche, soll sich einer seiner Männer gesorgt haben.

Der Rechtsanwalt von Ali C. wollte sich nicht zu den Vorwürfen gegen seinen Mandanten äußern. Auch der Verteidiger der Mitangeklagten Shahnaz K. ließ eine Anfrage unbeantwortet.

Im vergangenen Juli nahm die Polizei Ali C. am Hamburger Flughafen fest. Am selben Tag fassten die Ermittler seine Mutter, offenbar war sie gerade auf Dienstreise im Kölner Raum. Wie es aussieht, hatte sie dort kurz zuvor Bargeld abgeliefert: 750 000 Euro.

Roman Lehberger, Claas Meyer-Heuer

HAMSTERFAHRTEN, NISSENHÜTTEN UND JAZZ –

WIE 1945 DER FRIEDEN BEGANN

240 Seiten mit Abb., gebunden · 24,00 €
Auch als E-Book erhältlich

Der 9. Mai 1945 war der erste Friedenstag in Deutschland – und der Beginn einer Zeit des Aufbruchs, der Trauer und der Lebensgier. Aus bewegenden Dokumenten und Erinnerungen bekannter und unbekannter Zeitzeugen zeichnen Hauke Goos und Alexander Smoltczyk ein Bild dieses Sommers. In ihrem Buch machen sie die ersten Wochen nach Kriegsende noch einmal hautnah erlebbar und zeigen, wie prägend diese Zeit war für all das, was später kam.

DVA
www.dva.de

SPIEGEL Buchverlag

Reporter

Familienalbum

Hauptgewinn, 1960

Jürgen Burkart, 71, aus Lörrach:
Der Junge links, das bin ich. Zusammen mit Melitta, dem Mädchen rechts, habe ich Farah besucht, die Gemahlin von Schah Mohammad Reza Pahlavi, die sieben Jahre später zur Schahbanu gekrönt wurde. Die Reise nach Teheran hatte ich bei einem Quiz des »Micky Maus«-Verlags Ehapa gewonnen. 18 Fragen waren in der ersten Runde zu beantworten, hauptsächlich zu Iran. Persien sagte man damals noch häufig. Ich kaufte von meinem Taschengeld jede Woche das »Micky Maus«-Heft, für 75 Pfennig. In den Wochen vor dem Quiz wurde darin in kleinen Reportagen viel über das Kaiserhaus und Iran erzählt. In der zweiten Runde musste man sechs Comicbilder, die nicht zusammengehörten, in eine sinnvolle Reihenfolge bringen und dazu eine Geschichte erzählen. Ich wurde in meiner Altersklasse Zweiter. Weil der erste Preisträger kränklich war, wollten seine Eltern die anstrengende Reise nicht riskieren. So kam ich dran. Der Schah war in zweiter Ehe mit Soraya verheiratet gewesen, deren Mutter Berlinerin war. Die Ehe blieb kinderlos, ein Umstand, der in Deutschland – ebenso wie die Scheidung – prominent in der Presse ausgebreitet wurde. Farah Diba war Architekturstudentin in Paris gewesen, als sie den Schah kennenlernte. Sie hatte drei Wochen vor unserem Treffen den Thronfolger geboren, wir waren die ersten Ausländer, die ihn sehen durften. Den Anzug für diese Audienz hatte mir meine Mutter genäht, wahrscheinlich nach einem Schnittmuster von »Burda Moden«. Die Micky Maus auf dem Foto hatten wir für das Baby mitgebracht, es lag im Zimmer nebenan, für vielleicht zwei Minuten wurde die Tür geöffnet. Das Kind wurde dann zum Ehrenmitglied des Micky-Maus-Klubs ernannt, ein Gag des Verlags. Königin Farah schaut nach rechts, wo der Chefredakteur des »Micky Maus«-Hefts sitzt, man sieht nur seine gefalteten Hände. Er hat die Unterhaltung gedolmetscht, sie verlief auf Französisch. Fragen hatte ich mir vorher nicht notiert, was man mit einer Königin reden soll, wusste ich wirklich nicht. Sie fragte mich, wie ich das Kind fände. Mir fiel nichts Besseres ein, als »prima« zu sagen. Aufgezeichnet von Hauke Goos

► Sie haben auch ein Bild, zu dem Sie uns Ihre Geschichte erzählen möchten? Schreiben Sie an:
familienalbum@spiegel.de

Adel

Brauchen wir einen Kaiser, Herr Wissenbach?

SPIEGEL: Kannten Sie den verstorbenen Prinz Philip persönlich?
Wissenbach: In der Tat. Ich traf ihn anlässlich des Begräbnisses von Margaret von Hessen und bei Rhein. Philip und Charles stiegen nicht in ihre Rolls-Royce und Jaguar, sondern in einen Gelenkbus. So kamen wir ins Gespräch.
SPIEGEL: Und?
Wissenbach: Beide haben diesen feinen Humor des Wettiner-Geschlechts. Der zeichnet sowohl die Albertiner wie die Ernestiner Linie aus, zu der die Sachsen-Coburg-Gotha gehören.
SPIEGEL: Klingt ein wenig nach Pferdezucht. Tatsächlich irritiert der deutsche Hochadel durch Vulgarität: Frédéric Prinz von Anhalt fällt selbst im Trash-TV unangenehm auf …
Wissenbach: Der ist adoptiert.
SPIEGEL: Und der »Prügel-Prinz« aus Hannover?
Wissenbach: Gewiss kein einfacher Zeitgenosse, aber die Ausnahme. Die meisten Häuser werden von Persönlichkeiten geführt, die charakterlich über jeden Zweifel erhaben sind.
SPIEGEL: Sie glauben, dass Deutschland einen Kaiser braucht. Wozu?
Wissenbach: Viele unserer Nachbarn sind gute Beispiele, dass sich Demokratie und Monarchie nicht ausschließen. Ein Monarch bietet eine Kontinuität und ein Korrektiv. Jemand, der sein Leben lang auf diese Aufgabe vorbereitet wurde. Wie Kaiser Franz Joseph gesagt hat: »Es ist meine Aufgabe, meine Völker vor den Politikern zu schützen.«
SPIEGEL: Wir hatten für diese Aufgabe immerhin einen von Weizsäcker als Bundespräsidenten, und – zumindest vom Namen her – sogar einen Herzog.
Wissenbach: Das sind doch farblose Gestalten, ohne das Faszinosum einer jahrhundertelangen Geschichte.
SPIEGEL: Und wer soll es werden?
Wissenbach: Im Idealfall Georg Friedrich von Preußen. Er ist gut erzogen, gefestigt, kein Spinner. Ich denke, er stünde bereit, wenn das Volk ihn ruft. ASM

Hermann Historica / Interfoto

Knut Wissenbach, 55, ist Vorsitzender von »Tradition und Leben«, dem größten monarchistischen Verein Deutschlands.

Eine Meldung und ihre Geschichte

Kein schöner Land

Warum der Sänger Heino sich um das Wort »deutsch« streiten musste

Wenn man Heino fragt, was es ihm bedeutet, Deutscher zu sein, lächelt er sein Heino-Lächeln und sagt, es bedeute ihm eigentlich gar nichts, er sehe sich als Europäer. Er sitzt an einem Mittwoch Ende April in einem Kitzbüheler Skihotel, in dem die Mitarbeiterinnen Dirndl tragen. Heino trägt: eine Art Bomberjacke mit stilisierten Rasierklingen am Reißverschluss und eine Sonnenbrille mit silbernen Kreuzen am Bügel. Er ist jetzt 82 Jahre alt, aber er wirkt viel jünger. Manchmal erinnert er an einen Schuljungen, der etwas ausgefressen hat und längst weiß, dass er damit durchkommen wird.

Vor wenigen Wochen stand Heino im Mittelpunkt eines Streits, bei dem es um den Vorwurf der Volkstümelei ging. Es begann damit, dass er eine Tour für den Herbst 2021 plante, auf der er klassische Musik mit deutschen Texten spielen wollte. Auf das Programm setzte er Lieder wie »In einem kühlen Grunde« oder »Heidenröslein«. Der Titel der Tour: »Heino goes Klassik – Ein deutscher Liederabend«. Auf einem der Tour-Plakate ist Heino vor den Farben der Deutschlandflagge zu sehen. Eines der Konzerte sollte in der Düsseldorfer Tonhalle stattfinden.

Kurz nach Ostern dann meldete sich eine Mitarbeiterin der Tonhalle bei Heinos Manager. Sie sagte, die Tonhalle wolle nicht im hauseigenen Programmheft für das Konzert werben und auch das Plakat mit der Deutschlandflagge nicht aufhängen, falls Heino den Titel seiner Tour nicht ändere. Der Grund: »Ein deutscher Liederabend« sei missverständlich. Es sei ja kein Liederabend nur für Deutsche geplant, sondern ein Abend für alle, nur eben mit deutschen Liedern. Die Mitarbeiterin der Tonhalle bat darum, den Satz zu ändern. Sie bot im gleichen Gespräch an, das Konzert kostenlos zu stornieren.

Wenige Tage nach dem Gespräch zwischen der Tonhalle und Heinos Manager erschien ein Artikel in der »Bild«-Zeitung mit der Überschrift: »Bin ich ein Hetzer, wenn ich Brahms und Schubert singe?« Der Artikel liest sich so, als hätte die Stadt Düsseldorf Heino ein Berufsverbot erteilt. Die Sprecherin der Tonhalle sagte, dass man nur auf die missverständliche Aussage habe hinweisen wollen, auch wenn Heino mit dem Titel natürlich schon »in diese tümelnde Ecke« rutsche, »in die man ihn im Lauf seiner Karriere immer mal wieder gestellt hat«.

Viele Medien berichteten darüber. Manche, wie die katholische »Tagespost«, sahen gar die Kunstfreiheit in Gefahr und warnten vor einer »politischen Korrektheit, die sich wie Mehltau über Deutschland« lege.

Heino sitzt die Pandemie in Kitzbühel aus, seine Frau Hannelore und er wohnen hier momentan. Es gibt grüne Wiesen, die Kaspressknödelsuppe kostet 9,50 Euro, und über allem thront der schneebedeckte Hahnenkamm. Mit Liedern wie »Schwarzbraun ist die Haselnuss« oder »Kein schöner Land« passt Heino gut in die Alpen. Hier sieht alles so aus, wie Heinos Lieder klingen. Der Enzian blüht, und bald werden die Glocken der Milchkühe von den Weiden bimmeln.

Heino wurde im Jahr 1938 als Heinz Georg Kramm geboren. Er ist einer der erfolgreichsten Musiker Deutschlands, Mitte der Sechzigerjahre hatte er seinen Durchbruch mit der Platte »13 Mann und ein Kapitän«. Seitdem hat er Dutzende Alben veröffentlicht und mehr als 50 Millionen Tonträger verkauft.

Er stand in seiner langen Karriere immer wieder in der Kritik. Ende der Siebzigerjahre sang er auf Wunsch des damaligen baden-württembergischen Ministerpräsidenten Hans Filbinger das Deutschlandlied, inklusive der ersten Strophe, er sang: »Deutschland, Deutschland über alles«.

In den Achtzigerjahren tourte er als einer von wenigen Künstlern durch Südafrika, das wegen des Apartheidregimes international geächtet war.

2018 schenkte Heino der nordrhein-westfälischen Heimatministerin Ina Scharrenbach öffentlichkeitswirksam sein Album »Die schönsten deutschen Heimat- und Vaterlandslieder«, das auch Stücke enthielt, die sich in einem Liederbuch der SS finden.

Heino sagt, er sei ein unpolitischer Mensch. Er sehe sich als Bewahrer. Wenn er nicht mehr deutsche Lieder wie »Hoch auf dem gelben Wagen« oder »Wir sind des Geyers schwarzer Haufen« singe, tue es bald keiner mehr. Es habe in seiner Karriere immer wieder Menschen gegeben, die ihn deshalb in eine rechte Ecke gestellt hätten. Aber die Plattenverkäufe gäben ihm recht. Irgendwann habe er gedacht, dass ihn das einzigartig mache, das Deutsche.

Er wirkt unbekümmert an diesem Tag in Kitzbühel, zufrieden. Man kann sich Heino nur schwer auf einem Parteitag der AfD vorstellen oder auf einer Demonstration, bei der es gegen Flüchtlinge geht. Es scheint eher so, als hätte Heino irgendwann eine Marktlücke entdeckt. Heimat und den Streit darum als Geschäftsmodell, es ist, als legte er immer wieder dieselbe Platte auf.

Wenige Tage nach dem Artikel in der »Bild« sagte der Düsseldorfer Oberbürgermeister, er sehe »in dem Plakat von Heino keinerlei nationalistische oder ähnliche Tendenzen und teile die Kritik daran nicht«. Er habe darüber bereits mit dem Intendanten der Tonhalle gesprochen. Die Tonhalle gehört der Stadt. Der Intendant sagte, er werde das Plakat nun aufhängen und für das Konzert in seinem Programmheft werben. Heino sagt, er sei nicht nachtragend. Der Kartenverkauf für das Konzert laufe gut. Max Polonyi

Roderick Aichinger / DER SPIEGEL

Heino

„Bin ich ein Hetzer, wenn ich Brahms und Schubert singe?“

Von der Website Bild.de

Duncan Elliott / DER SPIEGEL

Aktivistin Bell: »Ich wurde wieder ich selbst – eine Frau«

Die Reifeprüfung

Prozesse Keira Bell wurde als Frau geboren und entschied sich als Teenager, biologisch zum Mann zu werden. Heute bereut die Britin den Schritt und lebt wieder als Frau. Ihre Geschichte wirft die Frage auf, wie man jungen Transmenschen helfen kann. *Von Alexandra Rojkov*

Fünf Jahre lang, sagt Keira Bell, habe sie nicht geweint. Es ist nicht so, dass sie nicht traurig war, im Gegenteil, sie war oft verzweifelt. Es kamen nur keine Tränen. Bell hatte 2014 eine Hormontherapie begonnen und Testosteron-Injektionen erhalten. Das Hormon ließ ihre Stimme tiefer werden und Stoppeln auf ihren Wangen wachsen. Und es verhinderte, dass sie weinte.

Anfang 2019 setzte Bell das Testosteron ab – und die Tränen kehrten zurück. Sie erinnert sich nicht mehr an den Anlass, aber an das Gefühl: Das Weinen habe sie froh gemacht. »Ich wurde wieder ich selbst«, sagt Bell. »Eine Frau.«

Die meisten Menschen begreifen Geschlecht als etwas Eindeutiges und Endgültiges. Man kommt eben mit einem Körper zur Welt, in dem man dann sein Leben verbringt. Doch immer mehr Kindern und Jugendlichen geht es wie der heute 24 Jahre alten Keira Bell aus Hertfordshire bei London: Sie sind überzeugt, im falschen Körper geboren worden zu sein – und haben dank Hormonen und modernen Operationsmethoden nun die Möglichkeit, ihr biologisches Geschlecht ihrer Identität angleichen zu lassen.

Für die meisten Transkinder gehen damit jahrelange Qualen zu Ende. Für Bell gingen sie erst richtig los. Denn sie bereute ihren Eingriff – und wurde wieder zur Frau. Nachdem sie ihren Körper zweimal verändert hat, glaubt Bell, dass Ärzte und Psychologen Minderjährige zu leichtfertig unterstützen.

Deshalb hat Bell als wahrscheinlich weltweit erstes ehemaliges Transkind Klage gegen eine Klinik eingereicht, die sie behandelt hat, als sie noch minderjährig war. Der Prozess gilt als wegweisend für viele westliche Länder, in denen die Gesellschaft darum ringt, wie Transkindern am besten geholfen werden kann.

Der US-Bundesstaat Arkansas verbot Anfang April geschlechtsangleichende Maßnahmen für Transjugendliche, mehr als ein Dutzend weitere Bundesstaaten planen ähnliche Gesetze. Das Transmädchen Kai Shappley bat die Abgeordneten von Texas deshalb vor wenigen Tagen in einem öffentlichen Senatsausschuss, den Plan zurückzunehmen. »Bitte, hören Sie mir zu«, appellierte die Zehnjährige, die im Körper eines Jungen geboren wurde, aber seit sechs Jahren als Mädchen lebt. »Treffen Sie keine schlechten Entscheidungen.«

In anderen Ländern entschieden Gerichte im Sinne von Transkindern. In Australien wurde 2020 den Eltern eines biologischen Mädchens vorübergehend das Sorgerecht entzogen, weil sie das Kind nicht als Junge leben lassen wollten. In Kanada versuchte ein Vater, die Geschlechtsangleichung seines 15 Jahre alten Kindes gerichtlich zu verhindern – und verlor.

Der Fall von Keira Bell könnte Auswirkungen auf Tausende Transkinder haben. Manche Menschen sind ihr dafür dankbar. Andere hassen sie. Über allem steht die Frage: Soll ein Kind selbst entscheiden dürfen, wer es sein will: Junge oder Mädchen?

Es ist schwierig, Bell zum Zeitpunkt der Recherche zu treffen. Sie lebt in Großbritannien, das unter der Coronapandemie ächzte. Deshalb erzählt Bell über Zoom ihre Geschichte. Auf dem Bildschirm erscheint eine junge Frau mit Augenbrauenpiercing und vollen Lippen. Dann beginnt sie zu reden, und ihre Stimme klingt dunkel und tief wie die eines Mannes.

SPIEGEL: Wie verlief Ihre Kindheit?
Bell: Ich war immer »eine von den Jungs«. Ich spielte Fußball und weigerte mich, Kleider zu tragen. Aber das war in Ordnung. Erst als ich ein Teenager wurde, spürte ich den Druck, mich femininer anzuziehen. Manchmal trug ich zu meiner Jogginghose etwas Pinkes, weil ich hoffte, dass man mich so mehr akzeptiert.
SPIEGEL: Und klappte das?
Bell: Nein. Mit der Zeit fühlte ich mich immer unwohler mit meinem Körper, mit den anderen Mädchen und mit meinem Platz in der Welt. Irgendwann dachte ich: Ich bin ein Junge. Daran liegt es.

Das Phänomen, dass Biologie und inneres Empfinden nicht zusammenpassen, galt lange als Nischenerscheinung: In den Neunzigerjahren lebten in Deutschland offiziell einige Tausend sogenannte Transgender. Doch seit ein paar Jahren wachsen die Zahlen rasant, auch bei Minderjährigen. Biologische Mädchen fühlen sich als Jungen. Jungen spüren: Ich bin eigentlich eine Sie.

»Dass ich es später einmal bereuen könnte, kam mir nicht in den Sinn.«

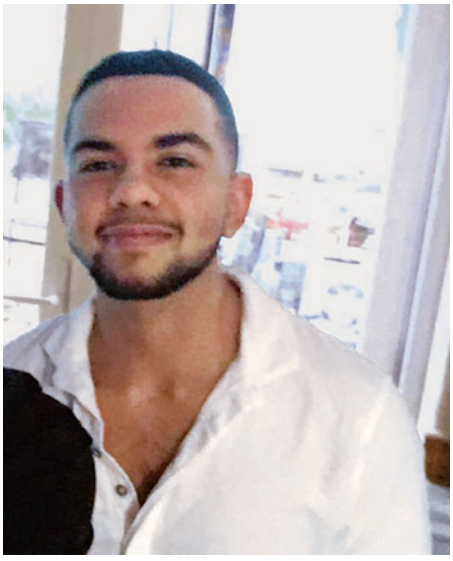
Für viele Experten, die mit Transmenschen arbeiten, ist die steigende Zahl derer, die Hilfe suchen, eigentlich eine gute Nachricht. Denn je jünger ein Patient oder eine Patientin ist, desto leichter fällt es, das Äußere dem gefühlten Geschlecht anzupassen. Ein Mann, der mit Mitte vierzig eine Hormontherapie beginnt, wird auch danach als Mann erkennbar bleiben. Genitalien lassen sich entfernen, Brüste formen – aber kein Medikament der Welt kann Schultern schmälern oder ein kantiges Kinn weichzeichnen.

Wenn ein Kind früh erkennt und artikuliert, dass es transgender ist, können Ärzte mit Blockern die Pubertät aufhalten. Später verschreiben sie Hormone und leiten so die entgegengesetzte Entwicklung ein. Im besten Fall erspart man dem Kind nicht nur jahrelanges Leid, sondern auch das Stigma, optisch weder eindeutig Mann noch Frau zu sein.

Bell sagt heute, sie wollte sich gar nicht entscheiden, für keine der beiden Seiten. Doch mit Voranschreiten der Pubertät habe sie das Gefühl gehabt: Wer kein typischer Junge oder kein typisches Mädchen ist, bleibt allein. Sie begann, sich selbst abzulehnen.

SPIEGEL: Können Sie beschreiben, was damals in Ihnen vorging?
Bell: Ich weiß noch, dass mich mein Körper und meine Periode quälten. Ich habe mich in meinem Zimmer verkrochen und tagelang Videospiele gespielt. Ich wollte nur, dass der Schmerz aufhört.

Selten im Leben werden die Unterschiede zwischen den Geschlechtern plötzlich so deutlich wie im Teenageralter. Viele Jugendliche leiden in dieser Zeit. Weibliche Teenager erkranken nicht selten an Magersucht oder verletzen sich selbst. »Mädchen zerschellen oft an den Klippen der Pubertät«, so beschreibt es ein deutscher Arzt, der mit Transkindern arbeitet. Auch Bell spürte, wie sie unterzugehen drohte. Sie suchte nach etwas, das ihr Halt



Bell als Kind, während Hormonbehandlungen: »Wenn das geschafft ist, fängt mein Leben richtig an«

gab. Das war etwa 2011, Bell war damals 14 Jahre alt.

Sie googelte nach Frauen, die maskulin aussehen: Gibt es noch andere, die so waren wie sie? So stieß Bell auf eine Seite über Transgender. Dort fand sie eine Art Checkliste: Treffen diese Dinge auf Sie zu? Dann sind Sie im falschen Körper geboren.

Bell überflog die Fragen.

Leiden Sie stark unter Ihrem Körper?

Waren Sie schon immer eine untypische Frau/ein untypischer Mann?

Sind Ihnen Brustwachstum und Periode unangenehm?

SPIEGEL: Was dachten Sie, als Sie das lasen?
Bell: Jeder Punkt traf auf mich zu. Ich dachte: Das bin ich. Hier ist die Wurzel all meiner Probleme. Und eine Lösung für sie.

Lange Zeit waren biologische Männer, die sich einen weiblichen Körper wünschten, in Deutschland in der Überzahl. Inzwischen ist es umgekehrt. Drei deutsche Forscherinnen und Forscher verglichen 2020 stichprobenartig den Anteil von männlichen und weiblichen Patienten, denen man eine sogenannte Geschlechtsdysphorie attestiert hatte. Sie stellten fest, dass in den Jahren 2018 und 2019 in Deutschland zehnmal mehr biologische Mädchen als Jungen behandelt wurden. Warum das so ist, weiß niemand mit Gewissheit.

Bell: Meine Mutter hatte immer Probleme mit Alkoholismus. Ich habe sie oft ohnmächtig auf dem Küchenboden gefunden. Sie war mit meiner Erziehung überfordert, aber mein Vater genauso. Er ist religiöser Christ und eher distanziert. Keiner von beiden war in der Lage, sich um mich zu kümmern.

Bells Eltern trennten sich früh, sie pendelte zwischen Mutter und Vater. Bell sagt, sie sei als Kind auffällig geworden: In ihrer Klasse fing sie Streit an und warf mit Gegenständen. Sie wechselte mehrfach die Schule, verlor ihr Umfeld und ihre Freunde, schaffte es nicht, neue zu finden. Bell fühlte sich damals immer unbehaglicher mit sich selbst, so erzählt sie es heute.

Viele Transkinder äußern seit früher Kindheit die Gewissheit, zum anderen Geschlecht zu gehören. Für diese Kinder sind geschlechtsangleichende Maßnahmen oft die einzige Erleichterung. Für Bell waren sie ein Ausweg.

Sofort nachdem Bell auf die Transgender-Website gestoßen war, beschloss sie, ihren Namen zu ändern: Ihre Klassenkameraden sollten sie nun Quincy nennen, nach dem Jazzmusiker Quincy Jones. Das reichte ihr aber nicht, sie wollte einen neuen Körper. 2013, kurz nach ihrem 16. Geburtstag, landete Bell deshalb in der Tavistock-Klinik.

SPIEGEL: Hatten Sie damals Zweifel an Ihrer Entscheidung, körperlich ein Mann werden zu wollen?
Bell: Nein. Ich war mir hundertprozentig sicher, dass es richtig war und dass es mich glücklich machen würde. Dass ich es später einmal bereuen könnte, kam mir nicht in den Sinn.

Die Tavistock-Klinik, ein Betonbau im Zentrum Londons, war damals einer der wenigen Orte in Großbritannien, wo Kinder und Jugendliche mit einer Geschlechtsdysphorie behandelt wurden.

»Ich hatte es mir in den Kopf gesetzt, und es war schwer, mich davon abzubringen.«

Auch in Deutschland gibt es mehrere solcher Kliniken. Hier müssen zwei Experten eine Transidentität bescheinigen. In beiden Ländern wird empfohlen, Kinder unter 16 Jahren nicht ohne das Einverständnis ihrer Eltern zu behandeln. Hormone werden in der Regel ab dem 16. Geburtstag verschrieben, zu Operationen raten Ärzte normalerweise erst nach der Volljährigkeit.

Denn wer das biologische Geschlecht ändert, ist für immer auf Medikamente angewiesen, deren Nebenwirkungen und Langzeitfolgen kaum erforscht sind. In manchen Fällen werden die Patienten unfruchtbar. Vor allem sind die Folgen unumkehrbar: Wer sich als Teenager entschließt, das körperliche Geschlecht zu wechseln, kann nie mehr ganz zurück.

SPIEGEL: Was hat der Besuch in der Klinik für Sie bedeutet?
Bell: Es fühlte sich an wie ein Neustart. Ich wollte so schnell wie möglich Testosteron und dann die Operation.

Viermal besuchte Bell nach eigenen Angaben die Tavistock-Klinik, dann bekam sie zunächst Pubertätsblocker. Die Präparate, ursprünglich zur Behandlung von Prostatakrebs gedacht, setzten Bells Entwicklung aus. Der Teenager fand sich plötzlich in der Menopause wieder. Weil Bell zum Behandlungszeitpunkt 16 Jahre alt war, mussten ihre Eltern nicht zustimmen. Die Kosten trug der nationale Gesundheitsdienst.

SPIEGEL: Wie liefen Ihre Termine in der Klinik ab?
Bell: Man stellte mir ein paar oberflächliche Fragen: Hast du als Kind lieber mit Jungs oder mit Mädchen gespielt? Was waren deine Hobbys? Solche Sachen. Wenn

ein Teenager dort hinkommt und Hormone möchte, dann stellen sie das nicht infrage. Sie sagen: Wer sind wir, dass wir deine innere Identität debattieren?

Früher verfolgten Ärzte und Psychologen, die mit Transkindern arbeiten, vor allem einen Ansatz, der sich »watchful waiting« nennt, zu Deutsch etwa »wachsames Abwarten«. Kinder, die sich nicht ihrem Geburtsgeschlecht zugehörig fühlen, sollen demnach nicht darin bestärkt, aber auch nicht von der Idee abgebracht werden. Für viele Eltern erwies sich das als unmöglich: Was soll man tun, wenn der Sohn jeden Tag darum bittet, einen Mädchennamen zu bekommen?

Immer mehr Experten gingen deshalb zu einem anderen Modell über. Beim sogenannten affirmativen Ansatz werden Kinder in ihrer gefühlten Identität bekräftigt. Viele blühen daraufhin auf, so beschreiben es Ärzte und Eltern.

Doch der affirmative Ansatz hat eine Schwachstelle. Er sieht vor, Kinder ausschließlich zu unterstützen und ihre Motive nicht zu hinterfragen.

Manche Experten kritisieren den Ansatz. »Ich hatte viele Fälle, bei denen mir eine Therapie sinnvoller erschien als eine hormonelle Behandlung«, sagt eine Psychologin, die eine Zeit lang in der Tavistock-Klinik gearbeitet hat. Die Therapeutin erinnert sich, dass manche Patientinnen und Patienten nicht nur ihren Körper ablehnten. Sie brachten psychische Probleme mit. Einige waren als Kind offenbar missbraucht worden; es gab Fälle, bei denen man Autismus vermutete. Gern hätte die Psychologin mit den Jugendlichen ergründet, ob sie wirklich transgender sind – oder ob sie sich von dem neuen Körper nur ein neues Leben erhofft haben.

»Es war nahezu unmöglich, diese Fragen zu stellen«, sagt die Psychologin heute. »Schon der Hinweis auf eine mögliche Therapie konnte als transphob verstanden werden.« Alle Kinder, an die sich die Frau erinnert, bekamen Medikamente, die ihre Pubertät unterbrachen. Die Klinik widerspricht der Darstellung. Gespräche mit den Kindern und Jugendlichen würden ergebnisoffen geführt. Nur ein kleiner Teil der Patienten erhalte während ihrer Behandlungszeit Hormone oder Pubertätsblocker.

Bell zufolge suchte niemand in der Klinik nach den Gründen, warum sie plötzlich keine Frau mehr sein wollte. Niemand fragte sie im Detail nach der Scheidung ihrer Eltern oder der Belastung, die das Leben mit einer alkoholkranken Mutter mit sich bringt. So erzählt Bell es. Die Klinik schreibt auf Anfrage, sie dürfe sich zu Einzelfällen nicht äußern.

SPIEGEL: Wie fühlten Sie sich in dieser Zeit?

Bell: Körperlich war es ein Albtraum. Ich hatte Schweißausbrüche, ich konnte nachts nicht schlafen. Mein Gehirn war wie vernebelt. Trotzdem habe ich weitergemacht. Ich wollte unbedingt ein Mann werden.

Bells Mutter trank immer noch, der Vater war überfordert mit Bells Wandlung. Sie stritten viel. Schließlich setzte er Bell vor die Tür. Sie zog in ein Hostel: ein Schrank, ein Bett, ein Waschbecken, bezahlt vom Sozialamt.

Das Mannsein, sagt Bell, habe in dieser Zeit wie ein rettendes Ufer gewirkt. Sie habe gedacht: Wenn das geschafft ist, wird es dir besser gehen. Dann fängt dein Leben richtig an.

Ab 2014 erhielt Bell Testosteron-Spritzen, dafür fuhr sie regelmäßig nach London. Im Jahr 2017 folgte eine beidseitige Mastektomie, die Abnahme der Brüste. Bell, die ihren Busen jahrelang abgeschnürt hatte, erinnert sich an ein Gefühl der Erleichterung: Bald würde ihre Verwandlung geschafft sein. Es gibt Fotos, die sie danach zeigen: Die Haare sind millimeterkurz, die Brust ist behaart. Dazu ein Oberlippenbart, sorgfältig gestutzt.

SPIEGEL: Wie ging es Ihnen nach der OP?
Bell: Ungefähr ein Jahr lang fühlte ich mich besser. Ich fühlte mich sicherer, selbstbewusster.

Doch viele Sorgen, die sie als Frau geplagt hatten, folgten Bell in die Männlichkeit. Noch immer fiel es ihr schwer, Freundschaften zu schließen, sie wurde arbeitslos und war viel allein. Dazu kamen Schmerzen im Unterleib, hervorgerufen durch den Mangel an Östrogen. An der Brust hatte sie Narben durch die Mastektomie. Bell fühlte sich »verlorener, einsamer und verwirrter« als vor der Behandlung.

Vielen Kindern und Jugendlichen, die transgender sind, ermöglichen Hormone ein Leben in dem Körper, der sich für sie richtig anfühlt. Für Bell waren sie der falsche Weg. Heute glaubt sie, dass sie einfach nur dazugehören wollte. Als maskulines Mädchen passte sie nicht in das Klischee einer Frau.

Also dachte Bell, sie müsse ein Mann sein. Etwa Anfang 2019 stieß sie in einem Onlineforum auf einen Artikel über Menschen, die ihre Geschlechtsangleichung bereuen. Sie entdeckte, dass es Frauen gab, denen es ähnlich erging wie ihr. Mädchen, die in der Kindheit und Jugend darauf beharrt haben, ein Junge zu sein – und die sich nach der Behandlung genauso unwohl fühlten wie zuvor.

Bell entschied sich, das Testosteron abzusetzen. Ihre Hüften wurden bald breiter, ihre Periode kehrte zurück. Bells Stimme aber blieb tief und männlich. Ihr Bartwuchs verschwand nicht vollständig, genauso wenig wie die Unterleibsschmerzen. Auch die Schwermut blieb, obwohl sich Quincy wieder Keira nannte.

SPIEGEL: Wie hätte Ihr Schicksal verhindert werden können?
Bell: Anstatt mich äußerlich zu verändern, hätte man mir helfen müssen, mich innerlich besser zu fühlen. Zu akzeptieren, dass ich eben nicht den klassischen Rollenbildern entspreche. Und dass ich das auch nicht muss, um eine Frau zu sein.

In vielen Ländern wurden die Handlungsempfehlungen für Ärzte in den vergangenen Jahrzehnten so angepasst, dass Transkinder mehr selbst entscheiden dürfen.

Manchmal können sich Jugendliche behandeln lassen, auch wenn ihre Eltern das explizit ablehnen – so sollen sie vor

Facundo Arrizabalaga / EPA-EFE

Klägerin Bell nach Urteilsverkündung 2020: Verlorener als zuvor

Ressentiments ihrer Familie geschützt werden.

Doch es mehren sich Zweifel, ob allen Kindern mit einer Geschlechtsangleichung geholfen ist. In Schweden entstand 2019 ein Gesetzentwurf, der vorsah, Operationen für Kinder ab 15 Jahren zu erlauben, notfalls auch gegen den Willen der Eltern. Er wurde gestoppt, nachdem das staatliche Fernsehen eine Dokumentation über Menschen ausgestrahlt hatte, die ihre Hormontherapie später bereuten. Danach sank die Zahl der Kinder und Jugendlichen, die in Stockholm wegen einer Geschlechtsdysphorie behandelt wurden, im Vergleich zum Vorjahresquartal um 65 Prozent.

In Großbritannien, wo Bell lebt, geht der Trend in die entgegengesetzte Richtung. 2020 stellten sich fast doppelt so viele Kinder in der Tavistock-Klinik vor wie 2015. Es waren vor allem Jugendliche wie Keira Bell: Mädchen zwischen 14 und 16 Jahren, die körperlich Männer werden wollten.

SPIEGEL: Wie war der Weg zurück?
Bell: Die Ärzte, bei denen ich war, wussten nichts über Detransition, also die Rückkehr zum Ursprungsgeschlecht. Ich musste zum Großteil allein damit klarkommen.

Unterstützung fand Bell damals in einem Netzwerk, das sich gegen einen angeblichen »Transgendertrend« engagiert. Viele dort bezweifeln, dass Transidentität wirklich existiert. Den Anhängern dieser Theorie dient Bells Schicksal als Beweis, dass sie recht haben. Bell fühlte sich dort angenommen. Vielleicht auch weil die Bewegung ihr eine eindeutige Antwort auf die Frage gab, wer sie ist. Ihr neues Umfeld zieht klare Grenzen: Wer als Frau geboren wird, ist auch eine.

SPIEGEL: Sie setzen sich dafür ein, dass Transjugendliche nicht mehr mit Pubertätsblockern oder Hormonen behandelt werden. Warum?
Bell: Ich war zu jung, um zu verstehen, wofür ich mich da eigentlich entscheide. Ich glaube, dass es vielen Kindern so geht. Wenn man einmal auf den Zug aufsteigt, ist es schwer, wieder abzuspringen.

Der SPIEGEL hat mit etwa einem Dutzend Psychologinnen, Ärzten, Aktivisten und Betroffenen darüber gesprochen, ob Kinder selbst über ihr Geschlecht entscheiden sollten. Fast alle, die seit Jahrzehnten mit Transkindern arbeiten, unterstützen eine frühe Behandlung. Ihrer Erfahrung nach sei es äußerst selten, dass Patientinnen und Patienten die Therapie später bereuen. Doch ihre Eindrücke stammen aus einer Zeit, in der deutlich weniger Kinder und Jugendliche unter einer Geschlechtsdysphorie litten. Studien zu dem Thema sind oft mehrere Jahre alt.

POLITICS & POLICY

10-Year-Old Activist Kai Shappley on Fighting for Trans Kids in the Texas Lege

The Pearland native went viral this week for her poised and powerful testimony against anti-trans bills.

By Yvonne G. Marquez · April 16, 2021 · 22

Transkind Shappley vor Senatsausschuss
»Bitte, hören Sie mir zu«

Viele Ärztinnen und Ärzte halten Bell für einen Einzelfall. »Es ist richtig, vorsichtig zu sein«, sagt eine niederländische Psychiaterin, die auf die Behandlung von Transjugendlichen spezialisiert ist. »Aber es ist nicht richtig, wenn unsere Vorsicht die Kinder an etwas hindert, das erwiesenermaßen in den meisten Fällen hilft.«

Doch es gibt auch skeptische Kollegen. »Kann eine 12- oder 13-Jährige die Konsequenzen von Pubertätsblockern überblicken? Ich denke, nicht«, sagt ein Arzt, der eine Behandlung mit Blockern oder Hormonpräparaten aus Prinzip erst nach Abschluss der Pubertät empfiehlt. Er ist in Deutschland eher die Ausnahme. Ebenso wie in Großbritannien. Bells Fall könnte das ändern. Etwa ein Jahr nach ihrer Detransition sprach eine Aktivistin sie an: ob sie sich vorstellen könne, ihre Geschichte vor einem Richter zu erzählen.

Am 9. Januar 2020 ging im High Court of Justice, dem dritthöchsten englischen Gericht, ein Antrag ein. Im Kern stand die Forderung, dass Minderjährige keine Pubertätsblocker mehr erhalten dürfen. Der Antrag trug ihren Namen: Bell vs. Tavistock.

Das Urteil fiel am 1. Dezember vergangenen Jahres. Bell hatte in der Nacht kaum geschlafen, sie war nervös, so erinnert sie sich heute. Von ihrem Hotel lief sie am Morgen zehn Minuten zum High Court, einem neugotischen Bau, der an ein Schloss erinnert. Um 10.30 Uhr am Vormittag verkündete das Gericht, dass Bells Antrag in weiten Teilen stattgegeben werde. Pubertätsblocker dürften nun nicht mehr ohne Weiteres für unter 16-Jährige verschrieben werden. Nach dem Urteil trat sie aus dem Gebäude. »Ich wünschte, dieses Urteil wäre früher gefällt worden«, sagte Bell in die Kameras. »Dann wäre mein Leben heute ganz anders.« Trotz ihres Sieges sah sie traurig aus. Während des Statements lächelte sie nicht ein einziges Mal.

»Überstürzt nichts. Wartet, bis ihr vollständig versteht, worauf ihr euch einlasst.«

Bell: Ich werde immer noch jeden Tag mit »Sir« angesprochen. Die Menschen denken, ich sei ein Mann. Ich muss für den Rest meines Lebens mit den Konsequenzen leben.
SPIEGEL: Was würden Sie Kindern sagen, die sich eine Behandlung wünschen?
Bell: Überstürzt nichts. Wartet, bis ihr vollständig versteht, worauf ihr euch einlasst.

Unweit von London lebt ein Junge namens Bobby, zwölf Jahre alt, dessen Eltern nach dem Urteil um sein Leben fürchten. Bobby wurde im Körper eines Mädchens geboren, doch er sagt, er habe nie eines sein wollen.

SPIEGEL: Seit wann weißt du, dass du ein Junge bist?
Bobby: Als ich zwei war, habe ich meinen Puppen erklärt, ich sei nicht ihre Mutter, sondern ihr Vater. Mit acht, neun habe ich einen Jungennamen für mich gewählt: Bobby.

Als er die ersten Rundungen bekam, weigerte Bobby sich zu duschen – er konnte den Anblick seines Körpers nicht aushalten. Seine Eltern ertrugen es nicht, ihn leiden zu sehen. Im November 2019 verschrieben Ärzte Bobby Pubertätsblocker. Alle zehn Wochen bekommt er seither die Spritzen, die verhindern, dass sein Körper zu dem einer Frau wird. Je nach Rechtsspruch könnte die Behandlung aber jederzeit abgebrochen werden. »Ich habe Angst, dass er sich dann etwas antut«, erzählt Bobbys Mutter in einem Videotelefonat. Sie ringt um Fassung.

Bobby sagt, es tue ihm leid, dass Keira Bell für sich die falsche Entscheidung getroffen hatte. Aber wer gebe ihr das Recht, für ihn zu entscheiden?

Im März 2021 ergeht in London ein weiteres Urteil des High Court of Justice: Pubertätsblocker sollen jetzt für unter 16-Jährige doch erlaubt werden, wenn die Eltern zustimmen. Bobby darf seine Behandlung weiterführen. Vorerst.

Wie lange es dabei bleiben wird, ist ungewiss, denn im Fall Bell vs. Tavistock steht die Berufung aus: Die Klinik hat das Urteil angefochten. Beobachter erwarten, dass die Frage, ob Kinder ihr biologisches Geschlecht ändern dürfen, am Ende vor dem britischen Verfassungsgericht verhandelt werden muss. Bis zu dieser Entscheidung wird Bobby mit der Angst leben, dass er wieder zur Frau werden muss, und Keira Bell wird sich sicher sein, dass sie das einzig Richtige tut.

Ich trug Honecker

Leitkultur Alexander Osang über den Wunsch, immer richtigzuliegen

Vor vielen Jahren saß ich mit dem Schauspieler Jan Josef Liefers im Treppenhaus eines zehnstöckigen Neubaublocks in Neubrandenburg und wartete auf meinen Auftritt. Ich trug eine fliederfarbene Kutte aus der Requisite und hatte einen Einkaufsbeutel, der mit Flaschen gefüllt war. Ich spielte einen Mann, der in dem Hochhaus wohnte. Wir saßen auf dem Betonfußboden, rauchten und erzählten uns Geschichten von früher. Wir stammen aus dem Osten. Inzwischen aber fuhr Liefers einen Porsche, wie der beliebte Münsteraner Gerichtsmediziner, den er im »Tatort« spielt, und ich war als Drehbuchschreiber aus New York eingeflogen worden, wo ich damals lebte. Der Regisseur hatte mir spontan eine winzige Rolle gegeben, keine Sprechrolle.

Ich spielte einen Einheimischen.

Um mich dem Charakter anzunähern, erzählte ich Liefers von meiner Lehrzeit, die ich in Neubrandenburg verbracht hatte. Drei Jahre lang hatte ich in so einem Neubaublock gelebt, im Internat des VEB Wasserwirtschaft und Abwasserbehandlung, wo ich als Pumpenschlosser ausgebildet wurde. Ich war 16 Jahre alt, als ich da einzog, und habe eine ganze Menge Sachen gelernt dort, unter anderem das Trinken.

Wir kauften süßen Schnaps, Kirsch-Whiskey und Pfefferminzlikör, um es leichter zu haben. Einmal kamen wir während eines dieser frühen Trinkversuche auf die Idee, die Politikerbilder aus dem Foyer des Lehrlingswohnheims abzuhängen und zum nahe gelegenen Friedhof zu tragen. Wir waren zu dritt. Micha, Stefan und ich. Genauso viele Politiker hingen dort: Honecker, Sindermann und Stoph. Das war praktisch.

Ich trug Honecker, soweit ich mich erinnere. Wir torkelten mit den Bildern durch das Neubaugebiet zum Friedhof. Dort angekommen, verließ uns der Schwung. Vielleicht verstanden wir den zweifelhaften Symbolcharakter der Aktion, vielleicht kippte der Rausch. Jedenfalls trugen wir die Bilder zurück in unser Wohnheim, hängten sie an ihren Haken und tranken weiter. Leider hatte uns jemand beobachtet und gemeldet. Der Direktor unserer Berufsschule forderte bei einem Appell die Schuldigen auf zu gestehen. Unsere kleine Saufgeschichte klang inzwischen wie eine konterrevolutionäre Aktion. Wir schwiegen ein paar Tage lang, dann stellte sich Micha. Die Schulleitung fragte ihn nach den anderen Tätern. Micha sagte, der Zeuge müsse sich irren. Er sei ganz allein gewesen. Sie warfen ihn aus unserer Klasse. Micha erklärte uns, er habe sowieso nicht mehr gewollt, es sei gar kein Opfer, sondern ein Weg raus aus der Abwasserbehandlung.

Schauspieler Liefers (M.), Statist Osang 2005*

Er rettete uns. Wir überlebten die Berufsschule und konnten studieren.

Ein paar Jahre später löste ein betrunkenes Mädchen die Alarmanlage in dem Leipziger Studentenwohnheim aus, in dem ich Nachtwache hatte. Ich hatte eine Party in dem kleinen Wachlokal organisiert, wir tanzten und tranken, und als ich auf dem Klo war, drückte Rita den Knopf. Sie fand das lustig, ich auch. Bis ich zum Direktor der Sektion Journalistik bestellt wurde, der den nächtlichen Zwischenfall in weltpolitische Zusammenhänge stellte. Professor Fuchs erwähnte den Nato-Doppelbeschluss. Er sagte: »Es herrscht Kriegsangst.«

Ich fiel auf die Knie. Ich bin oft umgefallen, damals. Ich bereue es bis heute.

Liefers nickte. Er kannte das natürlich alles. Er ist Schauspieler.

Nach einer Weile rief uns der Regisseur nach draußen. Jan Josef Liefers spielte in dem Film einen Ostdeutschen, der so lange versuchte, ein Westdeutscher zu sein, bis er gar nicht mehr wusste, wer er eigentlich ist. Ich spielte einen Ostdeutschen, der immer Ostdeutscher geblieben war. Das war natürlich einfacher. Ich lief in meiner fliederfarbenen Jacke an Liefers vorbei, der das Klingelschild des Neubaublocks studierte, und ließ meinen Flaschenbeutel klimpern. Ein Klischee, tut mir leid. Es war meine Rolle.

Ich musste daran denken, als ich Jan Josef Liefers vor ein paar Tagen im Fernsehen wiedersah, wo er gegenüber einem WDR-Redakteur eine Videoaktion rechtfertigen sollte, in der er und etwa 50 Schauspielerkollegen die Coronapolitik der Bundesregierung kommentiert hatten. Die Aktion sollte eigentlich ironisch sein, aber wie damals bei mir ging es schnell um Leben und Tod. Der WDR-Mann stellte Liefers mitten in die Welt der Kranken und Toten hinein, und man sah ihm an, dass er sich dort in seinem Studio auf der sicheren Seite fühlte. Die Haltung des Redakteurs erinnerte mich an die von Professor Fuchs. Jan Josef Liefers war per Computer zugeschaltet, nicht besonders gut ausgeleuchtet und schlecht frisiert. Ein paar Stunden später fragte ihn die Moderatorin der Talkshow »3 nach 9«, wo er ebenfalls zugeschaltet wurde, besorgt, wie es ihm denn gehe. Sie hatten dort gerade in schmeichelhafterem Licht mit Johannes B. Kerner über die gute alte Samstagabendshow geplaudert. Nun war Jan Josef zugeschaltet, das abgekämpfte Problemkind, und es wurde ernst.

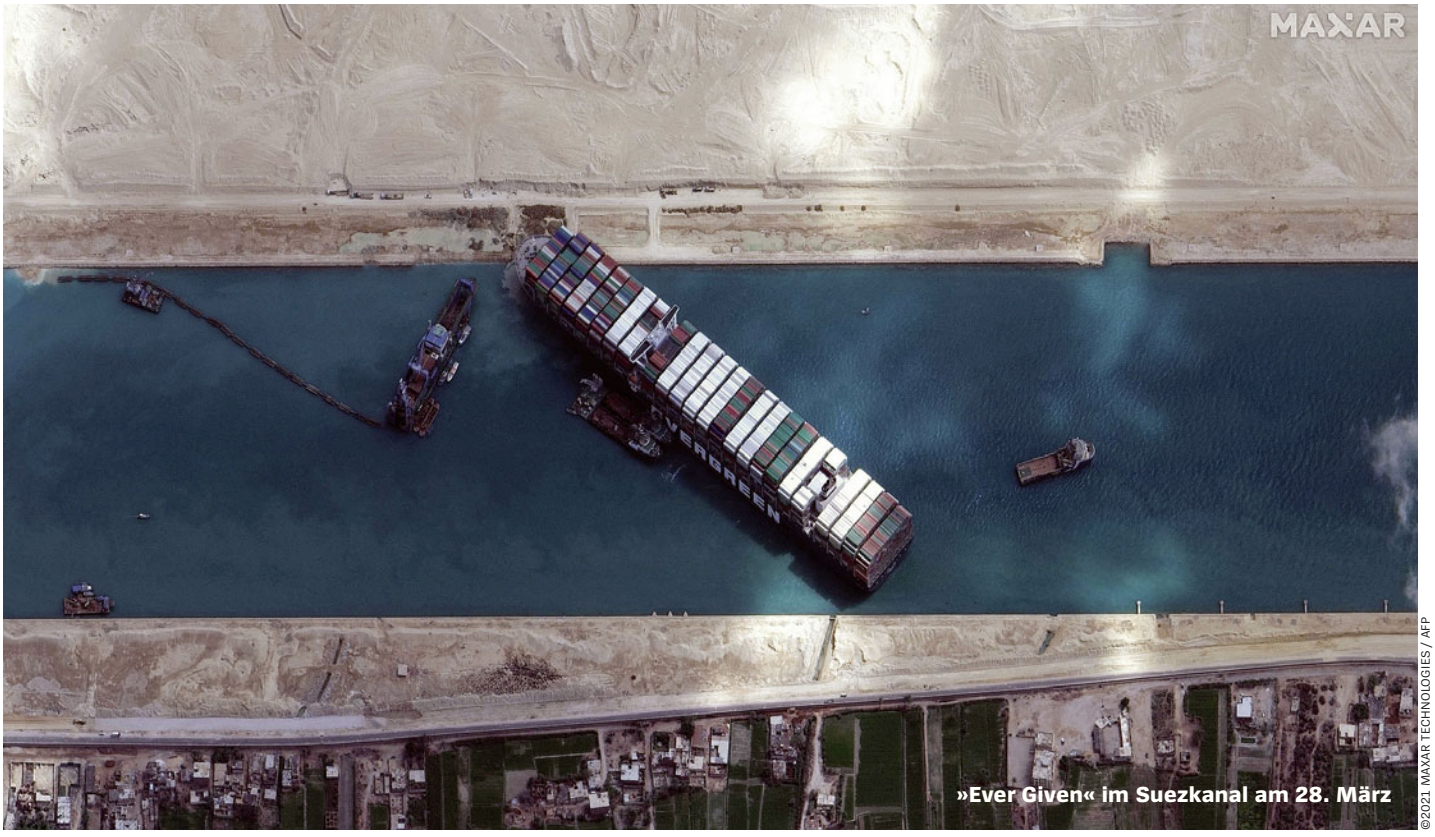
Zu dem Zeitpunkt entschuldigten sich die ersten Schauspielerkollegen öffentlich für ihre Aktion. Ulrich Matthes erklärte, dass er nicht gefragt worden war mitzumachen, aber auch nicht mitgemacht hätte. Der Umfaller, der Naive, der Aufrechte, das sind universelle Rollen im öffentlichen Drama. Das Motto lautet immer: Wer nicht für uns ist, ist gegen uns.

Micha, der Held, der einst mein Leben in Neubrandenburg gerettet hat, rief mich Jahre später wieder an. Er war eine Weile zur See gefahren und arbeitete nun in einer der Investmentfirmen, die um die Jahrtausendwende im explodierenden neuen Markt Aktien verkauften. Ich nahm nichts.

Man kann nicht immer richtigliegen. ■

* Mit Darsteller Uwe Kockisch (l.).

Wirtschaft



»Ever Given« im Suezkanal am 28. März

©2021 MAXAR TECHNOLOGIES / AFP

»Ever Given«-Eigner bitten zur Kasse

Havarie Frachtkunden müssen sich an den Kosten für Bergung und Schadensersatz beteiligen.

● Nach der Havarie des Containerschiffs »Ever Given« im Suezkanal müssen sich die Eigentümer der transportierten Güter anteilig an den Bergungskosten und möglichen Schadensersatzzahlungen in Höhe von insgesamt bis zu 916 Millionen Dollar beteiligen. Dies geht aus einem Schreiben der von den japanischen »Ever Given«-Eignern beauftragten Londoner Anwaltskanzlei Richards Hogg Lindley hervor, das dem SPIEGEL vorliegt. Demnach hat die Eigentümergesellschaft Shoei Kisen die sogenannte Große Havarie angemeldet. Nach diesem jahrhundertealten Verfahren müssen die Eigentümer des Schiffes und der Ladung gemeinschaftlich für die Bergungskosten und weitere Schäden aufkommen. In dem Schreiben, das auch mehrere deutsche Importeure mit Waren auf der »Ever Given« erhalten haben, fordert die Londoner Kanzlei die Betroffenen auf, eine Sicherheitsleistung zu hinterlegen. Nach der Befreiung am 29. März beschlagnahmte Ägypten die »Ever Given« mitsamt rund 18 000 Containern Ladung. Die Suezkanalbehörde fordert 916 Millionen Dollar Schadensersatz. Die Eigner wollen deutlich weniger zahlen – und die Kosten zumindest zum Teil auf die Kunden umlegen. CLH

Volkswagen

US-Börsenaufsicht prüft Aprilscherz

● Die vorgetäuschte Umbenennung des VW-Konzerns in den USA in »Voltswagen« könnte juristische Konsequenzen nach sich ziehen. Die amerikanische Börsenaufsicht SEC prüft, ob Volkswagen durch den PR-Gag womöglich den Börsenkurs beeinflusst hat. Die Ermittlungen befinden sich in einem frühen Stadium, Anfang April hat die Behörde bei den Wolfsburgern ein Auskunftsersuchen gestellt. Auf Nachfrage bestätigt der Konzern, dass die SEC bei der US-Tochter Volkswagen Group of America Informationen angefordert habe. VW kooperiere mit den zuständigen Stellen. Ende März hatte die Amerika-Tochter in einer Pressemitteilung erklärt, sich angesichts der E-Offensive in »Voltswagen« umzubenennen. Zahlreiche internationale Medien berichteten über die Aktion, die der Konzern am nächsten Tag jedoch als Aprilscherz enttarnte. US-Medien warfen VW daraufhin Irreführung vor. Der Aktienkurs veränderte sich in dem Zeitraum jedoch kaum. Der Autohersteller begründete die ungewöhnliche Werbeaktion mit dem Marktstart des E-Autos ID.4 in den USA. Den Börsenkurs habe man nicht beeinflussen wollen. SH

Subventionen

Selbst IG Metall hält Forderung für überzogen

Stahlproduktion

Rupert Oberhäuser / imago images

● Mit ihren teils maßlosen Forderungen nach Subventionen droht sich die deutsche Stahlindustrie ins Abseits zu manövrieren. Unmittelbar vor einem geplanten Treffen mit Bundeswirtschaftsminister Peter Altmaier (CDU) haben die Chefs der fünf großen deutschen Stahlunternehmen Thyssenkrupp, ArcelorMittal, Saarstahl, Georgsmarienhütte und Salzgitter ihre Minimalforderungen für einen Umbau zu einer auf Wasserstoff basierten Produktion konkretisiert. In einem dreiseitigen Papier mit der Überschrift »Gespräche Handlungskonzept Stahl« fordern sie in einer ersten Stufe Investitions- und Subventionszusagen zwischen 15 und 30 Milliarden Euro. Für dieses Geld wollen sie bis zum Jahr 2030 etwa ein Drittel ihrer Primärstahlproduktion auf eine klimafreundliche Erzeugung umstellen und CO_2-Emissionen von 17 Millionen Tonnen pro Jahr einsparen. Anschließend soll es weitere Hilfen in Form eines Ausgleichsmechanismus geben. Wie hoch ihre Eigenleistung sein soll, erwähnen die Unternehmen genauso wenig wie die Tatsache, dass die Stahlnachfrage boomt und der Stahlpreis mit fast 900 Euro pro Tonne so hoch ist wie seit rund zehn Jahren nicht mehr. Offenbar gehen Unternehmen wie Thyssenkrupp sogar davon aus, die Transformationskosten nahezu komplett erstattet zu bekommen, berichten IG-Metall-Funktionäre. Ähnlich wie die Wirtschaftsvereinigung Stahl warnen sie die Manager seit Tagen davor, eine mögliche Bundeshilfe durch überzogene Forderungen zu gefährden. FDO

Wirecard

Bundestag ermittelt weiter gegen EY

● Der Wirecard-Untersuchungsausschuss des Bundestages geht in die Verlängerung. Die Mitglieder des Gremiums haben Sonderermittler Martin Wambach beauftragt, die Rolle des Wirtschaftsprüfers in dem Skandal eingehender zu untersuchen. Bereits in einem Mitte April vorgelegten Bericht hatte Wambach EY vorgeworfen, 2015 und 2016 möglicherweise Prüfungsstandards »nicht vollumfänglich umgesetzt« zu haben. Nun soll er den Abschluss für 2018 beleuchten. In diesem Jahr sei das strittige Drittpartnergeschäft immer größer geworden, und die dazu ausgewiesenen Finanzdaten hätten »Nicht-Plausibilitäten« aufgewiesen, so Wambach in einem Brief an den Ausschuss. EY erklärt, mit dem Ermittler voll zu kooperieren und seinen Bericht zu prüfen. Am 20. Mai soll Wambach vor den Parlamentariern berichten. Das Gremium strebt an, bis zur Sommerpause Ende Juni einen Bericht vorzulegen. »Wir werden uns jedoch für die Untersuchung der Rolle von EY alle Zeit nehmen, die wir brauchen, und können dazu noch bis Oktober einen gesonderten Bericht nachreichen«, sagt FDP-Obmann Florian Toncar. GT, MHS

Christoph Hardt / action press

Schuldenlast

Krisensitzung bei Deutscher Bahn

● Der Aufsichtsrat der Deutschen Bahn soll wegen der desolaten finanziellen Lage noch im Mai zu einer außerordentlichen Sitzung zusammenkommen. Die Bahn hatte sich in der vergangenen Woche in Verhandlungen mit Regierung und EU-Kommission zwar noch mehrere Milliarden Euro für die in der Pandemie aufgelaufenen Defizite gesichert. Doch die Schuldenlast von bald 35 Milliarden Euro ist so erdrückend, dass die mächtige Bahn-Gewerkschaft EVG eine Sondersitzung beantragte. Die Arbeitnehmervertreter erwarten vom Bahn-Vorstand Maßnahmen, um das ehrgeizige Verkehrswendeprojekt »Starke Schiene« zu retten. »Ohne konkrete Maßnahmen kann die Bahn das nicht stemmen«, sagt EVG-Chef Klaus-Dieter Hommel. Der stellvertretende Aufsichtsratschef befürchtet, dass der Staatskonzern beim Personal sparen oder Firmenteile wie DB Services oder DB Sicherheit abstoßen müsse. Die Bahn hat in den vergangenen Monaten trotz umfangreicher staatlicher Hilfen massiv Kredite an den privaten Finanzmärkten aufgenommen. Steigen die Zinsen, könnte das die Bahn in eine schwierige Lage bringen. Die Investitionen für mehr Personen- und Güterverkehr, so fürchtet EVG-Mann Hommel, könnten dabei auf der Strecke bleiben. GT

Datenanalysen

Palantir wirbt bei Behörden

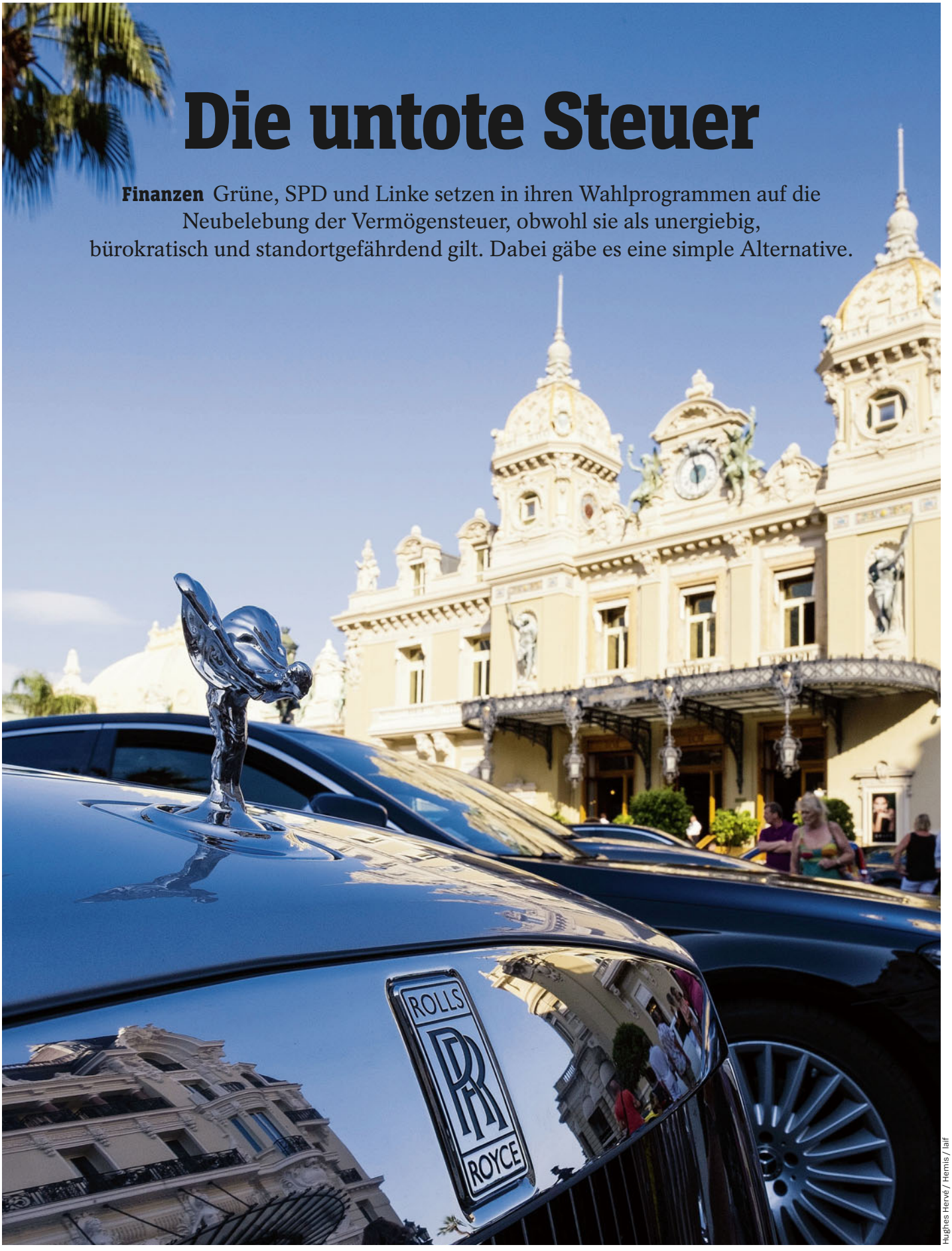
Karp

Thibault Camus / AP

● Die umstrittene Datenanalysefirma Palantir hat ihre Dienste in letzter Zeit mindestens sechs Bundesministerien vorgestellt. Bei einem »allgemeinen Austausch« mit dem Finanzressort sei es »um Möglichkeiten des Einsatzes künstlicher Intelligenz im öffentlichen Bereich« gegangen, heißt es in einer Antwort der Bundesregierung auf eine Frage des Linken-Finanzexperten Fabio De Masi. Wie bei Terminen mit dem Auswärtigen Amt, dem Gesundheits- und dem Forschungsministerium ging es zudem um Software zur Pandemiebekämpfung. Einsilbig fällt die Antwort zu Kontakten mit dem Verteidigungsministerium aus, obwohl die Drähte dorthin besonders eng sind. Palantir-Chef Alex Karp traf sowohl die ehemalige Ressortchefin Ursula von der Leyen als auch deren Nachfolgerin Annegret Kramp-Karrenbauer (beide CDU). Sein Deutschlandlobbyist Heinrich Rentmeister leitete einst das Büro von Minister Volker Rühe (CDU). Bei »Marktanalysen und -sichtungen« habe es Kontakte gegeben, heißt es knapp. In Hessen und Nordrhein-Westfalen sind Palantir-Produkte bereits bei der Polizei im Einsatz, wobei der NRW-Landesdatenschutz dies jüngst als derzeit »rechtswidrig« einstufte. Man stelle sicher, dass »unsere Kunden ihre Daten im Einklang mit datenschutzrechtlichen Anforderungen« verarbeiten könnten, so Palantir; zu Kundenbeziehungen könne man ansonsten nichts sagen. »Es ist gefährlich, wie stark Palantir bereits mit Ministerien und Sicherheitsbehörden vernetzt ist«, sagt De Masi, immerhin sei das Unternehmen einst von der CIA finanziert worden: »Bis die Vorwürfe des NRW-Datenschutzes geklärt sind, sollten deutsche Behörden sich beim Einsatz von Palantir-Produkten zurückhalten.« ASA, ROM

Die untote Steuer

Finanzen Grüne, SPD und Linke setzen in ihren Wahlprogrammen auf die Neubelebung der Vermögensteuer, obwohl sie als unergiebig, bürokratisch und standortgefährdend gilt. Dabei gäbe es eine simple Alternative.



Hughes Hervé / Hemis / laif

Premiumautos vor Spielbank in Monaco: Im internationalen Vergleich fällt die Belastung hierzulande gering aus

Friedrich Merz und die Vermögensteuer teilten in der Vergangenheit eine Gemeinsamkeit. Sie tauchten immer wieder in der politischen Debatte auf, kamen aber nie zum Zuge. Das könnte sich schon bald ändern. Beide stehen kurz vor einem Comeback, und ihre politische Zukunft ist enger miteinander verknüpft, als es auf den ersten Blick wirkt.

Der CDU-Mann schickt sich an, in der nächsten Bundesregierung ein wichtiges Amt zu übernehmen, vielleicht das Wirtschaftsressort, vielleicht das Finanzministerium.

Und auch die Vermögensteuer steht wieder unerwartet hoch im Kurs. Gleich drei Parteien gehen mit der Ankündigung in den Wahlkampf, die 1997 aus verfassungsrechtlichen Gründen ausgesetzte Steuer auf die eine oder andere Weise neu aufzulegen. SPD, Grüne und Linke treibt dabei nicht nur die Sorge um die Stabilität der Staatsfinanzen nach der Pandemie um, sondern vor allem das Streben nach Ausgleich und Gerechtigkeit. Wer viel hat, soll viel geben, um die Schulden der jüngsten Vergangenheit abzutragen.

Ganz vorn dabei ist SPD-Kanzlerkandidat und Finanzminister Olaf Scholz, der Steuerhöhungen früher eher abgeneigt schien. Um Vorbehalte zu zerstreuen, verweist er gern auf ein Nachbarland, das überall auf der Welt als Vorzeigemodell gilt: »Was die Schweiz kann, können wir auch«, tat er kürzlich frohgemut kund.

Vertreter der drei Parteien beklagen schon lange die Schieflage bei Einkommen und Vermögen. Durch die Pandemie habe sich die Ungerechtigkeit noch verschärft. Reiche und Wohlhabende seien besser durch die Krise gekommen als Soloselbstständige, Minijobber und Arbeiter, argumentieren sie. Und tatsächlich hält der Immobilienboom nahezu ungebrochen an, die Börsenkurse steigen trotz Krise auf immer neue Rekordstände. Es sieht so aus, als würden die Reichen immer reicher.

Höhere Vermögen zu belasten gilt vielen daher als Gebot der Stunde. In der Vergangenheit flackerten Debatten um die Wiederbelebung der Vermögensteuer immer mal wieder auf, doch erst die Pandemie verleiht dem Vorhaben eine neue Dringlichkeit.

Für den anstehenden Wahlkampf verspricht das Steuerthema ordentliche Polarisierung. Das linke Lager aus SPD, Grünen und Linken ist dafür, will zusätzlich den Spitzensteuersatz bei der Einkommensteuer erhöhen. Auf der anderen Seite steht der bürgerliche Parteienblock aus CDU/CSU und FDP, der beides aus Sorge um Wachstum und Wohlstand ablehnt. Die Vermögensteuer betrachten sie gar als Attentat auf den Investitionsstandort.

Unerwartete Schützenhilfe bekommen die Anhänger der Vermögensteuer ausgerechnet von zwei Organisationen, die traditionell eher dem ökonomischen Weltbild eines Friedrich Merz näherstehen als der politischen Linken: Die Industrieländerorganisation OECD und der Internationale Währungsfonds (IWF) plädieren dafür, Menschen mit viel Besitz stärker zu belasten, um die öffentlichen Haushalte wieder ins Lot zu bringen. Im Blick haben sie dabei ausdrücklich auch Deutschland.

Hierzulande fällt die Belastung von Vermögen im internationalen Vergleich tatsächlich gering aus. Vermögensbezogene Steuern machen einen Anteil am Bruttoinlandsprodukt von 1,1 Prozent aus, im OECD-Durchschnitt sind es 1,9 Prozent.

Die Frage ist nur, ob die Vermögensteuer das richtige Instrument darstellt, um steuerliche Gerechtigkeit herbeizuführen. Grundsätzlich verbietet die Verfassung die Steuer jedenfalls nicht. Karlsruhe beanstandete Mitte der Neunzigerjahre lediglich, dass Immobilien im Vergleich zu anderen Vermögensarten zu günstig bewertet wurden.

Am kräftigsten will die Linkspartei zulangen. Sie möchte Vermögen ab einer Million Euro mit ein bis fünf Prozent besteuern. Für Unternehmen soll es einen Freibetrag von fünf Millionen Euro geben. Davon verspricht sie sich Einnahmen von über 50 Milliarden Euro im Jahr. Zusätzlich will sie Wohlhabende mit einer einmaligen Vermögensabgabe belegen, die in 20 Jahresraten abgestottert werden darf. Mehr als 300 Milliarden Euro an Mehreinnahmen erhofft sich die Linke in zwei Jahrzehnten für den Fiskus.

Die SPD will einen Stufentarif einführen. Wer über ein Nettovermögen von zwei Millionen Euro verfügt, soll davon ein Prozent Vermögensteuer bezahlen. Ab 20 Millionen Euro werden 1,5 Prozent fällig. Superreiche mit einem Vermögen über einer Milliarde Euro sollen sogar zwei Prozent zahlen. Die Sozialdemokraten erhoffen sich zwischen 17 und 24 Milliarden Euro an Mehreinnahmen.

Verglichen mit ihren Konkurrenten sind die Grünen im Schongang unterwegs. Sie wollen Vermögen ab zwei Millionen Euro einheitlich mit einem Prozent belasten, was ein Steuerplus von rund zehn Milliarden Euro im Jahr erwarten lässt.

Die drei Parteien stricken gern an der Erzählung, dass sie mit der Wiedereinführung ein jahrzehntealtes Unrecht gutmachen würden. Dabei hat die damalige Bundesregierung Reiche und Wohlhabende keineswegs einseitig um neun Milliarden Mark, rund 4,6 Milliarden Euro entlastet, als sie die Steuer 1997 aussetzte.

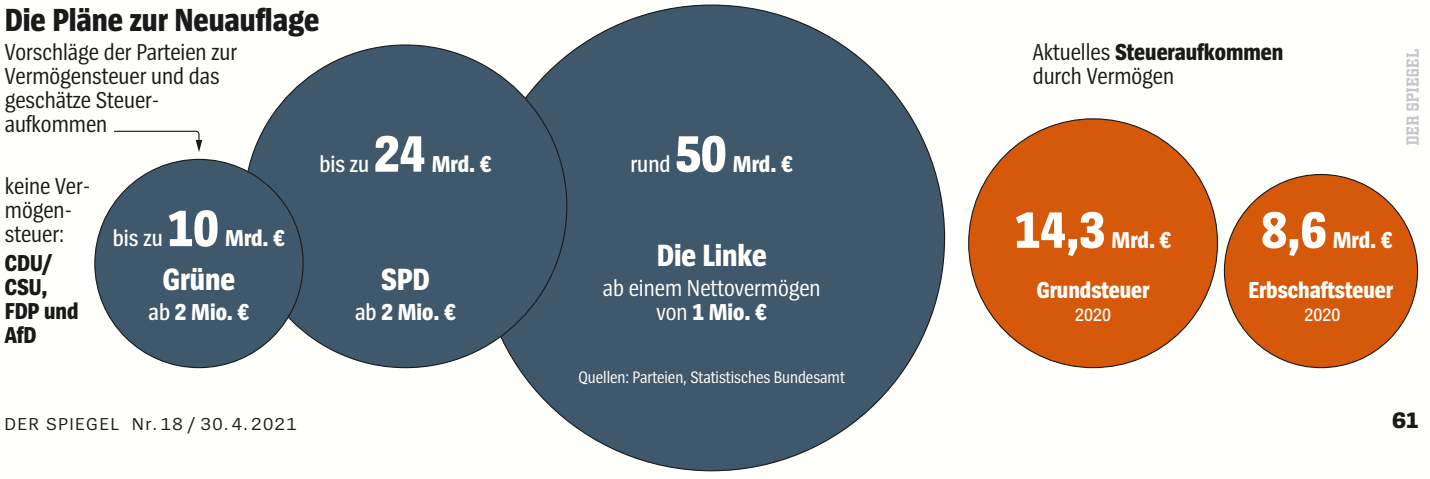
Als Ausgleich hob sie die Grunderwerbsteuer an und steigerte die Einnahmen bei der Erbschaftsteuer. Niemand, der heute für die Vermögensteuer eintritt, denkt auch nur im Ansatz daran, diese Kompensationen, deren Aufkommen mit steigenden Immobilienpreisen stetig zunahm, wieder rückgängig zu machen. Die meisten Akteure haben das Gegengeschäft längst vergessen.

Dennoch halten die Protagonisten ihre Vorschläge nicht nur für gerecht, sie geben sich zugleich große Mühe, sie als unschädlich für die Wirtschaft darzustellen. Scholz' ständiger Blick auf die Schweiz soll suggerieren, dass sich wirtschaftliche Prosperität und Vermögensteuer nicht ausschließen. Bei seiner Bewunderung für das Nachbarland lässt der SPD-Kanzlerkandidat indes unerwähnt, dass die Eidgenossen die Zusatzlast leichter tragen können. Ihre Einkommen- und Unternehmensbesteuerung fällt viel geringer aus als die in Deutschland.

Was Scholz ebenfalls verschweigt: Die Schweiz ist nur eines von drei Ländern in

Die Pläne zur Neuauflage

Vorschläge der Parteien zur Vermögensteuer und das geschätze Steueraufkommen



Europa, die überhaupt eine Vermögensteuer erheben. Daneben kennen die Abgabe nur noch Norwegen und Spanien. Alle anderen haben sie in den vergangenen Jahrzehnten abgeschafft oder nie gehabt.

Auch im Rest der Welt sind Steuern auf sämtliche Vermögenswerte, wie von den drei Parteien geplant, eher eine Seltenheit. Die meisten Staaten, vor allem angelsächsisch geprägte Industrieländer, begnügen sich damit, Grund und Boden kräftig zu besteuern. Anders als von SPD, Grünen und Linken geplant, wird Unternehmensvermögen fast überall sonst verschont.

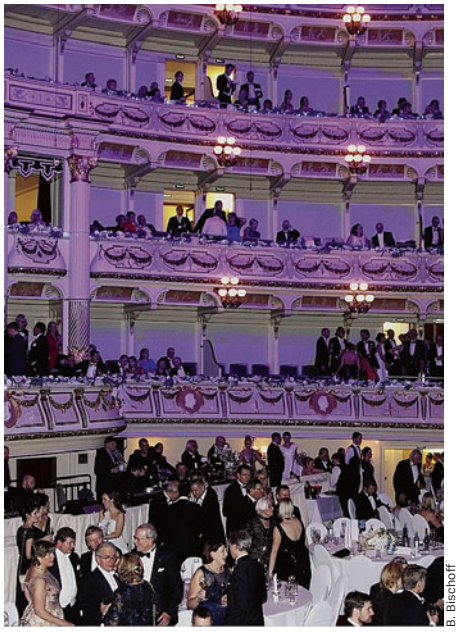
Die Vermögensteuer stellt also eher ein Auslaufmodell mit Seltenheitswert dar als ein globales Erfolgsmodell mit Zukunft. Zumal die Einwände gegen die Abgabe tatsächlich schwer wiegen. Kaum ein Ökonom findet lobende Worte. Sie würde sich, so fürchten die meisten, zu einem zusätzlichen Standorthindernis auswachsen. Stefan Bach, Steuerfachmann beim Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) in Berlin, hält sie für eine »verkappte Unternehmens- und Kapitaleinkommensteuer«.

Der Grund: Die Betriebe müssten die neue Last aus den laufenden Erträgen erwirtschaften. Dadurch würden die Gewinne zusätzlich zu Einkommen- oder Körperschaft- sowie Gewerbesteuer belastet. Bei einem Tarif von einem Prozent aufs Vermögen entspräche das zehn Prozentpunkten auf den Profit, rechnet Bach vor. Schon jetzt gilt Deutschland mit einem durchschnittlichen Tarif von rund 30 Prozent im internationalen Vergleich als Hochsteuerland für Unternehmen.

Die Konsequenzen wären fatal. Die Vermögensteuer könnte die nach der Corona-Rezession geschwächte Wirtschaft hart treffen und so den Aufschwung belasten, vielleicht sogar abwürgen. Auf lange Sicht würde der Standort Deutschland für Investitionen unattraktiver.

Der größte Makel der Vermögensteuer besteht darin, dass sie die Unternehmen unabhängig von ihrer Geschäftslage belastet. Bei renditeschwachen Firmen kann sie den gesamten Gewinn aufzehren. Schlimmer noch: Sie fällt auch an, wenn das Unternehmen Verluste schreibt. In diesem Fall greift sie unmittelbar dessen Substanz an und gefährdet so seine Zukunftsfähigkeit. Hinzu kommt, dass es wohl kaum eine Steuer gibt, bei der Aufwand und Ertrag in einem derart eklatanten Missverhältnis stehen. Schätzungen gehen davon aus, dass bis zu ein Drittel des Aufkommens für Verwaltungskosten draufgeht. Diese Quote nehmen auch Fachleute des Bundesfinanzministeriums nach ihren Erfahrungen aus der Vergangenheit an.

Die hohen Kosten sind leicht zu erklären. Finanzbeamte müssten Jahr für Jahr prüfen, wie viel eine Villa in Berlin-Zehlendorf, Hamburg-Blankenese oder Essen-Bredeney wert ist. Dazu müssten sie ermitteln, wie hoch der Fahrzeugpark in der Garage, die Briefmarkensammlung im Tresor und der Schmidt-Rottluff in der Eingangshalle anzusetzen sind.



B. Bischoff

Besucher beim Dresdner Opernball 2019
Kohorten von Steuerprüfern notwendig

Um dies zu gewährleisten und zu verarbeiten, wären Kohorten von Steuerprüfern und anderen Finanzbeamten notwendig, die anderswo gewinnbringender eingesetzt wären, beispielsweise in der Steuerfahndung.

Und es gibt ein verfassungsrechtliches Problem: Es ist nicht garantiert, dass alle Vermögensgegenstände angemessen und aktuell bewertet werden können. Bei Sparguthaben, Bargeld oder Aktiendepots mag dies noch leichtfallen, die Wertbestimmung ist nicht schwer; anders verhält es sich bei Immobilien. Um zu vermeiden, jedes Jahr aufs Neue eine bundesweite Häuserschätzung durchzuführen, behelfen sich die Finanzämter deshalb gern mit pauschalen Wertansätzen. Doch die veralten schnell. Daran scheiterte vor mehr als einem Vierteljahrhundert die alte Vermögensteuer in Karlsruhe.

Kompliziert wird auch die Verwendung der Einnahmen. Dem Bund obliegt die Gesetzgebungskompetenz, das Aufkommen aus einer Vermögensteuer steht den Ländern zu. Die nächste Bundesregierung könnte also eine neue Vermögensteuer einführen, mit dem Ziel, die Staatsfinanzen nach der Pandemie zu sanieren. Die Länder dürften mit dem zusätzlichen Geld aber anstellen, was sie wollen.

Mindestens so entschlossen, wie Grüne, Linke und SPD die Neuauflage fordern, lehnen Union und FDP sie ab. Weltweit werde damit vor allem Grundvermögen besteuert, argumentiert Unionswirtschaftsexperte Merz. Hierzulande gebe es indes schon eine Grundsteuer. »Damit sollte sich das Thema Vermögensteuer in Deutschland politisch erledigt haben.«

De facto gibt es eine simple Alternative. Statt die untote Vermögensteuer wiederzubeleben, sollte sich die Politik darauf konzentrieren, die Erbschaftsteuer zu reformieren. Das hätte Vorteile: Sie ist etabliert, ihr bürokratischer Aufwand hält sich in Grenzen, ihre Ergiebigkeit ließe sich nahezu problemlos steigern.

Tatsächlich ist die Erbschaftsteuer in den vergangenen Jahren zu einer gehobenen Bagatellsteuer verkommen. Gerade einmal 8,6 Milliarden Euro nimmt der Fiskus mit ihr ein. Dabei werden nach aktuellen Schätzungen jedes Jahr Werte in Höhe von bis zu 400 Milliarden Euro verschenkt und vererbt – macht eine durchschnittliche Steuerbelastung von nicht einmal drei Prozent.

Grund für die magere Ausbeute sind großzügige Freibeträge, Freigrenzen und Schlupflöcher. Besonders geschont werden Eigentumswohnungen und Einfamilienhäuser. Darauf legten in den vergangenen Jahren CDU/CSU und SPD gleichermaßen Wert.

Würde sich die nächste Regierung durchringen, einen moderaten Tarif von fünf Prozent auf alles einzuführen, käme der Fiskus auf Mehreinnahmen von bis zu 20 Milliarden Euro. Das Geld stünde zwar wieder den Ländern zu, über eine ausgleichende Neuverteilung der Mehrwertsteuer könnte auch der Bund profitieren, um seinen strapazierten Haushalt zu sanieren.

Und statt jedes Jahr müsste der Wert von Häusern, Kunstwerken, Jachten und Oldtimern nur einmal in einer Generation geschätzt werden. Großzügige Regelungen, die fälligen Zahlungen über Jahre zu strecken, würden die Akzeptanz erhöhen.

Das Problem: Die Grünen haben sich zur Erbschaftsteuer in ihrem Wahlprogramm keine Gedanken gemacht, die Union lehnt jegliche Steuererhöhung bislang reflexartig ab.

Bis September haben beide noch Zeit, ihre Positionen für die Koalitionsverhandlungen zu überdenken.

Christian Reiermann

Bis zu

400 Mrd. €

werden in Deutschland pro Jahr verschenkt und vererbt.

Quelle: DIW

Software-Pleite

Konzerne Ein SAP-Programm soll französische Kleinunternehmer in den Ruin getrieben haben. Einer von ihnen klagt – und bekommt nun Unterstützung von Insidern.

Lionel Bieder, 50, kämpft den Kampf seines Lebens, seit acht Jahren schon. Seine Reinigungsfirma mit dem mythologischen Namen Augias ging 2013 pleite, weil das Pariser Verteidigungsministerium Rechnungen in Millionenhöhe nicht bezahlen konnte, der Cashflow austrocknete, Kunden absprangen. Seither klagt Bieder gegen den französischen Staat auf 20 Millionen Euro Schadensersatz. Doch sein eigentlicher Gegner sitzt im Nachbarland, in der badischen Provinz: SAP.

Deutschlands wertvollste Aktiengesellschaft hatte dem Ministerium die Buchhaltungs- und Finanzsoftware »Chorus« verkauft. Seit 2009 arbeitete die Behörde mit dem Programm, das offenbar so fehlerhaft war, dass Rechnungen mit Verzögerung oder gar nicht beglichen wurden. Die Folge: ein Abrechnungsdesaster, das private Dienstleister, die Schreibwaren geliefert, Grünflächen gepflegt oder Wartungsarbeiten übernommen hatten, reihenweise in die Knie zwang, nicht nur Bieders Firma.

»Mehr als 1000 kleine und mittelgroße Unternehmen sind kollabiert, mehr als 15 000 Arbeitsplätze hat Chorus vernichtet«, zürnt Bieder, der Augias 1997 gegründet hatte. Er selbst musste mehr als 300 Leute entlassen, dachte an Selbstmord.

Der Lockenkopf aus Yutz im Dreiländereck Deutschland-Frankreich-Luxemburg streitet an allen Fronten für seine Sache: In Nancy geht er gerichtlich vor; über seine Facebook-Seite »Chorus Gate-Skandal« sammelt er Unterstützer; bei TV-Auftritten lässt er Dampf ab. Zwischenzeitlich, sagt Bieder, habe der Staat die Sache mit einer Zahlung von zehn Millionen Euro geräuschlos abräumen wollen, sein Angebot aber zurückgezogen aus Angst, andere Geschädigte könnten darauf hoffen und die Sache zu teuer werden.

Mittlerweile ist Bieder zuversichtlich, den Prozess zu gewinnen. Frankreichs höchstes Verwaltungsgericht, der Conseil d'Etat, hat den Richtern in Nancy Formfehler nachgewiesen, der Fall nähert sich dem Ende. Hinzu kommt, dass dem Kläger prominente Schützenhilfe aus Deutschland zuteilwird. Mehrere langjährige SAP-Aufsichtsräte wollen ihm nach Recherchen des SPIEGEL und des ARD-Magazins »Fakt« beispringen. Einer der Räte, die zunächst anonym bleiben wollen, sagt, je mehr er sich mit Chorus beschäftigt habe, umso mehr habe er Parallelen zu anderen Projekten erkannt, die wegen des Einsatzes ungeeigneter oder fehlerhafter SAP-Software zum Problemfall wurden.

»Ursächlich waren unter anderem die massiven Probleme von SAP in der Software-Entwicklung und bei der Durchführung großer Projekte, gegebenenfalls in Verbindung mit irreführenden Versprechungen«, sagt einer der Insider. Die Räte seien bereit, »vor Gericht in Frankreich als Zeuge auszusagen und den Kampf von Herrn Bieder um Gerechtigkeit für die unschuldig Betroffenen zu unterstützen«.

SAP verweist darauf, nicht Teil des Verfahrens zu sein. Der potenzielle Rufschaden wäre allerdings immens, falls das französische Verteidigungsministerium versucht, den womöglich zu leistenden Schadensersatz bei SAP zurückzuholen.

Der ganze Fall erinnert fatal an andere Software-Aussetzer von SAP. Der Konzern ist eines der wenigen IT-Aushängeschilder der Republik. Im Kerngeschäft aber schneidet die Truppe aus Walldorf erstaunlich oft mies ab; es gibt eine Pannentradition. Bei Haribo produzierte die Umstellung auf SAP-Software massenhaft Fehler und legte die Goldbären-Ausfuhr teilweise lahm. Discounter Lidl musste 2018 die Installation eines neuen Warenwirtschaftssystems auf SAP-Basis abbrechen, nach sieben Jahren Entwicklungszeit und einer halben Milliarde Euro Kosten.

Beim Otto-Versand floppte 2012 die Zentralisierung der IT-Systeme mithilfe von SAP. Die Deutsche Bank stoppte 2015 das »Magellan«-Projekt, mit dem sie die Postbank integrieren wollte. Ähnliche Erfahrungen machten auch die Deutsche Post oder die Web-Apotheke DocMorris.

Für die Konzerne waren die Ausfälle teuer, aber verkraftbar. Der Chorus-Kollaps in Frankreich dagegen riss offenbar Tausende kleine Gewerbetreibende in die Pleite – mit oft heftigen Folgen für deren persönliches Schicksal.

»Mit der Chorus-Software hat der französische Staat mehr Kleinunternehmer umgebracht, als er Feinde der Nation getötet hat«, sagt Bieder. Er sei der Einzige, der Kraft, Geld und Mut gehabt habe, um vor Gericht zu ziehen. Bisher. Denn ein juristischer Erfolg könnte andere Geschädigte dazu bringen, ebenfalls noch zu klagen.

Bieder selbst ist wieder als Unternehmer im Reinigungsmanagement aktiv. Das Geschäft laufe gut, sagt er, nur zwei Dinge kämen ihm nicht mehr ins Haus: »die öffentliche Hand als Auftraggeber – und SAP-Software«.

Tim Bartz, Christian Bergmann, Britta Sandberg

Eric Vazzoler / DER SPIEGEL

Dienstleister Bieder: 300 Entlassungen und Suizidgedanken

Keine sichere Leitung

Internet Weil die Verhandlungen über ein Datenschutzabkommen zwischen Europa und den Vereinigten Staaten stocken, machen deutsche Behörden Druck. Müssen bald Tausende Verträge mit amerikanischen Konzernen gekündigt werden?

Wenn es um den Datenschutz geht, fühlen sich in Europa viele berufen: Kommissare, Minister, Abgeordnete, die Chefs eines vielarmigen Behördenapparats, der allein in Deutschland über 16 Zweigstellen verfügt – plus ein Bundesbeauftragter.

Kaum einer aber ist so einflussreich wie der junge österreichische Jurist Max Schrems, 33, der seit zehn Jahren gegen die ausufernde Datensammelei von Staaten und Konzernen streitet – hartnäckig, effektiv und folgenreich. Was Greta Thunberg fürs Klima sei, so heißt es in der Szene, verkörpere Schrems für die Bürgerrechte im Internet.

Seine Karriere als Datenschutzaktivist begann vor zehn Jahren, als er nach einem Auslandssemester im Silicon Valley seine Facebook-Daten anforderte. Das Netzwerk schickte ihm mehr als 1000 bedruckte Seiten, darunter Inhalte, die er längst gelöscht hatte. Schrems, damals noch Jurastudent, legte Beschwerde ein. Daraus resultierten zwei Grundsatzverfahren gegen Europas Datenabkommen mit den Vereinigten Staaten, weil der Schutz vor dem Zugriff sammelwütiger amerikanischer Behörden und Geheimdienste zu gering sei.

Beide gewann er. Das jüngste Urteil des Europäischen Gerichtshofs (EuGH), in der Fachwelt »Schrems II« genannt, brachte im vorigen Juli nicht nur den europäisch-amerikanischen Vertrag »Privacy-Shield« zu Fall. Es löste auch einen hitzigen Streit über Bürgerrechte und Wirtschaftsinteressen aus, der nun zu eskalieren droht.

Viele Datenschützer halten einen Großteil des transatlantischen Onlineverkehrs für rechtswidrig, weil es immer noch keinen Nachfolge-Deal zwischen Washington und Brüssel gibt; die Verhandlungen darüber stocken. Von einem »Vollzugsdefizit« spricht der zuständige Hamburger Datenschutzchef Johannes Caspar und kündigt umfangreiche Ermittlungen und Verfahren an. Verbote und Bußgelder in Millionenhöhe drohen, sollten betroffene Firmen ihre bestehenden Verträge nicht an die schärferen Vorgaben anpassen – oder auf andere Anbieter umsatteln. So wie es zuletzt viele Schulen in Brandenburg tun mussten, nachdem Datenschützer den Einsatz amerikanischer Konferenz-Software im Fernunterricht untersagten.

Europas Politiker sind alarmiert – und, wie so oft, zutiefst zerstritten. Während die Regierung in Paris die Verfahren als Chance sieht, die europäische Digitalindustrie zu stärken, will die EU-Kommission die Auswirkungen begrenzen. Auch das Haus von Wirtschaftsminister Peter Altmaier (CDU) setzt darauf, dass »die zuständigen Akteure eine konstruktive Lösung finden«.

Die Unternehmen indes, die in großem Ausmaß vom transatlantischen Datenhandel abhängen, wollen sich mit solchen Floskeln nicht länger abspeisen lassen. »Die Politik muss beim internationalen Datenaustausch endlich für Rechtssicherheit sorgen«, fordert Iris Plöger, Geschäftsführerin beim Bundesverband der Deutschen Industrie. »Solange es keinen klaren rechtlichen Rahmen gibt, darf es auch keine Sanktionsmaßnahmen geben.«

Eine Gruppe von 13 deutschen und amerikanischen Konzernen fordert die Bundesregierung auf, »praktikable Schutzmaßnahmen« und »rechtlich sichere Übergangslösungen« zu schaffen. »Eine dauerhafte und grundsätzliche Lösung kann nur auf politischer Ebene und nicht von Gerichten herbeigeführt werden«, heißt es in einem Schreiben, das unter anderem Allianz, Deutsche Telekom, SAP, Amazon, Google und Siemens gemeinsam mit dem SPD-Wirtschaftsforum an Altmaier gerichtet haben.

Es geht um einen riesigen Markt. Zahlreiche Konzerne und Mittelständler sind Kunden bei einem der dominierenden Cloud-Anbieter aus den USA, jede Sekunde strömen enorme Datenmengen durch Unterseekabel im Atlantik. In der Pandemie haben Amazon, Microsoft und Co. ihr Geschäft sogar noch ausgebaut. Ob Autokonzern, Onlinehändler oder Impfstoffhersteller – fast jeder nutzt Dienste aus Übersee und tauscht darüber personenbezogene Daten aus, vom Chatprotokoll bis zur Reisekostenabrechnung. Rechtliche Grundlage dafür sind zumeist sogenannte Standardvertragsklauseln, die den Zugriff von US-Behörden abwenden sollen.

Dass die Regeln häufig nicht ausreichen, wie der EuGH in seinem Urteil festgestellt hat, verdrängen viele Unternehmen am liebsten. Nur etwas mehr als die Hälfte der Firmen haben ihre Verträge nach der Entscheidung überprüft, wie eine Umfrage des Unternehmensverbands DigitalEurope ergab. Fast 40 Prozent der kleineren und mittleren Betriebe hatten bis dahin nicht einmal realisiert, dass es überhaupt ein Problem gibt.

Weiter so, Europa – so lautet auch die Devise der EU-Kommission. In der Brüsseler Behörde ist zwar viel von »digitaler Souveränität« die Rede. Doch wenn es um den anschwellenden Datenstrom in die USA geht, sieht sich der zuständige Justizkommissar Didier Reynders eher als Verteidiger des Status quo.

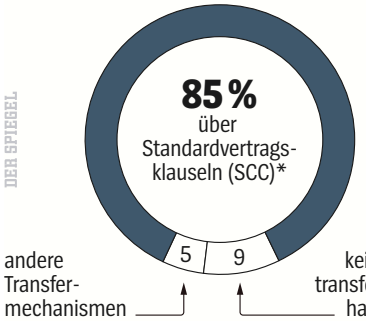
Solange es keinen neuen Deal zwischen Brüssel und Washington gibt, strebt der frühere belgische Finanzminister eine Lösung auf der Basis heutiger Verträge an, ergänzt um zusätzliche Schutzvorkehrungen wie Verschlüsselungstechnologien oder europäische Server-Standorte. Reynders will entsprechende Vorschläge in den nächsten Wochen vorlegen. »Die heutigen Standardverträge können weiter genutzt werden«, verspricht er. »Darauf müssen sich die Unternehmen verlassen können.«

Das sehen Europas Datenschützer ganz anders. Einen Monat nach dem Urteil kontrollierten Schrems' Mitstreiter Hunderte von populären Websites europäischer Anbieter, die Google- oder Facebook-Dienste nutzten. Das Ergebnis: Die Daten flossen weiter in die USA ab, augenscheinlich hatte sich nichts geändert.

Und so legte Schrems' Team gegenüber gut 100 dieser Anbieter Beschwerde bei den zuständigen Datenschutzbehörden

Flüchtige Datenwolken

Wie Unternehmen personenbezogene Daten beim Transfer aus der EU in Drittländer schützen



* Diese Klauseln sollen ein der EU vergleichbares Datenschutzniveau gewährleisten.
Quelle: Digital Europe u. a., Antworten von 292 Unternehmen aus 25 Ländern, 26. Oktober bis 18. November 2020, an 100% fehlende: rundungsbedingt

Joe Klamar / AFP

Aktivist Schrems: Hitziger Streit um Bürgerrechte und Wirtschaftsinteressen

ein – in Hamburg, Nordrhein-Westfalen und Bayern, auf Malta, in Griechenland und Bulgarien. Es handle sich angesichts Abertausender mutmaßlicher Verstöße lediglich um eine kleine Auswahl, sagt der Jurist Marco Blocher, der mit Schrems in dessen Organisation NOYB zusammenarbeitet. Drei Liechtensteiner Websitebetreiber reagierten und nahmen die Trackingcodes schnell von ihren Seiten. Gegen alle anderen laufen die Beschwerdeverfahren weiter, darunter gegen mehrere deutsche Anbieter.

Inzwischen schließen sich auch deutsche Datenschützer Schrems an. Weil neben den meisten Firmen fast alle Behörden betroffen sind, stehe man vor »einer Herkulesaufgabe«, sagt der Hamburger Datenschutzchef Caspar.

Seine Behörde habe bislang sechs Stichproben vorgenommen. Es seien Verstöße festgestellt, aber keine Bußgelder verhängt worden. Gegenüber dem SPIEGEL kündigt Caspar an, mit seinen Länderkollegen schon bald länderübergreifende Ermittlungen zu starten; die Musterfragebögen sollen noch diese Woche abgestimmt werden. Bei vielen Behörden sei bislang »ein völlig unkritisches Verhalten anzutreffen«, moniert Caspar. »Gerade vor dem Hintergrund, dass es häufig um Bürgerdaten geht, ist dies unverständlich.« Der Staat müsse hier mit gutem Beispiel vorangehen: »Solange Verwaltung, Regierungen oder auch Parlamente Dienste nutzen, die den Vorgaben des EuGH nicht gerecht werden, kann vom Bürger kaum anderes erwartet werden.«

Eine Status-quo-Lösung, wie sie die EU propagiert, hält der Datenschützer für unzureichend. Zu groß ist die Macht der US-Sicherheitsbehörden. Stattdessen empfiehlt Caspar den europäischen Firmen, »digitale Lösungen selbst in die Hand zu nehmen und nicht außereuropäischen Anbietern den Markt zu überlassen«.

Tatsächlich verlangen manche deutsche Firmen mittlerweile, dass ihre US-Partner die Daten ausschließlich in europäischen Rechenzentren verarbeiten. Einige bestehen darauf, Verträge nur mit Tochterfirmen abzuschließen, die ihren Sitz in Europa haben.

Und viele deutsche Digitalanbieter machen gerade gute Geschäfte. Der Münchner Cloud-Anbieter Uniscon beispielsweise, auf dessen Datenspeicher nur die Kunden selbst zugreifen können, spürt ein steigendes Interesse bei Gesundheits-, Finanz- und Consultingfirmen. Es gebe eine »extreme Verunsicherung im Markt«, sagt Firmenchef Karl Altmann, Kunden suchten »nach einer raschen Lösung«.

Ist das also der Weg aus dem Datendilemma? Der Aufbau einer unabhängigen europäischen IT-Architektur, mit eigenen Cloud-Anbietern, Videotools und Serverparks? Immerhin war das ja der Plan mit dem Großprojekt Gaia-X. Experten halten es hingegen für Wunschdenken, dass Europa noch zu den Riesen-Clouds (»Hyperscaler«) von Amazon & Co. aufschließen könne. Zu weit sei die US-Konkurrenz enteilt, zu begrenzt seien die Kapazitäten auf dem Kontinent. Die amerikanische IT-Industrie habe »durch ihre Dienstleistung einen Wirtschaftsstandard gesetzt«, heißt es in dem Papier der 13 Konzerne. »Diese Abhängigkeit wird sich in naher Zukunft auch nicht ändern.«

Minister Altmaier will Datenschützer und Unternehmensvertreter demnächst zu einem runden Tisch laden. Und in Brüssel intensivieren die Beamten die Gespräche mit den USA, um ein neues, drittes Abkommen zu erreichen – das die Daten der EU-Bürger dann endlich wirksam schützen soll. Die Regierung des neuen US-Präsidenten Joe Biden, heißt es, sende »positive Signale«.

Bei aller Dringlichkeit will Brüssel unbedingt vermeiden, sich eine weitere Klatsche vor Gericht einzufangen. »Eine schnelle Lösung, mit der wir riskieren, vor Gericht zu scheitern, können wir nicht akzeptieren«, sagt Justizkommissar Reynders. Zwei Schrems-Urteile sind genug.

Michael Sauga, Marcel Rosenbach

Kevin Nobs / VW-Betriebsrat / dpa

VW-Arbeitnehmerführerin Cavallo: »Bernd, das siehst du falsch«

Königin von Wolfsburg

Volkswagen Die neue Betriebsratschefin Daniela Cavallo wird einen neuen Stil in dem männerdominierten Autokonzern pflegen. Sie ist leiser als ihr Vorgänger, aber genauso hartnäckig.

Dass Daniela Cavallo mit der großen Bühne umzugehen weiß, zeigte sie Mitte Februar. Da war die 46-Jährige zu einer exklusiven Runde beim Bundespräsidenten geladen und erklärte per Videocall, wie sie sich die Zukunft der Autoindustrie vorstelle.

Der Standort Deutschland, warnte sie, dürfe sich nicht in kleinlichen Konflikten verheddern. »Wenn die Autoindustrie den Wandel nicht schafft«, habe das »immense Auswirkungen« auf ganze Regionen. Es brauche ein enges Zusammenspiel aller relevanten Akteure, einen »Konsens auf allen Ebenen«, sonst gingen gut bezahlte Industriearbeitsplätze verloren. Eine bemerkenswerte Ansage. Schluss mit den Eitelkeiten und Hahnenkämpfen, hieß das. Schluss mit den ewigen Scharmützeln in der Branche. Mancher Zuhörer musste da an die sehr besondere Streitkultur in dem Konzern denken, aus dem Cavallo stammt: Volkswagen.

Gut zwei Monate später hat die bisher eher unbekannte Cavallo einen gewaltigen Karrieresprung hingelegt. Vom Posten der Vizevorsitzenden stieg sie zur VW-Betriebsratschefin auf – und damit zu einer der mächtigsten Frauen der deutschen Industrie. Volkswagen, zweitgrößter Autohersteller der Welt, räumt seinen Belegschaftsvertretern Mitspracherechte ein wie kaum ein anderer Konzern.

Cavallo startet mit einem starken Mandat, alle zuständigen Arbeitnehmergremien haben sie einstimmig gewählt. Sie verkörpert für viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter die Hoffnung auf eine neue Kultur – nicht nur in Wolfsburg, sondern in der gesamten männerdominierten, bisweilen machohaften Branche.

Ihr Vorgänger Bernd Osterloh, 64, lief in Diskussionen gern mal rot an und polterte los. Er galt als inoffizieller »König von Wolfsburg«, als Herrscher über 660 000 Mitarbeiter – inklusive der Chefetage; und er fühlte sich sichtlich wohl in dieser Rolle. Er war vermutlich der einzige Arbeitnehmerführer weltweit, der im Stil eines Konzernbosses auf Roadshow für Investoren ging. Seine Präsentation enthielt eine Folie, die sein Selbstverständnis verdeutlicht: Osterloh, seit 2005 Betriebsratsvorsitzender, thront über vier Vorstandschefs, die er erlebt und überdauert hat.

Vor allem mit Amtsinhaber Herbert Diess lieferte sich Osterloh bis zuletzt erbitterte Machtkämpfe, die der Konzernchef nur knapp überstand. Trotz seiner Triumphe ist es jetzt Osterloh, der vorzeitig abtritt, um einen gut dotierten Vorstandsposten bei der Lkw-Tochter Traton anzunehmen.

Seine Nachfolgerin wirkt da viel besonnener. Sie scheint fast das Gegenteil ihres Vorgängers zu verkörpern, ist knapp 20 Jahre jünger und gut einen Kopf kleiner als der breitschultrige Hüne Osterloh. Durchsetzungsstark ist sie trotzdem. Auf ihre Weise eben.

Cavallo ist weltgewandt, mit den Kollegen des europäischen und Weltkonzernbetriebsrats spricht sie wahlweise deutsch, englisch oder italienisch. Die Tochter eines ehemaligen Gastarbeiters aus Kalabrien startete nach dem Abitur 1994 eine Karriere bei VW – und fiel rasch durch ihre Zielstrebigkeit auf.

Noch als Auszubildende engagierte sie sich in der Jugendvertretung. Später wurde Cavallo Betriebsrätin bei »Auto 5000«, dem berühmten Projekt des früheren Personalchefs Peter Hartz, das Tausende Jobs durch sparsamere Tarifkonditionen rettete.

Dem Management ging sie regemäßig mit ihrer Zähigkeit auf die Nerven. In den Verhandlungen um einen »Zukunftspakt« für das Zeitalter der E-Mobilität hätte Cavallo den damaligen Personalvorstand Karlheinz Blessing beinahe zur Verzweiflung getrieben. Sie beharrte auf der alten VW-Regelung, dass Stellen nur dann wegfallen dürften, wenn der dahinter stehende Job nachweislich nicht mehr gebraucht würde. Leistungsverdichtung, in vielen Unternehmen längst üblich, war in Wolfsburg streng tabu. Wurde man sich nicht einig, saß Cavallo den Konflikt stoisch aus – bis die Gegenseite einlenkte. »Das Geschäft mit Bürokratie und Formalien beherrscht sie gut«, stöhnt ein damals beteiligter Manager, »die kann einen am langen Arm verhungern lassen.«

Cavallo hat aber auch kein Problem, sich mit den eigenen Leuten anzulegen. 2016 widersprach sie Osterloh, als der sich gegen eine Betriebsvereinbarung für mobiles Arbeiten stemmte. Er befürchtete, das Management könnte das Instrument missbrauchen, um der Belegschaft Mehrarbeit aufzudrücken.

Cavallo sah das anders. »Bernd, das siehst du falsch«, sagte sie sinngemäß, »da muss ich dich überstimmen.« Die Regelung sei ein großer Fortschritt für die Mitarbeiter. Als Mutter zweier Kinder, die ihre

Karriere zweimal für eine Elternzeit unterbrochen hatte, kannte sie den Bedarf an flexiblen Arbeitsmöglichkeiten ziemlich gut. Cavallo setzte sich schließlich durch, Osterloh musste eine Fehleinschätzung eingestehen. Der Konzern wiederum profitierte nach dem Coronaausbruch davon, frühzeitig die formale Grundlage für eine weitreichende Homeoffice-Regelung geschaffen zu haben.

Im Vorstand herrscht kein Zweifel, dass Cavallo ihre Standpunkte auch in der neuen Rolle selbstbewusst vertreten wird, vor allem gegenüber ihrem mächtigsten Gegenspieler: Herbert Diess. Den traf sie Mitte der Woche zum Antrittsbesuch.

Der VW-Boss ist mindestens genauso geltungsbedürftig und machtbewusst wie Osterloh, die öffentlichen Rangeleien zwischen den beiden Alphatieren hatten den Unterhaltungswert einer Netflix-Serie. In Wolfsburg spottete man über das »House of Cars«, in Anlehnung an die US-Produktion »House of Cards«.

Diess ist ein Managertypus, den man immer wieder bremsen muss. Gleich zweimal verlangte er vergangenes Jahr eine vorzeitige Vertragsverlängerung, obwohl sein aktueller Kontrakt noch bis April 2023 läuft. Das ist laut interner Geschäftsordnung nur in Ausnahmefällen möglich. Diess dürfte die Forderung wiederholen, glauben Insider, sobald er die Zeit dafür gekommen sieht.

Sein Machtanspruch stellt Cavallo vor ein Dilemma. Sie kann es sich nicht leisten, von Osterlohs harter Linie abzuweichen. Schon gar nicht vor der Betriebsratswahl im Frühjahr 2022. Aus Sicht der Belegschaftsvertreter wäre das ein herber Gesichtsverlust gegenüber dem Management – und würde sie womöglich um den sicher geglaubten Wahlsieg bringen.

Andererseits läuft es bei VW gerade ziemlich rund. Nach jahrelangen Startschwierigkeiten verfängt Diess' Elektrostrategie am Kapitalmarkt, der Aktienkurs hat sich seit Herbst 2020 fast verdoppelt.

David Hecker / epa

Kontrahenten Osterloh, Diess 2019
Rangeleien mit Unterhaltungswert

VW, bis vor Kurzem noch als korrupter Dieselsünder verschrien, gilt plötzlich als Elektrovorreiter und Teslas ernsthaftester Herausforderer. Hält der Höhenflug an, könnten die Arbeitnehmer dem VW-Boss den Wunsch nach einer weiteren Amtszeit kaum verwehren. Ab April 2022, ein Jahr vor Vertragsende, steht Diess' Kontrakt offiziell zur Verlängerung an.

Bis dahin müsste Cavallo es schaffen, das Verhältnis zur Konzernspitze zu entkrampfen – ohne wichtige Positionen preiszugeben. Spätestens im September steht sie vor ihrer ersten großen Bewährungsprobe. Dann ringen Betriebsrat und Management, wie jedes Jahr, um Milliardeninvestitionen und die Auslastung der Werke. Cavallos Vorteil im Vergleich zu Osterloh: Ihr Verhältnis zu Diess ist bislang persönlich unbelastet. Und das Imponiergehabe kann sich Diess bei ihr sparen, es wäre eher peinlich. Das könnte auf den VW-Boss disziplinierend wirken und Kompromisse vereinfachen, hoffen Topmanager und Investoren.

In den wichtigsten Machtzirkeln des Konzerns bewegt Cavallo sich recht souverän. Zu Treffen mit Mitgliedern der Eigentümerfamilien Porsche und Piëch in Salzburg und Zell am See hat Osterloh sie regelmäßig mitgenommen. Diskret sondierte man Strategien und Personalpläne.

Im kleinen Kreis räumt Cavallo aber auch Schwächen ein. Als Kauffrau könne sie mit den Topingenieuren des Konzerns nicht auf Augenhöhe fachsimpeln. Sie sei kein Autofreak wie Osterloh, der regelmäßig Prototypen testete, Rennpilotenlizenzen besitzt und gern mit Boliden über den Nürburgring heizt. Cavallos Stärke liegt mehr im Blick fürs große Ganze.

Ihre heimliche Antrittsrede hielt sie schon am 27. November. Der VW-Betriebsrat feierte 75 Jahre Mitbestimmung, und Osterloh schickte erstmals seine Stellvertreterin nach vorn. Cavallo hielt sich nicht lange mit Folklore auf, sondern zählte die Defizite der Industrie auf.

Der Klimawandel stelle nicht nur den Benzin- und Dieselantrieb infrage, sondern das komplette Kerngeschäft – die individuelle Mobilität. VW-Mitarbeiter, besonders die in den Komponentenwerken, erlebten gerade »die Diskussion über ein Enddatum für den Inhalt ihrer täglichen Arbeit«, warnte sie.

Die Rede gipfelte in einem Versprechen: »Unser Betriebsrat bleibt stark, und er bleibt erfolgreich.«

Die Reaktion der Konzernführung ließ nicht lange auf sich warten. Für den Fortbestand des Unternehmens, sagte VW-Chef Diess, seien weitere »Effizienzsteigerungen« nötig. Hier habe VW »noch Nachholbedarf«. Man wird sehen, wie Cavallo das beurteilt. Simon Hage

KULTUR trotzt Corona
GUTE LEUDE FABRIK MENSCH HAMBURG BLACK PEACH MEDIA Hamburg Behörde für Kultur und Medien
EINER KOMMT ALLE MACHEN MIT 21
SOLIDARITÄTS-SOLO-AUFTRITTE
#KEINERKOMMT #EINERKOMMT
#ALLEMACHENMIT
INA MÜLLER, [redacted]
RHEA HARDER-VENNEWALD,
BJARNE MÄDEL, [redacted]
TIM MÄLZER, ARND ZEIGLER,
FRANK SPILKER (DIE STERNE),
MAREK ERHARDT, CHRISTINE WESTERMANN,
[redacted] PINAR ATALAY,
HANS-WERNER MEYER,
JO SCHÜCK, [redacted]
ÄLICE (CHEFBOSS), SINA MARTENS,
ECKHART VON HIRSCHHAUSEN,
DOTA, MARTIN TINGVALL
OLIVER KALKOFE, ROLF ZUCKOWSKI,
TORSTEN STRÄTER, HEINZ RUDOLF KUNZE
SEBASTIAN KRUMBIEGEL
U.V.M.
12. MAI 2021
Tickets bei: Ticketmaster, Reservix und Eventim
Spenden und Infos:
einerkommt.de
AB 22 € SPENDE
MODERATION CHRISTINA RANN UND OLE SPECHT
NDR 90,3 Hamburg Journal · ASTRA · Hamburger Morgenpost · hamburg.de · Hamburg Zwei
stern · DIE ZEIT · ASKLEPIOS · now business
Wall · Rock Antenne Hamburg · 91XFM · DER SPIEGEL
WELT AM SONNTAG · Hamburger Abendblatt · Radio Hamburg

»Bio ist gescheitert, damit kann ich der Firma nicht noch mal kommen«

SPIEGEL-Gespräch Schoko-Patriarch Alfred Theodor Ritter über seine Versuche, der Familiendynastie zu entfliehen, lautes Marketing und seine Ökoambitionen

Ritter, 68, ist der Enkel des Unternehmensgründers. Als junger Mann entfloh er dem Familienbetrieb und baute eine Solarfirma auf – um von 2005 bis Ende 2014 doch die Schokoladenfabrik zu leiten. Ritter empfängt in Waldenbuch, auf einem Berg über dem Werk, in der alten Fabrikantenvilla, die heute firmeneigene Start-ups nutzen. Er lässt kleine Schokoladentäfelchen servieren und bittet, auf den original Esszimmerstühlen seiner Kindheit Platz zu nehmen: Ritter hat sie nie austauschen lassen.

SPIEGEL: Herr Ritter, die Deutschen essen in der Pandemie mehr Schokolade denn je, Ihre Konkurrenten erwirtschaften Milliarden mit Schokoriegeln und Pralinen …
Ritter: … während Corona ging der Markt ein wenig nach oben, das stimmt. Aber langfristig gesehen schrumpft der Schokoladenkonsum in Deutschland.
SPIEGEL: Ihr Umsatz leidet schon jetzt, der Marktanteil stagniert bei 17 Prozent.
Ritter: Wachstum für alle geht nicht. Alles, was unendlich wächst, nennt sich Krebs – und der ist tödlich. Wir wachsen bei der Qualität, auf Kosten mittelmäßiger Produkte. Denn wir haben das Ziel, die beste Schokolade der Welt zu machen.
SPIEGEL: Jede zweite Ritter-Tafel wird mit Rabatt verkauft. 69 Cent sind ganz schön wenig für die beste Schokolade der Welt.
Ritter: Ja, leider. Und das ist natürlich zu unserem Nachteil – gute Produkte sollten einen gewissen Preis haben. Der Handel aber macht gern Werbung mit Billigpreisen, nicht mit Qualität. Viele versuchen, uns bei jeder Verhandlung zu drücken.
SPIEGEL: Ihr Spruch »Quadratisch, praktisch, gut« ist seit Jahrzehnten gleich. Die Form Ihrer Schokoladen auch. Ihre Konkurrenten sind deutlich experimentierfreudiger. Ist das vielleicht Teil des Problems?

Das Gespräch führten die Redakteure Simon Book und Carolin Wahnbaeck.

Ritter: Wir wollen nicht irgendwelche Schokoriegel herstellen. Wir glauben an die Tafel, machen Schokolade mit prägnanten Zutaten, die man sieht: Marzipan, Rum-Traube-Nuss. Ein schönes Papierle um die Schokolade allein bringt nichts.
SPIEGEL: Was Sie nicht davon abhält, marketingtechnisch tief in die Trickkiste zu greifen. Sie kämpfen vor Gericht um die quadratische Form und bringen eine Tafel heraus, die man angeblich nicht Schokolade nennen darf. Braucht es das?
Ritter: Die Sorte »Cacao y nada« durften wir nicht Schokolade nennen, weil sie ohne raffinierten Zucker auskommt und mit reinem Kakaosaft gesüßt ist. Das ist unvereinbar mit dem deutschen Lebensmittelrecht – was einiges darüber aussagt, wie zeitgemäß dieses Gesetz noch ist.
SPIEGEl: Das sahen viele Experten einschließlich Ernährungsministerin Julia Klöckner (CDU) anders: Sehr wohl könne man das Produkt Schokolade nennen. Klingt also eher nach einer PR-Aktion, zumal die angeblich illegale Schokoladensorte binnen Tagen ausverkauft war.
Ritter: Da sehen Sie mal, wie attraktiv es ist, gute Produkte herzustellen. Aber im Ernst: Das war kein PR-Stunt, im Gegenteil. So eine Debatte ist grenzwertig für uns. Wenn beim Kunden hängen bleibt, wir würden schwindeln, ist das extrem gefährlich. Wir haben nur diese eine Marke.

SPIEGEL: Sie beklagen eine Abwärtsspirale beim Preis. Aus der hätte Bioschokolade ein Ausweg sein können. Doch seit einiger Zeit hat Ritter keine Ökoprodukte mehr im Angebot. Warum?
Ritter: Bio war nie als Preisspiralen-Ausweg gedacht. Die Standards einzuhalten, kostet noch mal mehr als unsere bisherigen Zertifizierungen. Und leider waren die Kunden überhaupt nicht bereit, das zu bezahlen. Ich habe es jahrelang versucht, das Marketing immer wieder gequält. Am Ende haben wir aufgegeben. Die Leute haben einfach gesagt: Bio ist teuer, schmeckt nicht, ist was für Menschen mit kratzigen Pullis und Birkenstock-Sandalen.
SPIEGEL: Biosupermärkte boomen. Birkenstock ist schwer angesagt. Haben Sie zu früh kapituliert?
Ritter: Mein eigentliches Ziel war es, klein damit anzufangen und es nach und nach auszubauen, bis Ritter Sport komplett Bio ist. Aber das Projekt ist gescheitert, damit kann ich der Firma nicht noch mal kommen.
SPIEGEL: Haben Sie die Zugkraft Ihrer Marke überschätzt, die Strategie galt in der Branche ja als richtig?
Ritter: Es wäre definitiv nicht richtig gewesen, die Hälfte der Belegschaft zu entlassen. Das hätte nämlich passieren müssen, wenn der Absatz sinkt. Ich habe mich für einen Zwischenweg entschieden: Wenn man genügend kleine Schritte tut, legt man auch ein ordentliches Stück zurück.
SPIEGEL: Sie haben 2015 die Geschäftsführung abgegeben, sind seither Vorsitzender des Beirats. Wie schwer fällt es Ihnen, sich bei solchen Kompromissen zurückzunehmen und zuzusehen?
Ritter: Gar nicht. Mich interessiert immer noch alles, was diese Firma nach innen und außen kommuniziert, wie wir mit Mitarbeitern und Kunden umgehen. Zugleich kann ich gut damit leben, mich nicht mehr in alles einzumischen.
SPIEGEL: Wie sehen das Ihre Kinder?

Robert Brembeck / DER SPIEGEL

Schokoladenfabrikant Ritter: »Idealismus kann sich nur leisten, wer auch geschäftlich Erfolg haben will«

Ritter: Der ältere Sohn meiner Schwester und meine zwei jüngeren Kinder gehen beruflich eigene Wege. Aber wir sind weiter ein Familienbetrieb: Meine Schwester und ich sitzen im Beirat, mein ältester Sohn kümmert sich um die Familienholding, der jüngere Sohn meiner Schwester bringt Innovationen voran. Insgesamt sind wir heute operativ weniger stark eingebunden, als es die Ritters früher einmal waren.
SPIEGEL: Wollen Sie als Firmenpatriarch nicht, dass die Kinder Ihnen nachfolgen?
Ritter: Ich habe meinen Ältesten mal ein wenig genötigt, mir zu helfen. Das wirft er mir bis heute mit gewisser Regelmäßigkeit vor. Inzwischen macht er wieder sein eigenes Ding, das ist auch in Ordnung so.
SPIEGEL: Sie produzieren in Ihren Werken drei Millionen Tafeln am Tag – alle in Plastik eingewickelt. Sie verwenden Palmöl, der Kakao kommt von weit her. Und trotzdem bezeichnen Sie sich gern als Umweltschützer. Ist das glaubhaft?
Ritter: Wir müssen in Kreisläufen denken. In biologischen, bei den Zutaten; in chemischen bei den Verpackungen; in energetischen bei der Herstellung. All das versuchen wir so gut wie möglich ökologisch zu optimieren. Die Fabrik hier unten versorgt sich zu 100 Prozent mit erneuerbaren Energien. Unsere Verpackungen kann man bald im Papiermüll entsorgen, was nicht trivial ist. Und wir können den Weg der meisten Zutaten zurückverfolgen, mindestens bis zur Kooperative.
SPIEGEL: An der Armut der Kakaobauern ändert das wenig.
Ritter: In Nicaragua schon – wir zahlen den Mitarbeitern auf unserer eigenen Plantage sowie den Bauern, die uns beliefern, Zuschläge, bieten Vorfinanzierung und zusätzliches Know-how. Bei zwei Dritteln der Bauern hat das die Lebensumstände verbessert.
SPIEGEL: Ökonomisch, aber ökologisch?
Ritter: Ja, wir würden in Nicaragua auch mal Chemie anwenden, wenn eine Seuche droht, und, ja, wir verwenden auch mal Dünger – ökologischen.
SPIEGEL: In gewisser Weise spiegelt das Ihren Werdegang: kompromisslos angefangen und dann doch eingeknickt. Sie wollten nie Schokofabrikant werden, sondern Bauer oder Rennfahrer, sogar mal nach Kanada auswandern.
Ritter: Als Bauer wäre ich völlig ungeeignet gewesen, als Rennfahrer schon talentierter. Eigentlich ging es immer nur darum, alldem hier ein Stück weit zu entfliehen: Deutschland, Waldenbuch, der Firma – eben allem.
SPIEGEL: Am Ende haben Sie in Heidelberg Psychologie studiert, sich vorher noch für Volkswirtschaft eingeschrieben. Klingt nicht wirklich nach einem Plan.
Ritter: Volkswirtschaft habe ich nur vier Semester studiert, das Vordiplom noch gemacht, bloß nie abgeholt. Ich liebe die Mathematik, aber wir haben da die dritte Ableitung von Preisabsatzfunktionen gerechnet. Bei uns im Unternehmen wären wir froh gewesen, irgendeinen Punkt einer Preisabsatzfunktion festmachen zu können. Das war weltfremder Quatsch.
SPIEGEL: Psychologie erschien Ihnen sinnvoller?
Ritter: Ich wollte da wirklich etwas für mich draus machen. Mein Vater ist sehr früh gestorben. Danach habe ich mich hier nicht mehr so wohl gefühlt und gedacht: Jetzt gehe ich meinen ganz eigenen Weg. Nachfolger hätte ich sowieso nicht werden können; ich war erst 20, als er starb, keiner hätte mich ernst genommen.
SPIEGEL: 1986, nach dem Reaktorunglück von Tschernobyl, sind Sie dann doch noch in das Unternehmen eingestiegen. Warum?
Ritter: Zuerst habe ich mich lustig gemacht über die Leute, die von Kehl nach Straßburg fuhren, weil in Deutschland das Gemüse angeblich verstrahlt war und in Frankreich nicht. Was Werbung ausmachen kann. Erst ein halbes Jahr später habe ich verstanden, was das Unglück bedeutet: Als Ritter Sport keine unbelasteten Haselnüsse mehr für die Schokolade bekam, habe ich beschlossen, einen Teil meines Lebens der Abschaffung der Nuklearindustrie zu widmen.
SPIEGEL: Der Gründungsmythos von Ritter Energie, Ihrem Solarunternehmen.
Ritter: Ich habe gedacht, als Politiker bin ich völlig untauglich, aber Unternehmer, das liegt in der Familie. Also habe ich eine kleine Umfrage gemacht unter Freunden und dann Physiker, Techniker, Ingenieure gesucht für die damals völlig neue Technik der Solarthermie. Ich wollte keine Bastlerheizung, sondern eine Wärmealternative für die Altphilologen mit Umweltherz.
SPIEGEL: War das Idealismus, oder hatten Sie einfach einen guten Riecher?

Kleine Ritter

Die größten Süßwarenhersteller weltweit nach Umsatz 2018, in Milliarden Dollar

Quelle: Candy Industry »2020 Global Top 100«

Ritter: Das ist das Gleiche, oder? Was sein muss, findet auch einen Markt. Das ist meine Überzeugung. Idealismus kann sich nur leisten, wer auch geschäftlich Erfolg haben will. Ansonsten bleibt es bei Protest. Ich bin ein Träumer mit Umsetzungsmaxime.
SPIEGEL: Es muss sich rechnen, sonst ist es nichts?
Ritter: Wir leben in einer Marktwirtschaft, wer sich nicht durchsetzt, verliert. Also gilt: Eine Idee ist nur dann gut, wenn sie sich mit Gewinn realisieren lässt.
SPIEGEL: Ritter Solar stand zwischenzeitlich vor der Pleite. An der Umsetzung scheint es bei Ihnen häufiger zu hapern.
Ritter: Das Unternehmen hatte schwere Jahre, vor allem als nach dem Hochlauf der Solarbranche unter Rot-Grün dann unter Angela Merkel alles wieder zurückgefahren wurde. Zigtausende Arbeitsplätze verschwanden, und die ganze Industrie, all das Know-how, wanderte nach China.
SPIEGEL: Und, wie hat sich das rittersche Start-up seither geschlagen?
Ritter: Inzwischen geht es dem Unternehmen dank Greta und Corona besser denn je: Durch die Pandemie bleiben die Leute zu Hause und sehen, was ihnen fehlt, zum Beispiel eine gescheite Heizung.
SPIEGEL: Wenn Sie einmal Bilanz ziehen, wie fällt die aus?
Ritter: Mir geht's gut, und das liegt daran, dass ich die Sachen so gemacht habe, wie ich sie im Wesentlichen für richtig halte. Ich bin immer wieder Kompromisse eingegangen, ohne die Richtung komplett zu wechseln. Und ich kann entspannt durch Waldenbuch laufen und weiß, dass ich kein unbeliebter Mensch bin. Das tut gut.
SPIEGEL: Was bereuen Sie?
Ritter: Ich finde es schade, dass aus dem »Hotzenblitz« nichts geworden ist.
SPIEGEL: Dem »+Hotzenblitz«?
Ritter: Ein kleines, schnelles Elektroauto, das wir in den Neunzigerjahren entwickelt haben. Der Name entstand zufällig, beim Schnaps im Hotzenwald, einem Teil des Schwarzwalds. Der war dann nicht mehr totzukriegen. Der Wagen war für die Kurzstrecke, mit einer Reichweite von 80 Kilometern. Gescheitert ist er an eigenen Fehlern und schlechter Geschäftsführung. Es gibt aber immer noch einzelne Exemplare, in der Schweiz haben neulich sogar mal zwei an einem Rennen teilgenommen.
SPIEGEL: Sind Sie selbst gefahren?
Ritter: Nein, ich bin in den Neunzigerjahren mal die Rallye Monte Carlo für Elektromobile gefahren, in einem umgebauten Mini. Der war stark. Da bekamen wir als Bewacherfahrzeug einen SLK von Mercedes an die Seite – und in den Kurven sind wir ihm einfach davongebraust.
SPIEGEL: Herr Ritter, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Medienmanagerin Strobl

Roderick Aichinger / DER SPIEGEL

Die Erlöserin

Öffentlich-Rechtliche Christine Strobl soll als Programmdirektorin die ARD in die Zukunft führen. Die Erwartungen sind enorm. Manche sehen in ihr die letzte Chance für eine Erneuerung.

Die ARD neigt nicht gerade zu Revolutionen, Neuerungen geschehen zaghaft, wenn überhaupt. In der Programmdirektion nahe dem Münchner Hauptbahnhof jedoch geht es gerade erstaunlich fix.

Oben in der Chefetage, im 15. Stock, wo man bei Föhn bis zu den Alpen sehen kann, wurden zwei Wände herausgerissen. Der Teppich ist auch weg. In der Ecke stapeln sich Säcke mit Estrichmasse, ein Eimer und ein Müllbeutel; in der Mitte der Baustelle steht die designierte Programmdirektorin Christine Strobl, 49, eine abgewetzte Aktentasche in der Hand. Sie ist an diesem Apriltag nach München gekommen, um ihr neues Team kennenzulernen. Anfang Mai soll sie hier einziehen.

Ihr Vorgänger Volker Herres residierte standesgemäß auf etlichen Quadratmetern im Einzelzimmer. Strobl will sich das Büro mit ihren beiden Stellvertretern teilen, deshalb der Durchbruch zum Nebenraum. Von der alten Herres-Herrlichkeit bleibt bloß die Politbüro-artige Schrankwand aus den Siebzigerjahren, so viel Kontinuität darf sein.

Dass Strobl für den SPIEGEL in der Baustelle fotografiert werden soll, hat ihren künftigen Stab in Panik versetzt: So unfertig möchte man die Chefin in spe nicht präsentieren. Eine Mitarbeiterin drängt darauf, die Fotos wie üblich im Foyer zu machen. Oder vor dem blauen ARD-Schild draußen beim Eingang. Als Strobl eintrifft, sagt sie nur: Das gehe schon klar mit dem Baustellenbild, so sei es vereinbart.

Unkompliziert, nahbar, direkt. Fernab von jedem: Haben wir immer so gemacht. Das ist ihre Art, sie setzt sie bewusst ein, wie ein Signal. Ihrer neuen Mannschaft in München bietet sie sofort das Du an: »Ich heiße Christine, arbeite seit 1998 im System der ARD, ich wohne in Heilbronn, habe einen Mann, der zu Hause nicht stört, keine Kinder, aber zwei kleine Nichten und zwei Neffen.« Von ihren künftigen Stellvertretern Florian Hager und Oliver Köhr spricht sie nur als »der Flo« und »der Oli«. Ungewohnte Töne in der Programmdirektion, wo sogar der Pressesprecher selbst in Abwesenheit »Herr Doktor Jacob« genannt wird.

Lange nicht lag in der ARD so viel Hoffnung auf einer Personalie. »Wir erwarten von ihr, dass sie über Wasser gehen kann«, sagt SWR-Intendant Kai Gniffke, es ist nur halb im Scherz gemeint. In weiten Teilen wirkt die ARD in diesen Wochen wie ein Fanklub. Strobl sagt: »Ich habe den Intendantinnen und Intendanten klar gesagt: Wenn sie wollen, dass alles bleibt, wie es ist, bin ich die falsche Person.«

Die ARD befindet sich im Umbruch, dem gewaltigsten ihrer 70-jährigen Geschichte. Sie ist angegriffen wie nie. Der öffentlich-rechtliche Verbund kämpft darum, die jungen Zuschauerinnen und Zuschauer nicht komplett zu verlieren, an Amazon, Netflix und Disney. Oder, noch demütigender, an TikTok.

Zugleich muss sich die ARD das Wohlwollen der Politik erhalten, sie muss es sogar zurückerobern, damit nicht noch einmal so etwas passiert wie in Sachsen-Anhalt, wo die CDU im Dezember die Erhöhung des Rundfunkbeitrags blockierte und das System ins Trudeln brachte. »Wir haben noch genau eine Chance, und die ist

Frédéric Batier / X Filme Creative Pool / ARD Degeto / WDR / Sky / Beta Film 2019

Szene aus »Babylon Berlin«: Die ARD brauchte jeden Monat so einen Knaller, mindestens

jetzt«, sagt eine ARD-Führungskraft. Dass nun alle die Erlöserin herbeisehnen, sagt viel über Strobl aus, noch mehr jedoch über die Verfassung der Anstalten.

Die Neue fällt auf in der ARD, wo sonst vor allem Bedenkenträger agieren und Verantwortung gern in Arbeitskreise und Direktorenrunden ausgelagert wird. Die Kreativität der Fernsehmacher beschränkt sich weitgehend auf die Frage, ob man noch ein Quiz mit Jörg Pilawa sendet oder lieber eines mit Kai Pflaume. Serien sehen oft aus wie von 1985. Auf die Frage nach Highlights kommt fast immer nur die eine Antwort: »Tatort«.

Zwar schalten immer noch Millionen Zuschauer ein, vor allem die Alten. Großes Fernsehen indes, über das man spricht und das die Leute weiterempfehlen, verbindet man heute eher mit Netflix und Amazon und den anderen Streamingdiensten. Dabei fehlt es den Anstalten nicht an klugen Köpfen, guten Dramaturgen oder Unterhaltern – oder gar an Geld. Woran es mangelt, ist Courage.

Dass sie einen Laden umkrempeln kann, hat Strobl schon einmal bewiesen, bei der Degeto. In der einst als Schnulzenfabrik verschrienen ARD-Tochter hat sie ordentlich aufgeräumt.

Das gilt nicht nur für die Finanzen der früheren Skandalfirma, in der Etats gleich für zwei Jahre im Voraus verplant worden waren und Wirtschaftsprüfer gravierende Mängel rügten. Sondern ebenso fürs Programm. Strobl trennte sich von Reihen wie »Das Traumhotel« oder »Die Landärztin«. Stattdessen setzte sie auf Krimis, die in Zürich, Wien oder Kroatien spielen und nicht komplett altbacken sind. Als ihr Meisterstück gilt »Babylon Berlin«.

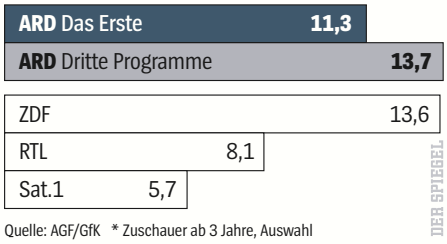
Die preisgekrönte Zwanzigerjahre-Serie wurde – bis dahin undenkbar – in Zusammenarbeit mit dem Bezahlkanal Sky finanziert, der sich die Erstausstrahlung sicherte. Strobl kämpfte zäh für das Projekt, verschaffte sich in zahlreichen Gesprächen die nötige ARD-interne Mehrheit. Spätestens seit dem »Babylon«-Erfolg weiß jeder, wie zielstrebig sie sein kann. Bei Produzenten gilt sie als harte Verhandlerin, die kein Problem damit hat, Nein zu sagen.

Ihr hilft, dass sie pragmatisch und uneitel rüberkommt. Das fängt bei der Aktentasche an. Die hat sie vor zehn Jahren von ihrem Mann übernommen, dem heutigen baden-württembergischen Innenminister Thomas Strobl (CDU). Sie bringt die Tasche regelmäßig zur Reparatur beim Schuster, obwohl der ihr jedes Mal sagt, eigentlich lohne sich das nicht. Ihr Sprachstil ist rustikal. Aufgewachsen im badischen Gengenbach, bemüht sie sich gar nicht erst, ihre Herkunft zu verbergen. Sie sagt »g'lesen«, »g'schrieben«, »der Radio«. Und wenn sie widerspricht: »Ha doch!«

Strobls Unerschrockenheit mag mit ihrem Vater zusammenhängen, Wolfgang Schäuble. Und mit dem 12. Oktober 1990. Es war der Abend, als ein psychisch Kranker nach einem Auftritt in einer Gaststätte auf Schäuble schoss. Strobl, damals 19, war dabei.

Starke Dritte

Zuschauermarktanteile 2020, in Prozent*



DER SPIEGEL

Quelle: AGF/GfK * Zuschauer ab 3 Jahre, Auswahl

»Tine«, wie sie in der Familie genannt wird, saß nach dem Attentat tagelang an seinem Krankenbett, um da zu sein, wenn »der Papa« aus dem Koma aufwacht. In der Zeit danach sprach sie ihm Mut zu für sein Leben im Rollstuhl. Das hat sie geprägt. »Wenn man früh mit einem möglichen Verlust konfrontiert ist, wird einem klar, was wichtig ist im Leben. Und was nicht«, sagt Strobl. Sie mache ihren Beruf »echt gern. Aber am Ende weiß ich, dass es entscheidendere Dinge gibt«.

Zu Beginn ihrer Karriere klebte das Etikett »Schäuble-Tochter« an ihr wie ein Makel. Als sie beim SWR aufstieg – vom Hörfunk in die Intendanz, weiter zur Leitung des Kinder- und Familienfernsehens, wo sie den »Tigerenten Club« reformierte –, wurde sie kritisch beäugt. Intern warnte mancher Redakteur raunend vor Parteifilz; Strobl ist selbst CDU-Mitglied.

Doch die Stimmen der Kritiker wurden Jahr für Jahr leiser, die Zahl der Begeisterten nahm zu, weil Strobl inhaltlich ihre Marken setzte. Als SWR-Fernsehfilmchefin hob sie einen Spielfilm über den Nazigeneral Erwin Rommel ins Programm, entgegen aller öffentlich lancierten Einwände von dessen Nachfahren, die den »Wüstenfuchs« in milderem Licht sahen als die Filmemacher. Strobl glättete die Wogen auf ihre Art, besuchte gemeinsam mit Produzent Nico Hofmann die Familie Rommel. Man aß Kuchen, hörte einander zu und ging in Frieden auseinander.

Machtspiele kann sie. Das zeigt sie gleich zum Antritt, der einige Monate früher erfolgt als eigentlich angedacht.

Die ARD-Intendanten haben dem bisherigen Amtsinhaber Herres nahegelegt, eher den Ruhestand anzutreten, weil sie fürchteten, Strobl könnte sonst abspringen. Angeblich hatte sie noch weitere Angebote, auch besser dotierte, außerhalb der ARD. Strobl bestreitet, die als Druckmittel eingesetzt zu haben. Sie habe lediglich darauf hingewiesen, dass sie den Job nicht zwingend machen müsse.

In einem weiteren Punkt setzte sie sich ebenfalls durch, bevor sie unterschrieb. Die Intendanten wollten die damalige MDR-Filmchefin Jana Brandt (»Der Turm«, »Charité«) zur neuen Degeto-Chefin ernennen, Strobl erhob Einspruch. Weder sie noch Brandt äußern sich dazu.

Die Intendanten fügten sich erneut. Bei der Degeto installierten sie Thomas Schreiber, bisher Unterhaltungskoordinator der ARD, mit dem Strobl besser auskommt. Schreiber gilt nicht als sonderlich feinfühlig im Umgang mit Mitarbeitern, ist allerdings hoch ambitioniert. Wie Strobl.

Bevor sie abheben kann, müssen bei ihrem Besuch in München zunächst Petitessen geklärt werden. Ob sie, wie Herres, Zeitungen nach Hause geschickt haben mag, will eine Assistentin wissen. Strobl

fragt zurück: »Wir reden da nicht über Zeitungen auf Papier, oder?« Bitte davon nichts nach Hause, nur digital.

Auch nicht unwichtig: Wem soll die Programmdirektorin zum Geburtstag gratulieren? Allen Mitarbeitern, schlägt sie vor, außer denen mit Zeitverträgen. Seien die am Geburtstag im Büro, schaue sie gern persönlich vorbei. Beglückwünscht werden müssen zudem die Hierarchen des Senderverbunds, ebenso Mitglieder des Programmbeirats. Was ist mit den »Tatort«-Kommissaren? Und sonstigen ARD-Promis? Strobl sagt, man müsse aufpassen, dass man vor lauter Gratulieren »net in den Wald kommt«. Manchmal verschicke sie nur eine SMS: »Happy Glühstrumpf!«

Umgarnen, Allianzen schmieden. Das wird zu Strobls Aufgaben gehören in den kommenden Jahren. Geschickte Kommunikation ist in ihrem neuen Job die einzige Möglichkeit, sich durchzusetzen. Intern wurde der ARD-Programmdirektor stets als König ohne Land beschrieben.

Anders als der Programmdirektor des zentral geführten ZDF kann Strobl nicht durchregieren, sie ist auf die Gunst der Landesrundfunkanstalten angewiesen. Die wiederum haben jeweils eigene Interessen; im Zweifel ist ihnen ihr Drittes Programm näher als das gemeinsame Erste. Man kann es sich so vorstellen wie das Gehakel zwischen Kanzlerin und Ministerpräsidenten.

Und wie fürs ganze Land gilt auch für die ARD: Die Digitalisierung ist längst noch nicht da, wo sie sein sollte. Die Mediathek bleibt bis heute unter ihren Möglichkeiten, weil die Verantwortlichen weiterhin vorwiegend in Sendeplätzen denken: sonntags Krimi, montags Tierfilm und Plasberg, dienstags eine Nonnen- und danach eine Krankenhausserie.

Franziska Krug / Getty Images

Familienfoto mit Eltern, Ehemann 2004
Das Attentat auf den Vater hat sie geprägt

»Wir brauchen für die Mediathek ein eigenständiges Angebot«, sagt Strobl. »Eines, das fesselt, fasziniert, begeistert. Sonst gehen uns die Zielgruppen unter 50 demnächst ganz verloren.« Von außen betrachtet klingt das nicht revolutionär. Für ARD-Verhältnisse schon. Im Grunde brauchte die ARD nicht nur alle paar Jahre einen Knaller wie »Babylon Berlin«, sondern einmal pro Monat, mindestens. Dazu Dokumentationen, über die man spricht.

So, wie es ProSieben zuletzt gelang. Der Privatsender, bisher eher nicht für Seriöses bekannt, sorgte für Aufsehen, indem er den Arbeitstag einer Pflegerin zeigte. Sieben Stunden lang, zur besten Sendezeit.

Der ARD fehlt es nicht an Reportagen zur Pflege; doch Anspruchsvolles oder Schweres wird oft erst hervorgekramt, wenn es schon dunkel ist, als schämten sich die Sender dafür. Strobl sagt, sie selbst könne sich um 20.15 Uhr Dokus zu relevanten Themen vorstellen, es komme auf die Machart an.

Wenn sie gelungene Beispiele aus dem bisherigen Programm nennt, wirkt sie ein wenig, als suche sie in den Krümeln. Die Reportage von »Tagesthemen«-Moderator Ingo Zamperoni kommt ihr in den Sinn, der an der amerikanischen Familie seiner Frau den Riss erklärte, der durch die USA geht. »Beeindruckend« fand Strobl das.

Im Juni will sie den Intendantinnen und Intendanten erklären, was sie mit der ARD vorhat. Was sie bereits andeutet: Es müssten vielleicht nicht mehr alle Häuser alles machen. Und: Man solle groß denken.

Sie ist nicht die erste Hierarchin, die dem ARD-Klein-Klein den Kampf ankündigt. Vor Amtsantritt dachten viele ARD-Granden groß – und schrumpften dann im Einerlei der täglichen Sitzungen und Schalten ebenso schnell wie ihre Ambitionen.

Strobl sagt: »Ich würde am Anfang eine gewisse Verunsicherung in Kauf nehmen. Aber ich habe die Hoffnung, dass ich danach die allermeisten mitnehmen kann auf unsere gemeinsame Reise.«

Wie beharrlich öffentlich-rechtlicher Föderalismus sein kann, erlebt sie in München, als es um ihren neuen E-Mail-Account geht, der bereits aktiviert ist. Ihre Assistentinnen sollten darauf schon Zugriff haben. Es klappt nicht. Der Grund: Deren Mail-Adressen enden auf @DasErste.de. Und Strobl hat eine @ard.de-Adresse bekommen. Die werden nicht in München verwaltet, sondern beim SWR in Mainz.

Solche Probleme sind jetzt ihr Alltag.

Alexander Kühn

Ausland

Mahmud Hams / AFP

Sicherheitskräfte der Hamas führen bei einer Abschlusszeremonie in Gaza-Stadt ihre Fähigkeiten an einer Hauswand vor. Die Spannungen zwischen Israelis und Palästinensern haben zuletzt wieder stark zugenommen. Israelische Kampfflugzeuge flogen Angriffe auf Hamas-Stellungen im Gazastreifen, nachdem von dort Raketen Richtung Israel abgefeuert worden waren. In Jerusalem lieferten sich Palästinenser Straßenschlachten mit der Polizei.

Wenn Marine Le Pen Mainstream wird

Analyse Nach dem Anschlag auf eine Polizistin rücken die Parteien Frankreichs weit nach rechts.

● Am Montag vor der Tat hatte Präsident Emmanuel Macron dem »Figaro« noch ein langes Interview zur Sicherheitspolitik gegeben. Er warnte darin vor einem Islamismus, der »unsere Demokratien und unsere Gesellschaften zerstören will«. Politische Kommentatoren werteten das Gespräch als strategisches Zugeständnis an das rechtskonservative Lager, aus dem Macron für die Präsidentschaftswahl in einem Jahr dringend Stimmen braucht.

Vier Tage später wurde die Polizistin Stéphanie Montfermé, Mutter einer 13- und einer 18-jährigen Tochter, in Rambouillet bei Paris von einem 36-jährigen Tunesier erstochen. Die politische Debatte, die dem Terroranschlag folgte, ist seither so aufgeladen wie lange nicht. Das hat viel mit dem anstehenden Wahlkampf zu tun. Und noch mehr mit dem Profil des Täters: Jamel G. war 2009 illegal nach Frankreich gekommen, erst 2019 erhielt er einen offiziellen Aufenthaltsstatus. Er soll sich im vergangenen Herbst radikalisiert haben, den Geheimdiensten war er nicht bekannt.

Das politische Triggerwort in dieser Terroristenbiografie aber lautet: illegaler Einwanderer. »Wie nur kann ein Mann, der sich jahrelang illegal in unserem Land aufhielt, eine Aufenthaltserlaubnis bekommen?«, fragte die Rechtspopulistin Marine Le Pen schon wenige Stunden nach der Tat. Seitdem stimmten zahlreiche konservative Politiker dieselbe Tonlage an. Man müsse aufhören, den Zusammenhang zwischen Einwanderung und Terrorismus zu leugnen, forderte die Politikerin Valérie Pécresse. Der konservative Präsidentschaftskandidat Xavier Bertrand forderte pauschal eine Gefängnisstrafe von 50 Jahren für alle verurteilten Terroristen. Die Rhetorik Le Pens ist damit im bürgerlichen Lager angekommen, die Schallmauer zwischen den Républicains und den Rechtspopulisten durchbrochen. Für Le Pens Partei wird es damit schwerer, ihr Alleinstellungsmerkmal zu bewahren. Und Macrons strategischer Schwenk nach rechts wirkt nach dieser Woche auf einmal überraschend harmlos. Britta Sandberg

Paraguay

Erpressung mit Impfstoff?

● Paraguay steht vor einem Dilemma: Kappt es seine langjährigen diplomatischen Beziehungen zu Taiwan und erhöht damit die Chance, an chinesischen Corona-Impfstoff zu gelangen? Oder verzichtet es als einzige südamerikanische Nation weiterhin auf diplomatische Beziehungen zu Peking und verschlimmert damit die Coronakrise im Land?

Die Regierung des konservativen Präsidenten Mario Abdo Benítez hatte es versäumt, sich rechtzeitig um Impfstoff zu bemühen, für die sieben Millionen Einwohner stehen nur 160 000 Dosen bereit. Im März war es unter anderem deshalb zu Straßenprotesten gegen Abdo Benítez gekommen. Peking könnte schnell und unbürokratisch helfen, es beliefert zahlreiche lateinamerikanische Nationen mit Impfstoffen aus eigener Produktion. Doch das hätte wohl einen politischen Preis. Taiwans Außenminister Joseph Wu beschuldigt Peking, Paraguay »Millionen Impfstoffdosen« versprochen zu haben, wenn es seine historische Allianz mit Taipeh aufgäbe. Peking bestreitet das, doch die Not der Lateinamerikaner kommt der chinesischen Regierung gelegen, um ihren Einfluss in der Region auszuweiten.

Paraguay ist eine von 15 Nationen, die Taiwan diplomatisch anerkennen. Weder Washington noch Taipeh waren ihrem Verbündeten in Südamerika bislang ernsthaft bei der Beschaffung von Impfstoff behilflich. Die taiwanische Regierung warnte Paraguay vorsorglich davor, Gelder aus ihrer Wirtschaftshilfe abzuzweigen, um chinesischen Impfstoff zu kaufen. JGL

Russland

Angriff auf den Journalismus

● Russland erhöht den Druck auf die letzten unabhängigen Medien im Land. Mindestens fünf Journalisten und eine Journalistin wurden nach Protesten zur Unterstützung des inhaftierten Oppositionspolitikers Alexej Nawalny von der Polizei vorgeladen. Sie sollen ihre Anwesenheit bei den Demonstrationen nun durch schriftliche Aufträge ihrer Redaktionen rechtfertigen. Nawalnys Anhänger waren für dessen bessere medizinische Versorgung auf die Straße gegangen. In Russland sind Journalisten neuerdings verpflichtet, sich sichtbar mit Presseweste und Ausweis von Protestierenden abzugrenzen. Zuletzt hatte das Justizministerium die Internetzeitung »Meduza« mit ihren zehn Millionen Lesern pro Monat zum »ausländischen Agenten« deklariert. Die neuen Auflagen könnten das Ende eines großen Qualitätsmediums bedeuten. »Meduza« muss seine Texte und Anzeigen im Netz nun mit einer großformatigen Warnung als »ausländischer Agent« markieren. »Meduza« wurde 2014 im lettischen Riga registriert. Jetzt droht den Mitarbeitern in Moskau juristische Verfolgung. »Der Status des ›ausländischen Agenten‹ nimmt uns die Möglichkeit, vollwertigen Journalismus zu betreiben, und vernichtet unser Geschäft«, kommentiert Chefredakteur Iwan Kolpakow. »Wie weiter?«, schrieb die Redaktion über seinen Text: »Wir wissen es nicht«. ESC

Valery Sharifulin / ITAR-TASS / imago images

Proteste in Moskau

Nuklearanlage Natans

©2020 MAXAR TECHNOLOGIES / REUTERS

Iran

»Ein großes Hindernis wurde beseitigt«

Lisa Leutner / AP

Bei den Wiener Verhandlungen über den Atomdeal mit Iran bewegen sich die Delegationen aus Washington und Teheran aufeinander zu, auch wenn sie nicht direkt miteinander sprechen. Die Europäer, Russland und China vermitteln. Der russische Verhandlungsführer Michail Uljanow, 62, skizziert den Weg, der zu einem Erfolg führen könnte.

SPIEGEL: Herr Uljanow, wird es in Wien gelingen, das Abkommen wiederzubeleben?
Uljanow: Ich bin vorsichtig optimistisch, kann hier aber nur meine persönliche Meinung äußern. Es gibt keine vernünftige Alternative zu einem erfolgreichen Abschluss.
SPIEGEL: Wie lange werden die Gespräche wohl noch dauern?
Uljanow: Am besten wäre es, wir würden die Verhandlungen bis zum 21. Mai abschließen, aus zwei Gründen: Am 22. Mai endet die vorläufige Vereinbarung zwischen Teheran und der Internationalen Atomenergiebehörde (IAEA), die ein akzeptables Niveau der IAEA-Verifikation in Iran gewährleistet. Dazu kommt, dass im Juni ein neuer iranischer Präsident gewählt wird. Im Mai werden dafür die Kandidaten festgelegt, und der Wahlkampf beginnt.
SPIEGEL: Welche Hindernisse wurden schon aus dem Weg geräumt?
Uljanow: Ein ganz großes Hindernis wurde praktisch schon zu Beginn der Gespräche beseitigt, die Vorstellung von einem »Nukleardeal plus«.
SPIEGEL: Diese Idee hatte der deutsche Außenminister Heiko Maas ins Gespräch gebracht, in Übereinstimmung mit Gedankenspielen in Washington: Iran sollte nicht nur zur Vereinbarung von 2015 zurückkehren, sondern auch das Raketenprogramm und die Unterstützung für regionale Milizen wie die Hisbollah reduzieren.
Uljanow: Das war vollkommen unrealistisch und kontraproduktiv. Mit einem amerikanischen Sprichwort könnte man sagen: Sie haben versucht, drei Vögel mit nur einem Stein zu treffen. Schließlich ist die Kontrolle des iranischen Nuklearprogramms etwas ganz anderes als die Entwicklung von Raketen und die Frage der regionalen Sicherheit.
SPIEGEL: Wird es in nächster Zeit zu direkten Gesprächen zwischen Teheran und Washington kommen?
Uljanow: In der gegenwärtigen Phase nicht. Die Iraner haben unter der Politik des »maximalen Drucks« durch die frühere US-Regierung sehr gelitten. Sie sind noch nicht bereit, direkt mit den Amerikanern zu sprechen. DIP

Die Feuer von Delhi

Indien Krankenhäusern geht der Sauerstoff aus, Familien kämpfen ums Überleben: Eine gigantische Coronawelle verwüstet das Land. Die Regierung hat unfassbare Fehler gemacht.

Auf einem Parkplatz im Nordosten Delhis ruhen Dutzende verhüllte Leichen unter freiem Himmel. Arbeiter haben Holz zu Scheiterhaufen aufgetürmt, Angehörige in weißem Schutzanzug stehen neben den Toten. Sie warten darauf, das Holz für ihre Verstorbenen anzünden zu dürfen, ein hinduistisches Ritual, um die Seele vom vergänglichen Leib zu befreien. Manchmal unterbricht ein Schluchzen oder ein Schrei die Stille. Sonst sind nur das Knistern der Feuer und die Sirenen der Rettungswagen zu hören.

Lalan Kumar, ein Mann mit kräftigen Händen und müden Augen, steht abseits des Platzes. Seit zehn Jahren fährt er den Rettungswagen. Aber so viele Tote wie in den vergangenen Tagen habe er noch nie gesehen, erzählt er. »Ich habe heute 22 Leichen ins Krematorium gebracht. Aber im Krankenhaus, wo ich herkomme, wartet mindestens noch ein Dutzend weitere.«

Er schüttet sich Desinfektionsmittel über Hände, Hemd und Hose. Er trägt Flipflops; Schutzkleidung besitzt er keine. Gestern sei er zu einem Haus gerufen worden, wo er den Toten allein vorfand. Die Angehörigen waren geflüchtet. Er bekommt panische Anrufe von Familien, die Sauerstoffflaschen suchen. Er fühle sich hilflos, sagt der 52-Jährige. Aber wenn er die Arbeit nicht erledige, »dann stapeln sich die Leichen auf der Straße«.

Als die Dunkelheit einsetzt, wabert eine Wolke aus Rauch und Asche über den Platz vor dem Krematorium. Es ist, als wäre mitten im April der Winter über die Stadt hereingebrochen. In ein paar Stunden wird die Verwaltung von Delhi die neuen Covid-Todeszahlen für den Tag verkünden: 357 Menschen werden es an diesem Samstag sein, mehr als an jedem Tag zuvor, und trotzdem sind die offiziellen Zahlen eine maßlose Untertreibung. Allein im Stadtteil Seemapuri, wo Kumar mit seinem Krankenwagen wartet, werden bis abends mehr als 125 Menschen eingeäschert.

Das Krematorium, geleitet von einer Freiwilligenorganisation, ist derart überlastet, dass die Arbeiter eine Wand eingerissen haben, um Platz zu schaffen. Viele der Toten werden nun auf dem Parkplatz eingeäschert. So viele, dass an manchen Tagen das Brennholz ausgeht. Selbst im vergangenen Spätsommer, als die erste Welle über das Land schwappte, sei es nicht halb so schlimm gewesen, sagt Kumar.

Einäscherung von Covid-Verstorbenen in Delhi

Und es ist nicht nur Delhi allein, wo in diesen Tagen die Scheiterhaufen brennen und sich Schlangen vor den Friedhöfen bilden. In vielen Teilen des Landes sind Krankenhäuser und Krematorien überlastet. Eine zweite Coronawelle verwüstet Indien, und sie ist härter und tödlicher als vieles, was die Welt seit Beginn der Pandemie gesehen hat. Hilflose Familien eilen von Klinik zu Klinik auf der Suche nach Betten für Angehörige. Verzweifelte bitten in den sozialen Medien um Sauerstoffflaschen.

Dutzende Menschen sind gestorben, weil Krankenhäusern der Sauerstoff ausging. Und vor Mitte Mai wird sich die Lage kaum bessern. Bis dahin könnte die Zahl der täglichen Toten auf offiziell mehr als 5500 an-

steigen, inoffiziell dürften es deutlich mehr sein. Auf dem Höhepunkt könnte die Zahl der Neuinfektionen bei fast einer Million pro Tag liegen – vorausgesetzt, das Land schafft es, so viele Tests durchzuführen. Aber Experten gehen schon jetzt davon aus, dass die indischen Zahlen bis zu 30-mal höher liegen. In Delhi kommt derzeit jeder dritte Coronatest positiv zurück. Am Montagabend zeigte die Corona-App der Stadt

Danish Siddiqui / Reuters

an, dass es in der Metropole nur noch zwölf Intensivbetten für Covid-Patienten gibt – für 20 Millionen Einwohner.

Es ist eine Mischung aus Hybris, Leichtfertigkeit und Inkompetenz, die das Land in die Katastrophe getrieben hat. Noch im Januar prahlte Premierminister Narendra Modi, Indien habe die Pandemie im Griff. Seine Partei BJP feierte ihn als »Visionär«, der Covid-19 besiegt habe.

Schon Mitte Februar stiegen die Infektionszahlen, dennoch waren Großveranstaltungen nicht nur gestattet, sondern teils erwünscht: Modis BJP veranstaltete Kundgebungen zum Wahlkampf, Hochzeiten fanden statt. »Wenn wir uns vorstellen, dass das Virus Menschen braucht, um sich zu verbreiten, dann war Indien für den Erreger wie ein Superhighway«, sagt Srinath Reddy von der Public Health Foundation of India. Für den Epidemiologen ist seine Heimat damit auch eine Warnung an die Welt: Was hier geschieht, könnte sich überall dort wiederholen, wo große Teile der Bevölkerung nicht geimpft sind – und vielleicht nicht nur dort, sollten neue Mutanten den Schutz überwinden. »Hüten Sie sich davor, verfrühte Siege zu feiern«, warnt Reddy. Denn das sei der Fehler seines Landes gewesen.

Noch vor wenigen Wochen war die Stimmung in Indien geradezu gelöst. Das Virus hatte reiche Staaten hart getroffen, aber Indien war geradezu eine Erfolgsgeschichte, eine unwahrscheinliche noch dazu: fast 1,4 Milliarden Menschen, gigantische Unterschiede zwischen Arm und Reich; Metropolen, die zu den am dichtesten bevölkerten Städten der Welt gehören. Viele hatten Schlimmes für das Land vorausgesagt. Dennoch verlief die erste Welle vergleichsweise glimpflich.

Seit Mitte September sanken die Zahlen kontinuierlich, auf etwas mehr als 11 000 Neuinfizierte pro Tag. Erklärungen für den Rückgang gab es viele. Von einer möglichen Herdenimmunität in den Städten war die Rede, von einer angeblichen Immunität der Inder, die schon ganz anderen Krankheiten getrotzt hätten. »Die Politiker wollten die Wirtschaft wieder ankurbeln, die Bürger wollten ihr Leben leben, die Industrie wollte, dass der Handel Fahrt aufnimmt. Jeder hörte, was er hören wollte«, sagt Reddy. Und die Regierung lieferte.

Anfang März etwa sah der Gesundheitsminister das »Endspiel« angebrochen. Ende des Monats verkündete er: »Die Situation ist unter Kontrolle.« Heute, kaum einen Monat später, spricht Premier Narendra Modi davon, dass Corona wie ein »Toofaan« über das Land gekommen sei, ein perfekter Sturm. Und das war es auch – allerdings ein menschengemachter. Denn anstatt die Katastrophe einzudämmen, als es das Land noch vermocht hätte, taten Öffentlichkeit und Politik wochenlang alles dafür, sie weiter anzufachen.

Im Januar gibt die Regierung den Startschuss für ein hinduistisches Fest, das Kumbh Mela, das sich über Monate hinzieht und eine der größten Menschenansammlungen der Welt ist. Millionen Pilger kommen aus allen Teilen des Landes zum Baden an den Ganges. Schulter an Schulter gedrängt, kaum einer trägt eine Maske.

Im März läuft der Wahlkampf in fünf Bundesstaaten heiß. Der wichtigste ist Westbengalen, mit der Hauptstadt Kalkutta. Modis Partei will hier unbedingt gewinnen. Noch am 17. April, als sich die Intensivbetten in der Hauptstadt bereits füllen, hält der Premier Wahlkampfveranstaltungen mit Tausenden Teilnehmern ab. Modi trägt keine Maske, als er ruft: »Ich habe noch nie so eine Menschenmasse gesehen.«

Das Volk wertet die Sorglosigkeit als gutes Zeichen: Es gibt nichts, wovor man sich fürchten muss. Die Kricketstadien füllen sich. Masken werden öfter abgenommen.

Dabei ahnt die Regierung zu dem Zeitpunkt bereits, dass etwas außer Kontrolle geraten ist. Erst kurz zuvor hat sie die

Exporte für Impfstoffe eingestellt. Bis dahin hatte das Land mehr Impfstoff in die Welt verschickt, als es selbst verimpft hatte. Indien tat damit etwas, was viele reiche Länder verweigerten: Es teilte mit Schwächeren. Viele Entwicklungsländer, die sonst leer ausgegangen wären, profitierten. Selbst nach Großbritannien gingen die Impfdosen. In Indien war man stolz darauf, der größte Impfstoffproduzent der Welt zu sein.

Doch die Regierung verpasste es, die Produktionskraft der Fabriken auf ein Maximum hochzufahren. Sie kaufte zu wenig Impfstoff ein, ausländischen Firmen wie Pfizer blieb der Marktzutritt lange verwehrt. Modi benutzt in dieser Zeit häufig seinen Slogan von der wirtschaftlichen »Eigenständigkeit« – »Atmanirbhar«. Die Botschaft: Indien ist stark; es braucht keine Hilfe von außen.

Stattdessen lässt die Regierung Notfallkrankenhäuser aus der ersten Welle demontieren. Der Bau von Sauerstofffabriken und das Sequenzieren neuer Virusvarianten werden angestoßen, aber das Geld dafür erreicht die zuständigen Stellen nur teilweise oder zu spät. So kommt es, dass bis heute nicht klar ist, welchen Anteil Virusvarianten an dem Ausbruch haben. Ob es sich zum Beispiel vor allem um die britische Mutante handelt, die südafrikanische oder doch eine neue indische: B.1.617, eine Variante, die sich schneller auszubreiten scheint und womöglich sogar das Immunsystem überlistet.

Als die Politik die Gefahr erkennt, ist es zu spät, um gegenzulenken. Mitte April ist aus der Welle ein Tsunami geworden, fast überall steigen die Zahlen rapide an. Die Luftwaffe muss Sauerstoff in die Hauptstadt fliegen. Deutschland, Großbritannien, Singapur und die USA schicken Hilfsgüter, selbst die Rivalen China und Pakistan bieten ihre Unterstützung an. Indien, das die Welt mit seinen Impfstoffen retten wollte, muss nun selbst gerettet werden.

Und die Bürger des Landes, die es gewohnt sind, dass auf den Staat wenig Verlass ist, sind mit einem Mal vollends auf sich allein gestellt. Menschen horten in ihrer Panik Medikamente und Sauerstoffflaschen. Vielerorts bricht ein brutaler Überlebenskampf aus. Und nirgendwo wird er härter geführt als in Delhi, einem Stadtstaat, der über keine eigenen Sauerstofffabriken verfügt.

Hier sitzt am Sonntag ein halbes Dutzend Männer und Frauen auf dem Bürgersteig vor dem LNJP-Krankenhaus und ringt nach Luft. Ihre Familien flehen den Wachmann an, sie durchs Tor hineinzulassen. Aber der Wachmann winkt sie fort und zeigt auf das Schild am Eingang: Alle Covid-19-Betten sind belegt. »Wir waren bei allen Krankenhäusern. Überall sagt man uns das Gleiche. Wo sollen wir noch hin?«, fleht eine junge Frau, die den Tränen nahe ist.

Rahul Seth hatte mehr Glück als sie, aber auch er fürchtet sich. Der Anwalt konnte im LNJP-Hospital vergangene Woche noch ein Bett für seine erkrankte Mutter ergattern. Aber auch nur, nachdem sein Onkel, der »einflussreiche Politiker« kennt, sich für die Familie eingesetzt hatte. Gestern jedoch erhielt er einen Anruf aus dem Krankenhaus: Der Sauerstoff gehe aus, Seth solle seine Mutter abholen. »Wie soll ich jetzt noch ein Krankenhaus für sie finden?«, fragt der 28-Jährige. »Ich weiß, die Ärzte geben ihr Bestes. Aber sie können uns doch nicht einfach zum Sterben zurücklassen.«

Auch seine Tante hat sich mittlerweile infiziert. Das Krankenhaus, in dem sie liegt, hatte zwar ein Bett, aber es hieß, die Familie müsse eine Sauerstoffflasche mitbringen. Sie zahlten einem Händler auf dem Schwarzmarkt 120 000 Rupien – mehr als 1300 Euro. Seth zeigt eine Quittung auf seinem Handy. »Wie soll ein durchschnittlicher Bürger solche Wucherpreise bezahlen?«

Seth fühlt sich im Stich gelassen, und wie bei so vielen richtet sich sein Zorn gegen eine ganze Klasse von Politikern und Bürokraten, die große Gesten liebt, aber sich als unfähig erwiesen hat, langfristig zu planen. Allen voran Narendra Modi.

Im Gegensatz zu anderen Populisten hat der indische Premier die Gefahr von Corona nie geleugnet, im Gegenteil: Er verhängte voriges Jahr, als die Zahlen noch niedrig waren, einen drakonischen Lockdown. Modi wusste, wie bedrohlich das Virus für Indien werden könnte. Aber er ist auch beseelt vom Glauben an Außergewöhnlichkeit – seine eigene und die seines Landes.

Modi hat einen Kult um seine Person erschaffen, auch das macht die Krisenbewältigung nicht einfacher. Er ist inzwischen eine Art Vater der Nation, der über den Dingen schwebt und als unanfechtbar gilt. Sein weißer Bart ist lang geworden, sein Haar wellt sich im Nacken. Er sieht jetzt weniger aus wie der Reformer, als der er einst angetreten war, sondern wie ein religiöser Führer. Es gibt nicht mehr viele im Land, die ihm öffentlich widersprechen, weder in den Medien noch in seiner Partei.

Es war auch Modis Hochmut, der Indien zu Fall brachte. Warnungen wurden überhört, wenn es sie überhaupt gab. Ein Mediziner berichtet am Telefon, dass man ihn nur halb verhohlen gewarnt habe: Wenn er weiter mit den Medien spreche, dann werde sein Verhalten Konsequenzen haben, für ihn und auch für seine Mitarbeiter. Modis Partei sorgt sich selbst jetzt offenbar weniger um die Katastrophe, sondern mehr um den Ruf des Landes.

Am 2. Mai wird sich zeigen, ob Millionen Inder dem Premier und seiner Partei die Legende von der eigenen Unfehlbarkeit weiter abnehmen. Dann werden die Ergebnisse der Wahl in Westbengalen und in den anderen Bundesstaaten veröffentlicht. Dann wird sich zumindest im Ansatz herausstellen, ob die Menschen weiterhin glauben, dass Modi und seine Partei ihr Leben zum Besseren wenden können. Oder ob sich solche wie der Anwalt Rahul Seth noch lange daran erinnern werden, dass sie im Moment der größten Not ganz auf sich allein gestellt waren.

Am Sonntag vergangener Woche steht der 28-Jährige vor dem Krankenhaus, in dem seine Mutter behandelt wird. Sie kann nicht allein zur Toilette gehen, aber es gibt niemanden, der ihr helfen kann. Immer wieder habe sie ihren Sohn angerufen. »Ich habe die ganze Nacht geweint«, sagt er. »Ich habe mich in meinem ganzen Leben noch nie so hilflos gefühlt.«

Seth reicht einer Krankenschwester die Bettpfanne, die er gekauft hat. Dann ruft er seine Mutter an, er selbst darf nicht ins Gebäude. Ihre Stimme dringt durch den Hörer. Sie sagt, dass man sie in die Bauchlage gedreht habe, weil sie Probleme mit dem Atmen habe. Seth fragt, ob es ihr gut gehe. Ihre Antwort ist kaum hörbar. »Ich glaube, ja.« Ob ihre Sauerstoffwerte stabil seien? »Ich weiß nicht. Ich bin so schrecklich müde«, kommt die Antwort, und nach einer Pause: »Werde ich dein Gesicht noch einmal sehen, bevor ich sterbe?«

Adnan Bhat, Laura Höflinger

360 927
Neuinfektionen am 27. April

Quelle: Johns Hopkins CSSE; Stand: 27. Apr.

DER SPIEGEL

»Salsa im Blut«

Großbritannien Kommt der Scexit? Die Schotten wählen ein neues Parlament – und womöglich eine Zukunft unabhängig von England. Eine 300 Jahre alte Union wäre damit Geschichte. Eine Reise ins Land der Abtrünnigen. *Von Jörg Schindler*

Der Mann, der Schottland in die Freiheit führen will, humpelt. Er ist gerade erst aus dem Krankenhaus entlassen worden, die Füße stecken in orthopädischen Schuhen. Aber Mike Blackshaw schlurft mit seinem Krückstock unverdrossen vorbei an einem Regal mit schottischem Honig, schottischem Senf, schottischem Shortbread, um sich vor seinem königsblau getünchten Laden aufzubauen. Dort sagt er dann: »Das ist womöglich mein letzter Kampf, und es sieht danach aus, als würden wir ihn gewinnen.«

Es ist ein Donnerstag Mitte April am Edinburgh Yes Hub. Der Treffpunkt ist so etwas wie das Gemeindezentrum der Unabhängigkeitsgläubigen im Süden der schottischen Hauptstadt. Und Blackshaw, dessen Regenbogenpulli beinahe so groß ist wie eine Soutane, ist einer ihrer Hohepriester.

Der 72-Jährige stammt aus Grantham in Lincolnshire, Margaret Thatchers Geburtsort, hat England aber schon 1966 verlassen. Und spätestens als Thatcher an die Macht kam, war klar: Eine Rückkehr nach England würde es für ihn nicht geben.

Stattdessen wurde Blackshaw Schotte und Freiheitskämpfer. »Wir sind anders als England«, sagt er, »gleicher, fürsorglicher, internationaler.« Er hat alle Schlachten um die Unabhängigkeit mitgeschlagen und sich nie beirren lassen. Seinen Schottlandshop eröffnete er 2014 – nachdem das erste Referendum zur Abspaltung vom Vereinigten Königreich verloren worden war. Zehntausende strömten damals binnen Wochen in die Scottish National Party (SNP), und Blackshaw war sich sicher: »Es wird ein zweites Referendum geben.«

Sieben Jahre später, glaubt er, kann es nicht mehr lange dauern.

Am 6. Mai werden die 5,5 Millionen Schotten ein neues Regionalparlament wählen. Und es gibt keinen vernünftigen Zweifel daran, dass die seit 14 Jahren regierende SNP erneut mit großem Abstand gewinnen wird. Was sie danach vorhat, hat Regierungschefin Nicola Sturgeon seit Monaten mit erfreulicher Direktheit angekündigt: Mit einem eindeutigen Mandat der Wähler im Rücken werde sie alle Möglichkeiten ausschöpfen, um ihr Land in die Unabhängigkeit zu führen. Diese Wahl sei daher »ohne Zweifel die wichtigste in Schottlands Geschichte«.

Zwar sind die Hürden vor einem zweiten Unabhängigkeitsreferendum hoch. Ohne Zustimmung aus London wird Sturgeon vermutlich keine rechtmäßige Volksabstimmung durchführen können. Und Premierminister Boris Johnson hat verkündet, dass er jeden Abspaltungsversuch unterbinden wird.

Aber inzwischen weiß jeder auf den britischen Inseln, was von Johnsons Versprechen zu halten ist. Zudem dämmert längst auch den Regierenden in Westminster, dass sich ein bloßes Nein zu einem neuen Referendum nicht ewig aufrechterhalten ließe, weil der Abwanderungswille der Schotten damit nur befeuert würde.

Vor allem jedoch haben sich die Umstände seit 2014 auf jene »erhebliche Weise« geändert, die die SNP zur Bedingung für ein zweites Referendum gemacht hat: Der Brexit, diese Großübung in nationaler Aufwallung, hat die Karten im Königreich neu gemischt. Fast zwei Drittel der Schotten wurden von London gegen ihren erklärten Willen aus der Europäischen Union gezerrt, viele würden gern lieber heute als morgen in die europäische Staatenfamilie zurückkehren.

Und sei es als neugeborene Nation.

Kommt also der Scexit? Zerbricht 314 Jahre nach dem »Act of Union« die nie einfache, aber lange erfolgreiche Ehe zwischen Schottland und England? Es wäre der Anfang vom Ende des Vereinigten Königreichs. Die Fliehkräfte, die mit dem Brexit entfesselt wurden, wären danach kaum noch zu stoppen.

Auch in Nordirland, das vor genau 100 Jahren Teil der britischen Union wurde und wo der Brexit gerade für neue Gewalt gesorgt hat, bekämen die Befürworter einer irischen Wiedervereinigung Aufwind. Übrig blieben am Ende England und ein immer aufmüpfiger werdendes

Jane Barlow / PA Wire

Unabhängigkeitsfans in Edinburgh: »Sieht aus, als würden wir gewinnen«

Wales, zurückgeworfen auf die Grenzen des 17. Jahrhunderts und womöglich vollständig umzingelt von der verhassten EU.

Daher ist diese Regionalwahl im Nordostatlantik nicht irgendein Urnengang. Vielmehr hat sie das Zeug zur Schicksalswahl, nicht nur für Boris Johnson.

Wie groß dessen Panik im Angesicht der Schotten ist, lässt sich seit Monaten in London beobachten. Bereits Ende 2019, kurz vor dem offiziellen EU-Austritt, gründete Johnson eine hochrangig besetzte »Union unit«, die Ideen ersinnen sollte, um die Nachbarn im Norden zu besänftigen.

Viel kam dabei nicht rum, denn in regelmäßiger Folge gebar Westminster seither unter anderem ein »Union Policy Implementation Comitee«, eine »Union Taskforce« und zuletzt ein »Union Strategy Comitee«, dessen Vorsitz Johnson höchstselbst übernommen hat.

In ihrer Ratlosigkeit hat die konservative Regierung sogar den ehemaligen Labour-Premier Gordon Brown um Beistand gebeten. Über den hatte Johnson, noch als Journalist, einst gespottet: Brown dürfe niemals Regierungschef werden, »vor allem weil er Schotte ist«. Nun soll er helfen, Großbritannien zusammenzuhalten.

Zudem will die Londoner Zentralregierung die Schotten einstweilen, wie es heißt, »mit Liebe überschütten«. Oder ersatzweise mit Geld: Unter Umgehung der SNP wollen Johnson und seine Tories diverse millionenschwere Infrastrukturprojekte in Schottland anschieben. Hunderte Staatsdiener sollen aus London nach Glasgow umziehen, um dort Gesicht zu zeigen. Demselben Zweck dient eine schicke neue Regierungsfiliale in Edinburgh, in der das Londoner Kabinett künftig häufiger mal tagen möchte.

Selten zuvor haben sich in London so viele Menschen so intensiv Gedanken um Schottland gemacht. Dumm allerdings für die Brexit-beseelten Regierenden in Westminster, dass sie dabei in einer argumentativen Zwickmühle sitzen: Jahrelang haben sie den Briten weisgemacht, wahre Souveränität sei nur außerhalb einer Union – der Europäischen – zu haben und Warnungen vor wirtschaftlichen Folgeschäden seien Schauermärchen.

Jetzt aber behaupten sie im Fall der Schotten, diese könnten nur in einer Union – der britischen – überleben, und prophezeien für den Fall der Abspaltung ein ökonomisches Desaster. Um der Einheit willen müssen die Brexit-Revolutionäre in diesen Tagen ihre eigenen Überzeugungen schlucken. Nicht mal einem überdurchschnittlich flexiblen Politiker wie Johnson fällt das leicht.

Die Schotten hat diese ganze Union-Huberei bislang wenig beeindruckt – im Gegenteil. Seit dem Brexit-Referendum ist die Zustimmung zur Unabhängigkeit signifikant gestiegen. Sie kletterte im zweiten Halbjahr 2020 phasenweise auf bis zu 59 Prozent. Wegen der Schlammschlacht um Sturgeons Vorgänger Alex Salmond, dem mehrere Frauen sexuelle Übergriffe vorgeworfen hatten, erhielt die Bewegung zuletzt zwar einen Dämpfer. Das aber brachte die SNP nicht von ihrem Kurs ab, sie dominiert weiter unangefochten die Umfragen.

Sophie Gerrard / Eyevine / laif

Regierungschefin Sturgeon
Raus aus dem »Empire-Museum«

Zu verdanken hat das die Schottische Nationalpartei – die ihrem Namen zum Trotz einen linken sozialdemokratischen Kurs fährt – in erster Linie ihrer Chefin Nicola Sturgeon. Die 50-Jährige hat seit dem Brexit-Referendum 2016 alles dafür getan, um Schottland als weltoffene Alternative zum isolationistischen Brexit-Britannien zu positionieren.

Während die Tories die Reduzierung der Einwandererzahl zum Fetisch erkoren, lud Sturgeon die Welt ein nach Schottland. Und während London sich in ewige Scharmützel mit der EU verstrickte, ließ Sturgeon, die in ihrer stoischen Selbstbeherrschung bisweilen an Angela Merkel erinnert, eigene Drähte nach Brüssel verlegen.

Die Erste Ministerin, so ihr offizieller Titel, sammelte Punkte durch das, was sie nicht ist: nicht EU-feindlich, nicht konservativ, nicht Boris Johnson. Der ist in weiten Teilen Schottlands derart verhasst, dass er sich dort im Wahlkampf gar nicht erst blicken lässt.

Sogar die Pandemie spielte Sturgeon in gewisser Weise in die Hände. Während Johnson monatelang kopflos durch London irrlichterte und England zu einer der meistbetroffenen Regionen Europas wurde, zeigte sich die Regierungschefin in Edinburgh zielstrebig und klarsichtig. Relativ zur Einwohnerzahl kam Schottland zwar nicht besser durch die Krise als der Nachbar im Süden. Aber der Eindruck, der bei vielen hängen blieb, war ein anderer: Die eine kann's, der andere nicht.

Und weil die Gesundheitspolitik zu den Zuständigkeiten der Regionalregierungen gehört, konnte Sturgeon ihren Weg als ureigen schottischen Weg vermarkten. In der Pandemie marschierten die Teile des Königreichs so getrennt voneinander wie sonst nur auf dem Fußball- oder Rugbyfeld. Sogar über Landesgrenzen wurde erstmals seit langer Zeit wieder debattiert. Legendär etwa Sturgeons Drohung, Reisende aus dem Infektionsherd England notfalls kurz hinter Berwick-upon-Tweed zu stoppen.

Und so nahm die Idee eines eigenen schottischen Staats zuletzt fast wie von selbst Gestalt an. »Ein neuer Staat, einer, in dem sich wirklich alle Menschen repräsentiert fühlen und der nicht stolz ist auf sein kolonialistisches und rassistisches Erbe.« Valentina Servera Clavell sagt das, als sie an einem sonnigen Nachmittag auf dem Fensterbrett ihrer WG im Süden Glasgows hockt.

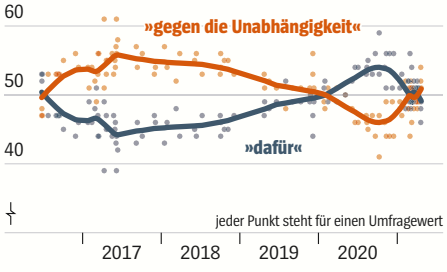
Sie ist gerade erst aus Barcelona in ihre Wahlheimat zurückgekommen und muss noch für ein paar Tage in Quarantäne bleiben. Danach wird sich die 22-Jährige in den Wahlkampf stürzen und vor allem »neue Schotten« an ihr Recht zu wählen erinnern. Sie ist selbst eine davon.

Servera war 18, als sie zum Studieren nach Glasgow kam. Und vom Wetter vielleicht abgesehen, sieht sie keinen Grund, je wieder wegzugehen. Die Schotten seien »ein bisschen verrückt« und hätten wie Andalusier »Salsa im Blut«. Vor allem aber eröffne sich ihnen womöglich bald schon die einmalige Chance, das »Empire-Museum« namens Vereinigtes Königreich zu verlassen, um einen modernen Staat nach skandinavischem Vorbild zu schaffen.

Die junge Frau, die sich als »katalonische Schottin« bezeichnet und ein Maschinengewehr-Englisch spricht, will dann dabei sein. Sie hat noch etwas gutzumachen. Als

Gespaltenes Land

»Wie würden Sie bei einem erneuten schottischen Unabhängigkeitsreferendum abstimmen?«, Angaben in Prozent



Quelle: seit dem Brexit-Referendum 2016 in Schottland durchgeführte Umfragen, gesammelt von What Scotland Thinks; Stand: 22. Apr. 2021

Jungmitglied der Regionalpartei Esquerra kämpfte sie einst vergebens für die Unabhängigkeit Kataloniens von Spanien. Als Mitglied der SNP will sie nun »wenigstens diesem Land helfen, frei zu werden«.

Schottland, da ist sich Servera sicher, habe »die Ressourcen, die Köpfe und die Fähigkeiten«, um als eigenständiger Staat zu bestehen. Natürlich gebe es Probleme, in der Schulpolitik und anderswo, auch die Zahl der Drogentoten – die höchste in Europa – sei entsetzlich. Aber die Hauptschuld daran trage die Regierung in London, die über ihre Brexit-Träume die Menschen vergessen habe. Schottland wähle seit vielen Jahren links – und ende stets doch wieder mit einer rechtskonservativen Regierung in London. »Jetzt ist die Chance da, das zu ändern.«

Eines sei aber auch klar, sagt Servera: Was immer die SNP nach der Wahl unternehme, es müsse legal sein. Ihre alte Heimat Katalonien sei nach dem für gesetzwidrig erklärten Referendum 2017 weiter entfernt von der Unabhängigkeit denn je. »Das ist eine Warnung für Schottland.«

Das weiß auch Nicola Sturgeon, weshalb sie eine unrechtmäßige Abstimmung, die von den schottischen Tories boykottiert würde, ausgeschlossen hat. Sie wird ihren bevorstehenden Wahlsieg stattdessen nutzen, um Johnson als Antidemokraten zu porträtieren, der den Schotten verweigert, was er seinen Brexit-Getreuen mit aller Macht ermöglicht hat – ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen.

Um den Druck zu erhöhen, wird die SNP schon bald die gesetzlichen Grundlagen für »IndyRef2«, ein zweites Unabhängigkeitsreferendum, schaffen. Johnson wäre damit womöglich gezwungen, bis vor den obersten Gerichtshof zu ziehen. Eine Arena, in der er politisch nur verlieren kann, weil die SNP das als weiteren Beweis für seine Demokratiefeindlichkeit ausschlachten würde. Das würde zwar dauern, aber Sturgeon hat Zeit.

Sie plant ein längeres Spiel, auch wenn ihr Vorgänger Salmond mit seiner neuen ultranationalistischen Alba-Partei auf ein Referendum in diesem Jahr pocht. »Für Sturgeon ist das Wichtigste, dass sie eine Abstimmung auch gewinnen kann«, sagt der Sozialwissenschaftler Jan Eichhorn von der Universität Edinburgh. Zum harten Kern der Unabhängigkeitsbefürworter zählten derzeit etwa 44 bis 45 Prozent der Schotten. Sollte das Referendum ausgerechnet in die Zeit nach einer erfolgreichen Impfkampagne fallen, in der sich Großbritannien beginnt, von der Pandemie zu erholen, werde es schwer, wie zuletzt die verbleibenden zehn Prozent der Wähler zu überzeugen, die für einen klaren Sieg notwendig seien, so Eichhorn.

Sturgeon hat sich daher längst festgelegt. Geht es nach ihr, wird die Schottlandfrage

Emily Macinnes / DER SPIEGEL

Unionist Galloway
»Eine Insel aufzuspalten ist abscheulich«

in der ersten Hälfte der kommenden Legislaturperiode entschieden, also spätestens Ende 2023. Einer der Vorteile: Dann sitzt mit Boris Johnson nach wie vor ihr Wunschgegner in Downing Street, den viele in der SNP als »unseren besten Rekrutierer« betrachten.

Vor allem aber werden in der Zwischenzeit viele junge Schotten, die nach Umfragen zu den glühendsten Alleingängern zählen, das notwendige Wahlalter erreichen. Oder wie es der SNP-Strippenzieher Angus Robertson ausdrückt: »Jedes Jahr strömen rund 55 000 überwiegend Ja sagende 16-Jährige in die Wahlregister, während rund 55 000 überwiegend Nein sagende Altwähler daraus verschwinden.«

Nach Lage der Dinge muss die SNP derzeit nicht viel mehr tun, als auf das Ende Großbritanniens zu warten. Zumal sich offenbar sehr viele Menschen im nicht mehr so vereinigten Königreich mit dem Gedanken an eine Aufspaltung abgefunden haben. Nicht nur in Schottland. Nach einer YouGov-Umfrage hätte fast die Hälfte der Engländer nichts dagegen – oder würde es sogar begrüßen –, wenn die Nachbarn im Norden ihrer eigenen Wege gingen.

Der Mann, der das Königreich womöglich doch noch retten will, residiert in einer Hobbitlandschaft im Südwesten Schottlands. Sattgrüne Hügel mit neugeborenen Lämmern, moosbedeckte Mauern, Minihecken umgeben einen Weiler in der Nähe von Dumfries. Ein Kiesweg führt zu einem prachtvollen Herrenhaus aus rotem Sandstein, dessen hallenhoher Salon übersät ist mit Porträts und Büsten von Arafat, Lenin, Fidel, Che und – Churchill. Auf einem samtroten Sofa in der Mitte des Raums sitzt an diesem Morgen der Hausherr, und noch bevor man ihn etwas gefragt hat, sagt George Galloway: »Die Idee, eine Insel aufzuspalten, ist abscheulich.«

Galloway, waidgrüne Fleecejacke, Hornbrille, tanzende Augenbrauen, hat einen langen Marsch hinter sich. Anderthalb Jahrzehnte lang saß er für Labour im Unterhaus, bevor der Irakkriegsgegner Tony Blairs Partei zu links wurde. Danach gründete, führte oder unterstützte er diverse andere Parteien, kam wegen seiner Nähe zu Russland und Iran in die Kritik, legte sich mit dem Staat Israel wegen dessen Palästinapolitik an und ging auch sonst keinem politischen Kampf aus dem Weg.

Jetzt ist Galloway 67 und lebt wieder in seiner schottischen Heimat. Dort gründete er im Juli 2020 »All For Unity«, eine Partei, die sowohl Linksausleger wie ihn als auch Erzkonservative in ihren Reihen hat und ein einziges Ziel verfolgt: ein parteiübergreifendes Bollwerk gegen die SNP zu schmieden.

Ein unabhängiges Schottland, glaubt Galloway, wäre dem Untergang geweiht. Schon heute hänge rund die Hälfte der Schotten auf die eine oder andere Weise am Tropf des Staats. Sobald dieser sich von England löse, »würden die verbliebenen Steuerzahler in Scharen fliehen«, orakelt Galloway. Kurz darauf werde die EU das Land zum »Spielzeug« machen, »um Rache für den Brexit zu nehmen«.

Galloway wirbt daher bei Tories, Labour und den Liberaldemokraten für ein taktisches Wahlbündnis. Sein Kalkül: Würde in allen Wahlkreisen jeweils nur jener SNP-Konkurrent antreten, der die größten Chancen hat, ließen sich der Regierungspartei Dutzende Parlamentssitze abluchsen. Das könnte zwar tatsächlich funktionieren, aber bislang haben die großen Parteien kaum Lust zur Zusammenarbeit erkennen lassen.

Und so ist sich auch Galloway nicht mehr sicher, ob sich »Schottlands größte Torheit« noch verhindern lässt. Eine Trennung von England allerdings werde nicht das Ende vom Lied sein. Womöglich würden sich dann nämlich grenznahe Regionen wie Dumfries oder Inseln wie die Shetlands besinnen und ihrerseits von Schottland lossagen, um Teil eines größeren Ganzen zu bleiben.

»Wäre es nicht die ultimative Ironie, wenn die Aufspaltung des Vereinigten Königreichs zur Aufspaltung Schottlands führte?«, fragt Galloway.

Die noch größere Ironie allerdings ist, dass Brexit-Gegner über Jahre denselben Warnruf ausstießen, um einen Alleingang Großbritanniens zu verhindern.

Gehört wurde er von den wenigsten.

Europas Abfangjäger

Migration Flüchtlinge werden in Libyen interniert, gefoltert, getötet. Recherchen zeigen nun, wie eng die europäische Grenzschutzagentur Frontex mit der libyschen Küstenwache kooperiert.

Bei Sonnenaufgang war Alek Musa noch guter Dinge. Am Morgen des 25. Juni 2020 drängte er sich mit 69 weiteren Schutzsuchenden auf einem Schlauchboot. Die meisten Flüchtlinge waren Sudanesen wie er. In der Nacht zuvor waren sie von Garabulli aufgebrochen, einer libyschen Küstenstadt. Ihr Ziel: die italienische Insel Lampedusa. Musa wollte dem Horror in Libyen entkommen, wo Migranten wie er von Milizen gefangen genommen, gefoltert und getötet werden.

Der Weg über das zentrale Mittelmeer ist eine der gefährlichsten Migrationsrouten der Welt. Erst vergangene Woche starben wieder mehr als 100 Menschen bei dem Versuch, aus Libyen nach Europa zu gelangen. Musa war trotzdem zuversichtlich. Das Meer war ruhig, im Tank des Bootes war genügend Treibstoff.

Doch dann, zwischen neun und zehn Uhr morgens, sah Musa ein kleines weißes Flugzeug am Himmel. So erzählt er es am Telefon. Vieles spricht dafür, dass es sich bei der Maschine um eine Patrouille der europäischen Grenzschutzagentur Frontex handelte. Flugdaten zeigen, dass ein Frontex-Pilot zu diesem Zeitpunkt in unmittelbarer Nähe des Bootes kreiste.

Die Frontex-Beamten wiesen jedoch offenbar keines der nahe gelegenen Frachtschiffe an, den Flüchtenden zu helfen, auch die Seenotrettungsleitstellen taten das nicht. Stattdessen erblickte Musa Stunden später die »Ras Al Jadar« am Horizont – ein Schiff der libyschen Küstenwache.

Die Migranten gerieten in Panik, keiner von ihnen wollte nach Libyen zurückgeschleppt werden. »Wir versuchten, so schnell wie möglich wegzufahren«, sagt Musa, der aus Angst vor Repressionen seinen echten Namen nicht nennen will.

Die Libyer hätten das Schlauchboot mit ihrem Schiff gerammt, sagt Musa. Vier Männer seien über Bord gegangen. Auf Bildern eines Flugzeugs der privaten Rettungsinitiative Seawatch ist zu erkennen, wie die Menschen im Wasser um ihr Leben kämpfen. Mindestens zwei Flüchtlinge starben wohl bei dem Einsatz. Alle anderen wurden zurück nach Libyen geschafft.

Der Vorfall vom 25. Juni vorigen Jahres ist bezeichnend für die Politik der Europäer im Mittelmeer: Die EU-Staaten haben die Seenotrettung 2019 komplett eingestellt. Stattdessen spannen sie die libysche Küstenwache ein, damit diese Schutzsuchende von Europa fernhält.

Zwar hat der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte bereits 2012 entschieden, dass Flüchtlinge nicht zurück nach Libyen gebracht werden dürfen, da ihnen dort Folter und Tod drohen. Tatsächlich tun libysche Grenzschützer aber genau das: Sie fangen mithilfe der Europäer Flüchtlinge ab und schleppen sie nach Libyen zurück. 11 891 Menschen waren es laut einem internen EU-Dokument im vergangenen Jahr.

Sara Creta

Libyscher Offizier an Bord der »Fezzan«: Zurückgeschleppt ins Haftlager

Die EU finanziert die libysche Küstenwache und hat ihre Mitglieder trainiert. Aber sie behauptet bis heute, deren Operationen nicht zu kontrollieren. »Frontex hat noch nie direkt mit der libyschen Küstenwache kooperiert«, sagte der Chef der Grenzschutzagentur, Fabrice Leggeri, im März im Europaparlament. Für die umstrittenen Abfangaktionen seien allein die Libyer verantwortlich. Doch stimmt das?

Der SPIEGEL hat gemeinsam mit der Medienorganisation Lighthouse Reports, dem ARD-Magazin »Monitor« und der französischen Zeitung »Libération« über Monate hinweg Vorfälle im zentralen Mittelmeer untersucht. Die Reporterinnen und Reporter sammelten die Positionsdaten von Frontex-Flugzeugen und glichen sie mit Schiffsdaten, Angaben von Migranten und zivilen Rettungsorganisationen ab. Sie sahen vertrauliche Dokumente ein, sprachen mit Überlebenden sowie mit knapp einem Dutzend libyschen Offizieren und Frontex-Mitarbeitern.

Die Recherchen legen erstmals das Ausmaß der Kooperation zwischen Frontex und der libyschen Küstenwache offen. Europas Grenzschutzagentur dirigiert offenbar systematisch die Abfangaktionen der Libyer. Seit Januar 2020 flogen Frontex-Flugzeuge demnach in mindestens 20 Fällen über Migrantenboote hinweg, bevor die libysche Küstenwache sie zurückschleppte. Manchmal fuhren die Libyer bis tief in die maltesische Such- und Rettungszone hinein, in der die Europäer zuständig sind. 91 Flüchtende starben bei den Abfangaktionen oder gelten als vermisst – unter anderem weil das System, das die Europäer etabliert haben, zu erheblichen Verzögerungen führt. In den meisten Fällen waren Handelsschiffe oder gar solche von Hilfsorganisationen in der Nähe, sie hätten die Schiffbrüchigen schneller erreicht – wurden aber offenbar nicht alarmiert. Private Seenotretter klagen seit Jahren, dass sie von Frontex kaum informiert würden.

Für Frontex-Chef Leggeri sind die Enthüllungen ein Problem. Er muss sich schon jetzt für die Verstrickung seiner Agentur in illegale Rückführungen von Migranten in der Ägäis, sogenannte Pushbacks, rechtfertigen. Nun zeigt sich, dass Frontex offenbar auch bei Einsätzen im zentralen Mittelmeer das Recht beugt.

Wie die Libyer auf hoher See vorgehen, lässt sich bei einem Einsatz im März be-

obachten. Der Kapitän der libyschen »Fezzan«, ein Offizier der Küstenwache, hat zugestimmt, den SPIEGEL mit an Bord zu nehmen. In seiner Hand hält er ein zerknittertes Stück Papier mit den Koordinaten der Boote, die er abfangen soll. Einen Internetzugang hat er nicht auf seinem Schiff, selbst private Seenotretter sind besser ausgerüstet.

Rund 200 Migranten hat die Besatzung der »Fezzan« an diesem Vormittag bereits aus dem Wasser gezogen. Ein antriebsloses Holzboot mit weiteren 200 Menschen an Bord lassen die Libyer auf dem Wasser zurück, die »Fezzan« ist schon jetzt zu voll. Die geretteten Menschen kauern an Deck, ihre Klamotten sind durchnässt, die Blicke angsterfüllt. »Sitzen bleiben!«, schreien die libyschen Offiziere.

Am Bug hockt Sheik Omar, ein Junge aus Gambia, 16 Jahre alt. Nach dem Tod seines Vaters habe er sich als Arbeiter in Libyen durchgeschlagen, erzählt er. Nun wolle er nur noch von dort weg. Fünfmal hat er bereits versucht, Europa zu erreichen. »Ich habe Angst«, sagt er. »Ich weiß nicht, wohin sie mich bringen. Wahrscheinlich wird es kein guter Ort sein.«

Die Bedingungen in den libyschen Haftlagern sind katastrophal. Einige stehen offiziell unter der Kontrolle der Behörden, tatsächlich aber haben verschiedene Milizen das Sagen. Für die Gruppen sind die Migranten ein gutes Geschäft, vor allem Geflüchtete aus Ländern südlich der Sahara werden zu Tausenden eingesperrt und erpresst.

Mohammad Salim, weiß, was ihn im Gefängnis erwartet. Salim kommt aus Somalia, seinen richtigen Namen will er nicht nennen. Vergangenen Juni versuchte er mit etwa 90 anderen Migranten, per Boot aus Libyen zu fliehen, am frühen Morgen flog ein Frontex-Flugzeug über ihren Köpfen. Mehrere Handelsschiffe, die ihn nach Europa hätten bringen können, fuhren vorbei. Nur die libysche Küstenwache kam, etliche Stunden später.

An Land kam der Somalier ins Gefangenenlager Abu Issa, das von einer berüchtigten Miliz kontrolliert wird. »Es gab kaum etwas zu essen«, berichtet Salim am Telefon. An guten Tagen aß er 18 Makkaronistangen, andere lutschten Zahnpasta. Die Frauen seien von den Wachen gezwungen worden, sich nackt auszuziehen. Erst nach einem Monat konnte sich Salim freikaufen, seine Familie zahlte 1200 Dollar.

Die EU kennt die Zustände in den libyschen Flüchtlingsgefängnissen. Deutsche Diplomaten berichteten 2017 von »KZ-ähnlichen Verhältnissen«. In einem Bericht des Auswärtigen Dienstes der EU vom Februar heißt es, »sexuelle Gewalt, Lösegeld-Erpressung, Zwangsarbeit und ungesetzliche Tötungen« seien weitverbreitet. Zu den Tätern gehörten demnach »Regierungsbeamte, Mitglieder bewaffneter Gruppen, Schmuggler, Menschenhändler und Mitglieder krimineller Banden«.

Den Nachschub für das Geschäft besorgt die libysche Küstenwache, die zum Teil selbst aus Milizionären besteht.

Auf SPIEGEL-Anfrage beteuert Frontex, es sei die Pflicht der Agentur, alle international anerkannten Seenotrettungsleitstellen in der Region über die Flüchtlingsboote zu informieren, darunter sei nun mal auch das sogenannte Joint Rescue Coordination Centre (JRCC). Die Seenotrettungsleitstelle ist dem libyschen Verteidigungsministerium unterstellt und wird von der EU finanziert.

Laut offiziellen Dokumenten liegt das JRCC am Flughafen von Tripolis. Tatsächlich aber handelt es sich bei der Leitstelle nach Angaben libyscher Küstenwächter nur um einen kleinen Raum auf dem Militärstützpunkt Abu Sitta in Tripolis, in dem gerade einmal zwei Computer stehen. Dort schieben demnach zum Teil die Offiziere der libyschen Küstenwache selbst Dienst. Die Männer sind nicht in der Lage, ihren Küstenabschnitt zu überblicken – ohne die Luftüberwachung der EU wären sie praktisch blind. Bei Schiffsunglücken verständigen sie fast ausschließlich ihre Kollegen, obwohl diese zurzeit nur über zwei Boote verfügen. NGOs oder private Reedereien werden selbst dann nicht informiert, wenn deren Schiffe näher dran sind. »Das JRCC und die Küstenwache sind ein und dasselbe, es gibt keinen Unterschied«, sagt selbst der Leiter des JRCC und Kommandeur der Küstenwache, Massoud Abdalsamad.

Experten sind deshalb davon überzeugt, dass schon die Übergabe von Koordinaten durch Frontex an das JRCC gegen europäisches Recht verstößt. »Die Frontex-Beamten wissen, dass die libysche Küstenwache Flüchtende nach Libyen zurückschleppt und dass den Menschen dort Folter und unmenschliche Behandlung drohen«, sagt Nora Markard, Völkerrechtlerin an der Universität Münster.

Tatsächlich gehen Frontex-Mitarbeiter offenkundig noch einen Schritt weiter und schicken WhatsApp-Nachrichten mit den Koordinaten der Flüchtlingsboote direkt an libysche Offiziere. Das berichten drei Mitglieder der libyschen Küstenwache unabhängig voneinander. Dem SPIEGEL liegen zudem Screenshots vor, die darauf hindeuten, dass die Küstenwache regelmäßig direkt informiert wird. Ein Kapitän bekam das Foto eines Flüchtlingsbootes zugeschickt, das von einem Frontex-Flugzeug aufgenommen wurde. »Diese Form der direkten Absprache ist ein klarer Bruch von Europarecht«, sagt Juristin Markard.

Auf Anfrage bestreitet Frontex den direkten Kontakt mit der Küstenwache nicht mehr explizit. Um Menschenleben zu retten, kontaktiere die Agentur in Notfällen jeden, der in die Einsätze involviert sei. Diese Form der Notfallkommunikation könne nicht als formeller Kontakt betrachtet werden, teilt ein Sprecher mit.

Die eigenen Beamten in Warschau jedoch sind sich bewusst, dass sie in erster Linie dabei helfen, Flüchtlinge von Europas Küsten fernzuhalten. Immer wieder sehen sie auf ihren Bildschirmen im Lagezentrum mit an, wie Boote im Mittelmeer kentern. Manchen wird das inzwischen zu viel: Sie leiden unter Schlafstörungen und psychischen Beschwerden.

Sara Creta, Bashar Deeb, Klaas van Dijken, Emmanuel Freudenthal, Steffen Lüdke, Maximilian Popp

Sara Creta

Festgesetzte Migranten in Tripolis: Für Milizen ein gutes Geschäft

Geflüchtete in Cabo Delgado: Es geht um Gas, Edelsteine und Drogen

Terror im Paradies

Mosambik Im Norden des Landes tobt ein brutaler Krieg. Dschihadisten sind auf dem Vormarsch, Hunderttausende auf der Flucht. Issa Tarmamade verwaltet einen Distrikt in Cabo Delgado – und stellt sich den Aufständischen entgegen. *Von Fritz Schaap und Christian Werner (Fotos)*

Als am 24. März das Schlachten in Palma beginnt und vermummte Männer mit Macheten auf ihre Opfer einhacken, sitzt Issa Tarmamade auf der Insel Ibo zwischen Ruinen und fürchtet, dass es auch ihn treffen könnte. Tarmamade ist ein zäher, hagerer Mann, 71 Jahre alt. Die Bartstoppeln im Gesicht sind weiß, die verbliebenen Haare kurz geschoren. Er ist der Verwaltungschef des Ibo-Distrikts südlich von Palma, Herr über sieben Inseln und ein Stück Festland. Einst war das hier ein Urlaubsparadies, heute ist es eine Region der Angst, ein Brennglas für den Konflikt, der das Land heimsucht.

Die Kämpfer, die in der Region wüten und die schwarzen Fahnen des »Islamischen Staats« schwenken, würden auch Tarmamade gern tot sehen, schließlich ist er ein Vertreter des Staats. Seit 2017 verbreiten sie mit Macheten, Gewehren und Panzerfäusten Schrecken in der Provinz Cabo Delgado, zu der auch seine sieben Inseln gehören.

»Auf Ibo führe ich die Regie«, sagt Issa Tarmamade. Er ist verantwortlich für Gesundheit, Bildung, Wirtschaft, Straßen. Der Staat ist er. Immer wieder werden Verwalter wie er umgebracht. Tarmamade aber sagt: Ich werde nicht weichen. Viele Regierungsvertreter lassen sich bei Gefahr schnell in Sicherheit bringen. Tarmamade aber schickte einmal sogar einen Helikopter zurück, der ihn evakuieren sollte.

Sechsmal wurde Tarmamades Distrikt bereits angegriffen. Was sich aber im Norden an diesem 24. März abspielt, nahe der Grenze zu Tansania, schockiert auch ihn. Dort, in der Fischerstadt Palma mit rund 75 000 Einwohnern, entfaltet sich der bisher folgenreichste Angriff eines immer brutaler werdenden Kriegs. Aufständische fallen über den Ort her, plündern, legen Brände, enthaupten und zerstückeln Menschen. Überlebende berichten dem SPIEGEL von grausamen Szenen.

Seit Oktober 2017 gab es 858 Angriffe in der Region. Mehr als 2800 Tote sind seither zu beklagen. Die Anzahl der Dschihadisten wird in Sicherheitskreisen auf etwa 1000 geschätzt, manche Analysten sprechen von um die 3000 Kämpfer.

Die Gewalt im Norden von Mosambik ist die Folge eines politischen Zerfallspro-

zesses. Nach der Unabhängigkeit von Portugal im Jahr 1975 versank das Land in einem blutigen Bürgerkrieg, der erst 1992 endete. Die Machthaber der Regierungspartei Frelimo zementierten in der Hauptstadt Maputo darauf ihre Macht. Mithilfe des Militärs etablierten sie korrupte Netzwerke, vernachlässigten aber das Hinterland. Während die Eliten sich in den folgenden Jahrzehnten bereicherten und das Land zu einem Narco-Staat machten, in dem Drogenschmuggler profitieren, bleibt Mosambik einer der ärmsten Staaten der Welt. Die Menschen leben hauptsächlich von Landwirtschaft, die zunehmende Armut befeuert die Wut auf die Regierung.

In Cabo Delgado kämpfen auf der einen Seite die Aufständischen, al-Schabab genannt, »die Jugend«. Mit der islamistischen Terrorgruppe aus Somalia teilen sie nur den Namen. Es sind schwer bewaffnete Männer, deren Wut sich aus der Vernachlässigung der Region speist, aus ihrer Armut, manche von ihnen unterhalten offenbar Verbindungen zu Islamisten in Ostafrika. Der Staat ist in diesem Teil des Landes weitgehend abwesend, Cabo Delgado wurde damit zum idealen Rekrutierungsort für Extremisten.

Auf der anderen Seite steht die korrupte Regierung in der Hauptstadt Maputo und den Provinzen, die lange versuchte, die Rebellen mithilfe von Söldnern aus Südafrika zu besiegen. Sowohl den Söldnern als auch den Regierungstruppen wirft Amnesty International schwere Menschenrechtsverletzungen vor: Hinrichtungen, Folter, Verstümmelungen.

Im Norden tobt ein Krieg, der sich aus einer Vielzahl politischer, sozialer und religiöser Konflikte speist. Die wenigsten Menschen können am Reichtum der Elite teilhaben, zugleich beobachten muslimische Geistliche eine schleichende Radikalisierung eines Teils der Bevölkerung. Dazu floriert in den Provinzen eine Schattenwirtschaft, in der Edelsteine geschmuggelt werden, teure Hölzer, Wildtiere und vor allem Heroin. In den Jahren 2010 und 2011 entdeckten Geologen vor der Küste im Norden riesige Gasfelder, westliche Konzerne begannen zu investieren. Doch auch davon spüren die meisten Menschen wenig. Die Wut darüber verschafft wiederum den Islamisten Zulauf.

2018 schworen die Aufständischen im Norden dem »Islamischen Staat« die Treue. Dass die Verbindungen zum IS aber tatsächlich so eng sind, wie manche Experten und auch die US-Regierung behaupten, ist fraglich. Einige Experten gehen bisher von einer eher losen Allianz zwischen Schabab und IS aus.

Ein Pfarrer in der Provinzhauptstadt Pemba sagt: »Es ist kein Krieg um Religion, es ist ein Krieg um Geld.«

Doch auch wenn der Konflikt nicht als religiöse Auseinandersetzung begann, wächst die Angst, dass der Norden des Landes zur Brutstätte des islamistischen Terrorismus im südlichen Afrika werden könnte. Zudem steigt die Gefahr, dass sich der Aufstand innerhalb Mosambiks ausbreiten könnte. Die US-Regierung hat bereits angekündigt, Spezialkräfte zum Training der mosambikanischen Truppen zu schicken, Portugal ebenso. Gleichzeitig geht in den Nachbarländern die Furcht um, dass der Terror von Mosambik über die Grenzen schwappen könnte, wenn die Aufständischen morden, ohne dass sie aufgehalten werden, wie am 24. März.

An jenem Nachmittag fallen im Süden der Stadt Palma die ersten Schüsse. Einige Angestellte einer Baufirma sind gerade auf dem Weg zum Markt, um Fisch und Getränke fürs Abendessen zu kaufen. Ein Wächter steht vor der Filiale der Standard Bank. Er wird gleich zu Beginn des Angriffs von Aufständischen mit Machetenhieben in Stücke gehackt. Die Angestellten der Baufirma fliehen ins Hotel Amarula, wo bald rund 200 Menschen Schutz suchen werden.

Drei Tage lang harren sie dort aus, um sie herum Menschen in Todesangst und Panik. Vor den Mauern marodieren bis zu 300 maskierte Aufständische, legen Feuer in Banken und Regierungsgebäuden. Einer Frau halten sie den abgetrennten Kopf ihres Mannes entgegen und rufen: »Renn!« Die Kämpfer rufen: »Allahu akbar!«, Gott

AMAQ Militant video / AP

Aufständische im Norden
Angriff mit Macheten und Panzerfäusten

ist groß. »Wir werden euch bis Pemba folgen«, brüllen andere.

Schüsse hallen durch die Straßen. Helikopter der südafrikanischen Söldnertruppe DAG evakuieren Geiseln aus dem Komplex des Amarula-Hotels und nehmen die Angreifer mit schweren Maschinengewehren unter Beschuss.

Am dritten Tag beschließt eine Gruppe, aus dem Hotel zu fliehen. Sie wollen Richtung Meer, sie hoffen darauf, über den Seeweg zu entkommen. Stattdessen geraten sie in einen Hinterhalt und werden mit Panzerfäusten attackiert. Auf der Fahrerkabine eines Trucks der Aufständischen steht der abgetrennte Kopf eines Mannes.

»Alle, die davon hörten, hatten Angst«, sagt Issa Tarmamade. Es falle ihm schwer, die Brutalität der Männer zu verstehen, die seine Gegner sind in diesem Krieg.

Was den Konflikt im Norden noch befeuert und Palma strategisch wichtig macht, sind die Gasfelder vor der Küste, sie gehören zu den größten Afrikas. Auf der Afungi-Halbinsel, nur zehn Kilometer von Palma entfernt, investieren Firmen unter der Leitung des französischen Total-Konzerns 20 Milliarden Dollar in eine Gasverflüssigungsanlage und in die Erschließung zweier Gasfelder. Hinzu kommen weitere Projekte der US-Firma Exxon-Mobil und des italienischen Konzerns Eni. Das Total-Projekt liegt inzwischen auf Eis, das Unternehmen verkündete den Abzug seines gesamten Personals aus Afungi.

Der Angriff von Palma war damit ein Stoß ins Herz der Eliten des Landes, die sich in Cabo Delgado bereits ein afrikanisches Qatar erträumten. Statt von den Milliarden der Gasförderung zu profitieren, müssen die Männer der Regierungspartei Frelimo nun zusehen, wie der Konflikt außer Kontrolle gerät und die Wirtschaft des Landes extremen Schaden nimmt.

Die mosambikanische Armee scheint heillos überfordert. Nicht selten reißen sich die Soldaten, wenn sie von Aufständischen angegriffen werden, die Uniformen vom Leib und fliehen in den Busch. Die Vereinten Nationen warnen, die Sicherheitslage habe sich massiv verschlechtert. Rund 700 000 Menschen wurden bisher vertrieben. Zurück in die Heimat trauen sich die wenigsten.

Seit 2019 fallen die Aufständischen auch über Tarmamades Ibo-Distrikt her. Um die 27 000 Menschen vom Festland haben in seinem Bezirk Schutz gesucht, sie erzählen von Vertreibung, Vergewaltigung, Leid und Mord.

16 Tage nach dem Angriff steht Tarmamade am Strand der Provinzhauptstadt Pemba, wo er gerade bei einem Krisentreffen mit dem Gouverneur war. Er ist besorgt. Immer lauter werden die Gerüchte über einen bevorstehenden Angriff auf die

Verwaltungschef Tarmamade, Fischer im Ibo-Distrikt, Islamistenopfer Bundau: »Es sind eure Dörfer, die sie niederbrennen«

Hafenstadt, die lange als sicher galt. Immer mehr internationale Geschäftsleute, die in Palma auf das große Gasgeld hofften, verlassen das Land.

Tarmamade fürchtet, dass die Aufständischen auch auf seine Inseln gelangen könnten. Er werde nicht weichen, sagt er. »Ich bin wie ein Kapitän.«

Er stapft über den Strand zu seinem Boot, unter Palmen hindurch, die sich über den Sand biegen. Tarmamade will mit einigen Helfern nach Ibo Island fahren, um nach dem Rechten zu sehen. Die Fahrt wird sieben Stunden dauern, mitten hinein in die Gefahrenzone. Es ist eine Erkundungsmission und zugleich ein Zeichen für die Bewohner, dass es jemanden gibt, der sich um sie kümmert.

Das Boot kämpft sich nordwärts, im immer stärker werdenden Seegang. »Man muss darauf achten, wie es den Menschen geht«, sagt Tarmamade. »Wenn es ihnen schlecht geht, könnten sie zu den Rebellen überlaufen.« Die Wurzeln des Konflikts lägen in der Perspektivlosigkeit der Menschen, der Armut, der fehlenden Bildung. Und nicht im Fundamentalismus.

Tarmamade hat erkannt, wie man den Aufständischen begegnen muss, wie man ihnen den Nährboden entzieht: Man muss den Leuten zu verstehen geben, dass der Staat für sie da ist. Denn kaum eine Provinz in Mosambik ist so arm wie Cabo Delgado, trotz des Reichtums an Rohstoffen. Die größten Rubinvorkommen der Erde liegen hier, eine Grafitmine, Gold – und das Gas vor der Küste.

Dazu kommt der Rauschgiftschmuggel. Laut dem Mosambik-Experten Joseph Hanlon, der auch an der London School of Economics lehrt, wandern jährlich Drogen im Wert von bis zu 800 Millionen Dollar durch das Land. Bis zu 100 Millionen Dollar könnten in den Taschen korrupter Staatsdiener landen. Der Hauptanlandepunkt im Land für Heroin und Amphetamine aus Afghanistan ist Cabo Delgado.

Die Weigerung der Regierung, ausländische Kampftruppen ins Land zu lassen, rührt wohl auch daher, dass man vermeiden will, allzu viel Licht ins Dunkel zu lassen. Analysten gehen davon aus, dass auch die Rebellen Teil dieser Schmuggelnetzwerke sein könnten.

Auf der Insel Mefunvo, seinem ersten Stopp, kauft Tarmamade Brot für eine Gruppe Kinder. Er hört sich die Sorgen der Alten an, die über Malaria klagen und darüber, dass zu wenig Fisch gefangen wird. Ohne die Hilfe des Uno-Welternährungsprogramms wäre der Hunger auf den Inseln ein großes Problem. Aber Tarmamade weiß auch, dass es mit ein bisschen Brot nicht getan ist. Zwei Schulen lässt er zurzeit bauen, um der Perspektivlosigkeit entgegenzuwirken.

Dreimal in der Woche tourt Tarmamade über die Inseln seines Distrikts, redet mit Bewohnern und Flüchtlingen. Er will auch herausfinden, ob jemand verdächtige Neuankömmlinge gesehen hat.

»Die Leute sind arm und verzweifelt«, sagt er. Oft könnten sie sich die Konsequenzen ihres Handelns nicht vorstellen. »Ich sage ihnen dann: Lasst euch nicht locken. Sie töten eure Familien. Es sind eure Dörfer, die sie niederbrennen.«

Das Vorgehen der Kämpfer von al-Schabab ist erschreckend. Sie töten nicht nur Sicherheitskräfte und Vertreter des Staats, sondern auch Zivilisten, und brennen deren Dörfer nieder. Diejenigen, die entkommen, unterscheiden zwischen zwei Ausdrücken, um die Mordmethoden zu beschreiben: enthaupten und zerhacken.

Am frühen Abend, nach der Überfahrt auf die Hauptinsel Ibo, läuft Tarmamade durch die Lager der Flüchtlinge aus anderen Landesteilen. Eine Welt aus Steinhütten und Plastikplanen. Als er bei einer Familie anhält und fragt, was passiert sei, sitzt die Großmutter im Hauseingang. »Bababa« macht sie immer wieder. Ihre rechte Hand fällt dabei in schnellem Rhythmus wie eine Klinge auf die andere Handfläche. Sechs Familienmitglieder hätten die Aufständischen niedergemetzelt, erklärt ihre Tochter. »Bababa«, macht die Alte wieder.

Immer wieder höre er solche Geschichten, sagt Tarmamade, und jedes Mal fühle er sich so, als würde es ihm selbst passieren. Die Aufständischen kommen in die Dörfer, fordern die Menschen auf zu verschwinden, dann töten sie jene, die zurückbleiben. »Immer geht es darum, die Leute zu vertreiben.«

Im Gegensatz zum »Islamischen Staat« im Nahen Osten wollen die Aufständischen in Mosambik offenbar kein Kalifat aufbauen, in dem sie möglichst viele Menschen kontrollieren – sie verfolgen eine Strategie der verbrannten Erde und entvölkern ganze Landstriche. Immer wieder entführen sie Jungen und Mädchen. Die Mädchen, um sie zu vergewaltigen. Die Jungen, um sie zu Kämpfern auszubilden.

Am nächsten Tag setzt Tarmamade mit einer Militäreskorte zur Nachbarinsel Quirimba über, die vor einem Jahr, in den frü-

hen Morgenstunden des 10. April 2020, von Dschihadisten angegriffen wurde. 45 Gebäude wurden niedergebrannt, mindestens ein Zivilist wurde getötet.

Vor einer Hütte in einem Dorf an der Nordküste der Insel sitzt eine junge Frau. Sie ist 18 Jahre alt, trägt ein orangefarbenes Top und einen Wickelrock, mit dem sie sich die Tränen aus den Augen wischt. Vor sich ein Gitter, auf dem Fische trocknen, die ihr Bruder gefangen hat.

Vor einem Jahr endete das alte Leben von Ancha Bundau. Sie hatte das Tanzen geliebt, das Singen mit Freunden. Sie liebte einen Mann, sie war schwanger mit seinem Kind, obwohl sie noch zur Schule ging. Dann kamen die Rebellen.

Abends um elf greifen sie an. Zwei Männer packen Bundau, zerren sie in die Schule, wo andere in Todesangst warten. Am nächsten Tag treiben die Männer ihre Geiseln zum Strand, die meisten Mädchen und Frauen. Helikopter der südafrikanischen Söldner kreisen über ihnen und feuern auf ein mit geplünderten Lebensmitteln beladenes Boot.

Um den Söldnern zu entkommen, mischen sich die Rebellen unter ihre Geiseln. Das Wasser hat sich während der Ebbe zurückgezogen, die Gruppe läuft zu Fuß hinüber aufs Festland, 17 Rebellen und 32 Entführte. Sie wandern durch niedergebrannte Dörfer. Immer wieder sagen die Terroristen: »Wir wollen eure Regierung besiegen. Wir wollen, dass unsere schwarze Fahne in Mosambik weht.« Nach drei Tagen erreichen sie das Lager der Aufständischen, so erzählt es Ancha Bundau.

»Mehr als 100 Männer« seien dort gewesen, sagt sie und wischt sich Tränen aus den Augen. Alle schwer bewaffnet. »Zuerst suchten sich die Anführer die Frauen aus, die ihnen gefielen.« Dann wurden die übrigen verteilt. »Sie taten schlimme Sachen mit uns.« Mehr sagt sie nicht.

Wie viele Frauen musste auch sie einen ihrer Entführer heiraten. Musste kochen und fünfmal am Tag beten. »Frauen, sagten sie, hätten den Männern zu dienen.« Sie gehorchte, in Todesangst um sich und ihr Ungeborenes. Die entführten Jungen wurden entweder zu Kämpfern ausgebildet oder als Zwangsarbeiter eingesetzt, die Holz hacken, putzen und das Essen zubereiten mussten, das zuvor geplündert worden war. Wer nicht gehorchte, wurde zusammengeschlagen. Wer auf Arabisch beten konnte, wurde besser behandelt.

Nach vier Wochen hielt sie es nicht mehr aus. Nachts rannte sie los, hinein in den Busch. Irrte tagelang umher, hungrig, durstig, bis sie ein verlassenes Dorf erreichte. Dort verlor sie ihr Kind.

Irgendwann kam sie nach Macomia, floh aber weiter, als auch diese Stadt angegriffen wurde. Erst Monate später schaffte sie es zurück nach Hause. Inzwischen geht sie wieder zur Schule, sie will so sein wie die anderen. Doch sie kann die Worte ihres Entführers nicht vergessen: »Wir werden wiederkommen.«

Auch ihrem Bruder war die Flucht gelungen. Er sitzt nun neben seiner Schwester, zusammengesunken im Türrahmen. »Sie sind wie Tiere«, sagt er. »Wahnsinnige, die ohne Grund töten.« Wer Widerworte gegeben habe, habe erschlagen, erschossen oder enthauptet werden können.

Zwei Mädchen und vier junge Männer hätten nach dem Überfall voriges Jahr entkommen können, erzählt Issa Tarmamade. Von den anderen habe er nie wieder gehört. Dann fährt er schweigend durch die Mangrovenwälder zurück nach Ibo.

Am Abend sitzt er auf der Terrasse der Kolonialvilla, in der er lebt, und schaut hinaus aufs Meer. Er verzweifelt am Schweigen der Rebellen, daran, dass sie keine Forderungen stellen. Denn ohne Forderungen kann es keine Verhandlungen geben. »Sie sagen fast nichts«, erzählt er. Sie lehnen den Staat ab und fordern die Einführung der Scharia, das ja. Aber sonst?

Es gibt wenig Erkenntnisse darüber, wer die Aufständischen sind, wie sie sich organisieren, wer ihre Anführer sind. Auch über externe Einflüsse oder ausländische Kämpfer ist wenig bekannt.

Tarmamade wirkt müde. Er arbeitet schon lange in der Politik. Er sei ein guter Typ, sagen die Leute in der Gegend. Der Job als Verwaltungschef auf seiner Heimatinsel sollte sein letzter sein, er hatte ihn sich anders vorgestellt.

Fischen habe er wollen, sagt er, Kaffee anbauen. Nun erinnert ihn das Geschehen rund um seine Inseln an das Nigerdelta in Nigeria. Seitdem dort Öl gefunden wurde, kommt die Region nicht mehr zur Ruhe. Die Natur ist zerstört, die alte Ordnung kollabiert. Nirgendwo in Afrika, erzählt Tarmamade, hätten Öl und Gas Gutes gebracht.

Er blickt hinaus aufs Meer. Dann sagt er: »Ich wünschte, das Gas wäre nie gefunden worden.«

Preis der Lüge

USA Über Jahre verbreiteten rechte Sender wie Fox News ungestört Verschwörungstheorien. Doch nun bedrohen milliardenschwere Schadensersatzklagen die Unternehmen.

Plötzlich war er weg. Im Reich des Medienmoguls Rupert Murdoch gab es wohl keinen treueren Fan des ehemaligen Präsidenten als Lou Dobbs. Jeden Werktag ab fünf Uhr huldigte der 75-jährige TV-Veteran Donald Trump, den er ein »Geschenk Gottes« nannte und von dem er behauptete, er werde eines Tages als großartigster Präsident in die Geschichte der USA eingehen.

Dobbs war ein Moderator, wie ihn die Fox-Gemeinde mochte: laut und scharf und ehrfürchtig gegenüber Trump. Als der Präsident im November dem Demokraten Joe Biden unterlag, sah Dobbs eine gigantische Verschwörung am Werk. Wie sein Kollege Sean Hannity auf dem Schwestersender Fox News befeuerte er die aus der Luft gegriffene Theorie, dem Präsidenten sei der Wahlsieg gestohlen worden. Jeden Nachmittag wütete Dobbs gegen feige Republikaner, die nicht den Mumm hätten, ihren Präsidenten und das Weiße Haus zu verteidigen. Doch Anfang Februar verschwand Dobbs mit einem Mal vom Schirm; noch am Donnerstag wünschte er seinen Zuschauern einen frohen Abend und sagte: »See you then!« Kurz darauf saß eine junge und ehrgeizige Nachwuchskraft auf seinem Stuhl.

Es waren wohl kaum moralische Skrupel, die Rupert Murdoch dazu bewogen haben, Dobbs in Rente zu schicken. Rechtes Kabelfernsehen in den USA funktioniere wie die Pornoindustrie, sagt die Medienexpertin Ellen Goodman, die Jura an der Rutgers-Universität lehrt: Wer als Kunde mit dem »Playboy« angefangen habe, verlange schnell nach schärferer Ware – und Fox sei immer bereit gewesen zu liefern. Kaum jemand hat die Verschwörungstheorie, wonach die Demokraten den Wahlsieg gestohlen haben, so bereitwillig verbreitet wie Dobbs.

Aber wie die Pornobranche ist auch Fox in erster Linie ein Geschäft, und noch weniger als schlechte Einschaltquoten mag Murdoch schlechte Bilanzzahlen. Seit Trump nicht mehr im Weißen Haus sitzt, sind die Quoten von Fox eingebrochen. Zwar leiden auch linke Sender wie CNN unter der penetranten Sachlichkeit des neuen Präsidenten Joe Biden, der nie auf die Idee käme, schon morgens vor dem ersten Kaffee eine Salve Tweets auf die noch schläfrige Nation abzufeuern.

Aber die Gemütsruhe des neuen Präsidenten trifft Fox News auf ganz besondere Art: Seit der US-Wahl hat der Sender gut die Hälfte seiner Zuschauer verloren. Waren es Ende Oktober 2020 im Tagesdurchschnitt noch rund 2,4 Millionen, sind es heute gerade mal 1,2 Millionen. Biden sei ein »Desaster« für rechte Shows, seufzte kürzlich der Fox-Kommentator und Trump-Fan Dan Bongino in einem Interview.

Carlo Allegri / Reuters

Medienunternehmer Murdoch: Schlechte Bilanz, schlechte Quoten

Wie die republikanische Partei hat auch Fox News seit der Wahl den Fixstern verloren. Und zu Murdochs Ärger könnte der Sender nun erstmals in seiner Geschichte für die Lügen verantwortlich gemacht werden, die er seit Jahren in die Welt setzt. Zwei Hersteller von elektronischen Wahlmaschinen, Smartmatic und Dominion, verklagen den Sender auf insgesamt 4,3 Milliarden Dollar Schadensersatz, weil er über Wochen die haltlose These verbreitete, die beiden Unternehmen hätten mit ihren Maschinen bewusst die Wahlen zugunsten Bidens manipuliert. Haben die Klagen Erfolg, könnte dies den Fox-Konzern rund das Vierfache seines letzten Jahresgewinns kosten.

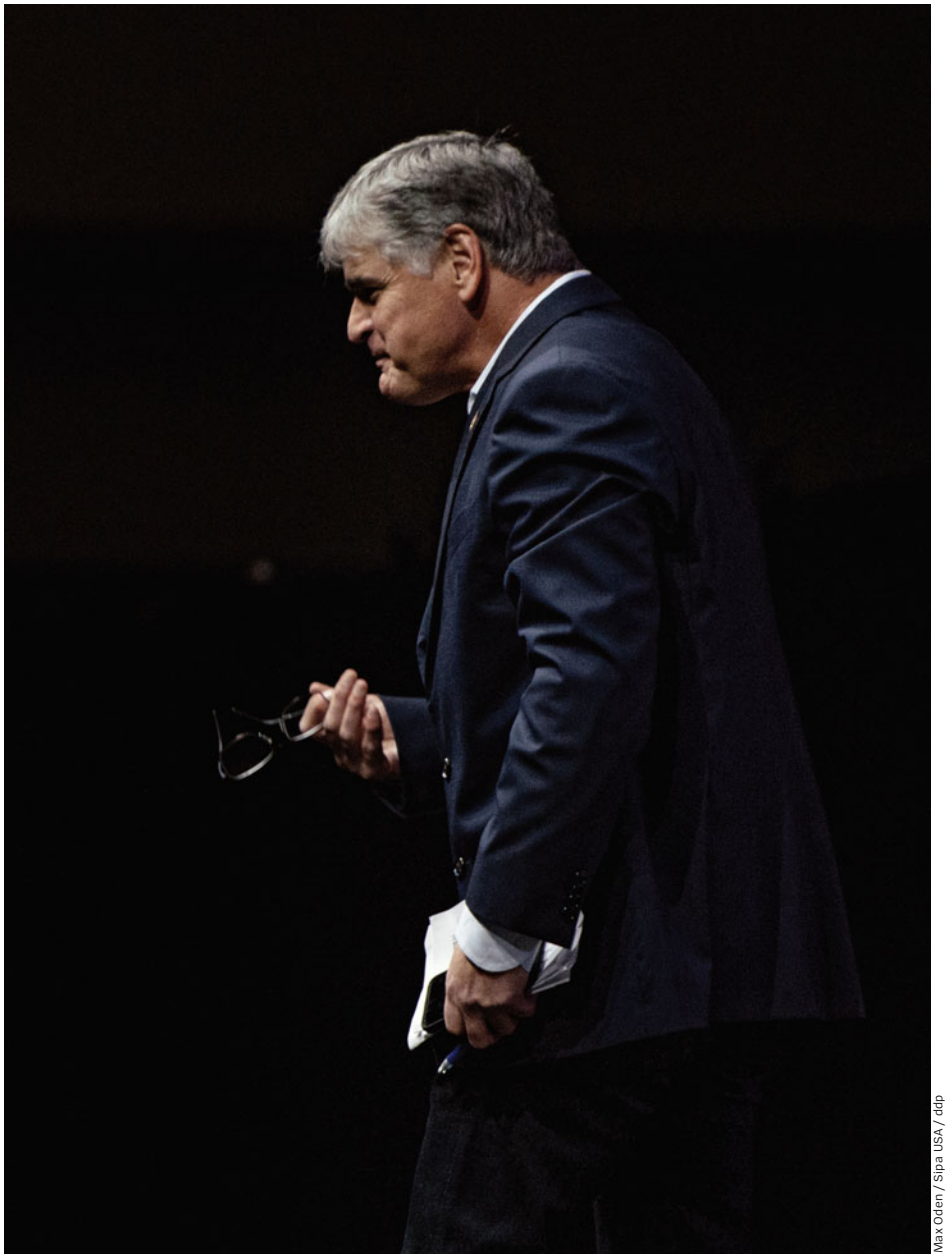
Kein Wunder also, dass sich im Murdoch-Reich Panik breitmacht. Über viele Jahre lebten Trump und Fox News in einer Art Symbiose. Der Immobilienjongleur aus New York versorgte den Sender mit scharfen Zitaten und wählte sich per Telefon schon morgens in die Frühstückssendung »Fox & Friends« ein. Fox wiederum förderte die Karriere des Politikers Trump und verhalf ihm schließlich ins Weiße Haus. Ohne den Sender, sagt Julie Roginsky, eine ehemalige Fox-Moderatorin, hätte es Trump niemals in das mächtigste Amt der Welt geschafft.

Und es waren die Fox-Stars Hannity und Tucker Carlson, die nach der Wahl Abend für Abend Zweifel streuten, ob Biden wirklich ein legitimer Präsident ist. Dies allerdings könnte nun teuer werden.

»Fox ist in erster Linie ein Unternehmen, das Profit machen will, und deswegen nimmt man die Klagen sehr ernst«, sagt Roginsky. Bisher sei der Konzern immer unsentimental gewesen, wenn es ums Geld gehe. Murdoch habe sich sogar von Roger Ailes getrennt, einem ehemaligen Berater Richard Nixons, der den Sender in den Neunzigerjahren gegründet und zu einer Goldgrube gemacht hat. Als aber Vorwürfe an die Öffentlichkeit drangen, dass Ailes Moderatorinnen sexuell bedrängt hat, ließ Murdoch den Fox-Chef fallen.

Die Klagen gegen Fox könnten weit mehr bedeuten als nur eine Gewinndelle für das Murdoch-Imperium. Haben Smartmatic und Dominion Erfolg, könnten die Firmen etwas schaffen, woran die US-Politik in den vergangenen Jahrzehnten gescheitert ist: die Quellen der Desinformation langsam trockenzulegen, die inzwischen zu einer der größten Bedrohungen für die amerikanische Demokratie geworden sind.

Fox hat nicht nur Trump großgemacht, sondern auch eine neue Kategorie von Nachrichtensendern geschaffen. Das Nachrichtenprogramm von Fox kann zwar erstaunlich seriös sein; dort arbeiteten angesehene Reporter wie Chris Wallace, der Sohn der amerikanischen Nachrichtenlegende Mike Wallace. Aber der Erfolg des



Max Oden / Sipa USA / ddp

Krawallmoderator Hannity: Zweifel an allem, was nicht in sein Weltbild passt

Senders beruht auf Moderatoren wie Hannity, der sich nicht um Fakten schert, sondern nur um seine Quote. Kaum ein republikanischer Kandidat hat heute noch eine Chance, wenn Hannity in seiner Show den Daumen senkt. Gleichzeitig zweifelt er alles an, was nicht in sein Weltbild passt: den Klimawandel oder die geistigen Kräfte des neuen Präsidenten.

Über Jahrzehnte waren Krawallköpfe wie Hannity im amerikanischen Fernsehen undenkbar. Nach dem Zweiten Weltkrieg mussten sich Sender wie NBC oder ABC der sogenannten Fairness-Klausel unterwerfen, mit der die großen Anstalten zu einer ausgewogenen politischen Berichterstattung verpflichtet wurden.

Die Regel fiel 1987 unter Präsident Ronald Reagan. Und als später das Kabelfernsehen seinen Siegeszug antrat, machten dort Männer und Frauen Karriere, die ihre unbedingte Parteilichkeit nicht mehr verhehlten. Inzwischen hat Fox News etliche Nachahmer gefunden, darunter die Sender Newsmax und OAN, die noch radikaler als das Vorbild sind und auch im Nachrichtenprogramm konsequent auf Propaganda setzen.

Natürlich könnte Biden eine neue Fairness-Doktrin einführen, wie es etwa Nicholas Ashford verlangt, Professor am Massachusetts Institute of Technology. So könne der unseligen Entwicklung begegnet werden, dass immer mehr Amerikanerinnen und Amerikaner nur noch Nachrichten konsumierten, die sie in ihren Meinungen bestätigten.

Aber viele Experten halten das für Wunschdenken. Schon in den Achtzigerjahren gab es Zweifel, ob die Fairness-Doktrin mit der US-Verfassung vereinbar sei. Heute sitzt im Washingtoner Supreme Court eine solide Mehrheit konservativer Richter, die jeden Versuch abschmettern dürften, das Recht auf freie Rede zu beschneiden. »Die Sache wäre von Anfang an zum Scheitern verurteilt«, sagt die Rutgers-Professorin Goodman.

Deswegen richten sich nun alle Augen auf die Klagen von Smartmatic und Dominion. Schadensersatzklagen sind in den USA ein scharfes Schwert, auch im Kampf gegen journalistische Fehlleistungen. Smartmatic wird von dem Anwalt J. Erik Connolly vertreten, der im Jahr 2017 die bisher größte Schadensersatzsumme in einem Medienverfahren herausgeschlagen hat. Damals musste ABC 177 Millionen Dollar zahlen, weil der Sender behauptet hatte, die Produkte eines Fleischherstellers enthielten »pinken Schleim«.

Die Klagen seien zumindest ein Mittel, Unternehmen vor den Lügen von Fox News zu schützen, sagt Blair Levin, der unter Präsident Bill Clinton für die Medienaufsicht mit zuständig war. Wie groß die Angst ist, zeigt nicht nur der Rauswurf von Lou Dobbs. Der Sender Newsmax, der ebenfalls von einer Milliardenklage bedroht ist, schnitt dem Unternehmer und Trump-Jünger Mike Lindell vor drei Monaten mitten in einem Interview das Wort ab, als dieser behauptete, er habe sichere Beweise dafür in der Hand, dass die Wahlmaschinen manipuliert gewesen seien.

Lindell, gegen den nun ebenfalls eine Schadensersatzklage läuft, sagt, er werde sich dennoch nicht einschüchtern lassen. Er halte Trump für einen Gesandten Gottes, erzählt er am Telefon: »Das kann man schon an den Wundern erkennen, die geschahen, als Trump ins Weiße Haus eingezogen ist.«

Aus seiner Sicht hat Lindell vielleicht sogar recht – denn der Präsident hat dem ehemaligen Junkie, der später mit einer Kopfkissenfirma ein Vermögen machte, bei einer Pressekonferenz im Weißen Haus im Frühjahr 2020 das Mikrofon überlassen. Spätestens seither kennt halb Amerika den exzentrischen Unternehmer. Auf Fox News war er ein gern gesehener Gast.

Damit ist es nun vorbei. Lindells Dokumentation »Absolute Proof« über den angeblichen Betrug bei der Präsidentschaftswahl ist so vollgepackt mit Verschwörungstheorien, dass sie nicht einmal mehr auf YouTube läuft, geschweige denn auf Fox News. Am Vortag der diesjährigen Oscarverleihung machte sie dann aber doch Schlagzeilen: Lindell gewann mit ihr die »Goldene Himbeere« – für den schlechtesten Film des Jahres. René Pfister

DER SPIEGEL

Jetzt Prämie wählen

Sichern Sie sich eine Prämie für einen neuen SPIEGEL-Leser.

Stand-up-Paddle-Surfboard Explorer

Aufblasbares SUP für Stand-up-Paddling, Surfen, Canyoning und mehr. Mit Anti-Rutsch-Oberfläche. Maße: ca. 300 x 76 x 12,7 cm. Zuzahlung: € 139,–.

Faltliege Nassau – rot/beige

Aus geöltem Eukalyptus-Holz und mit bequemer Wendeauflage. Aufstellmaße: ca. 184 x 55 x 60 cm. Ohne Zuzahlung.

Polar-Fitnessuhr »Ignite«

Trainingspartner mit GP, Pulsmessung, FitSparkTM und Schlafanalyse. Maße: 43 x 43 x 8,5 mm. Ohne Zuzahlung.

TechniSat DIGITRADIO 370 CD BT

DAB+/UKW-Stereoradio mit CD-Player, Audiostreaming per Bluetooth und USB-Anschluss. Mit großem Farbdisplay und Fernbedienung. Ohne Zuzahlung.

Artemide Tolomeo Micro Tavolo

Zeitlos schöne Alu-Tischleuchte, in alle Richtungen verstellbar. Länge: ca. 73 cm. Zuzahlung: € 29,–.

Bis zum 10. 5. 2021

€ 120,– Prämie

Bei Bestellung bis 10. 5. 2021 erhalten Sie € 120,– als Prämie. Schnell sichern!

Wagenfeld-Tischleuchte WG 24

Aus vernickeltem Metall, Klarglas und Opalglas. Höhe: ca. 36 cm. Zuzahlung: € 199,–. Lieferung voraussichtlich im Mai.

bonvelo

Wählen Sie Ihre Lieblingsfarbe:

bonvelo BLIZZ Singlespeed Bike

Stabiler Stahlrahmen, Flip-Flop-Nabe für Freilauf und Fixed Gear. 4 Farben und 4 Größen zur Wahl. Zuzahlung: € 249,–.

Ja, ich habe geworben und wähle meine Prämie!

SPIEGEL-Vorteile

- Wertvolle **Wunschprämie** für den Werber.
- Der Werber muss selbst kein SPIEGEL-Leser sein.
- Zum Vorzugspreis: statt € 5,80 nur € 5,30 je Ausgabe inkl. Lieferung.
- Auf Wunsch das Digital-Upgrade für nur € 0,70 je Ausgabe inkl. SPIEGEL-E-Books.

Wunschprämie

- ☐ SUP Board (5964) Zzlg. € 139,–
- ☐ Polar-Fitnessuhr »Ignite« (5900)
- ☐ Artemide Tolomeo (4265) Zzlg. € 29,–
- ☐ bonvelo Bike (5784) Zzlg. € 249,–
- ☐ Faltliege Nassau (5777)
- ☐ TechniSat Digitradio (5885)
- ☐ Wagenfeld (5923) Zzlg. € 199,–
- ☐ € 120,– Prämie (5010) **bis 10. 5. 2021.** Mein Konto für die Überweisung:

DE

IBAN

Anschrift des Werbers:

☐ Frau ☐ Herr

Name, Vorname

Straße, Hausnr.

PLZ Ort

Ich bin der neue SPIEGEL-Leser.

Anschrift des neuen Lesers:

☐ Frau ☐ Herr

Name, Vorname

Straße, Hausnr. Geburtsdatum

PLZ Ort

Telefon (für eventuelle Rückfragen) E-Mail (für eventuelle Rückfragen)

Gleich mitbestellen! ☐ Ja, ich möchte zusätzlich das Digital-Upgrade für nur € 0,70 pro Ausgabe beziehen statt für € 4,99 im Einzelkauf. SD21-015

☐ Ja, ich wünsche unverbindliche Angebote des SPIEGEL-Verlags und der manager magazin Verlagsgesellschaft (zu Zeitschriften, Büchern, Abonnements, Onlineprodukten und Veranstaltungen) per Telefon und/oder E-Mail. Mein Einverständnis kann ich jederzeit widerrufen.

Der neue Abonnent liest den SPIEGEL für zunächst 52 Ausgaben für zurzeit € 5,30 pro Ausgabe statt € 5,80 im Einzelkauf, das Digital-Upgrade zusätzlich für € 0,70 pro Ausgabe. Das Abonnement verlängert sich automatisch und ist dann jederzeit zur nächsterreichbaren Ausgabe kündbar.

Ich zahle bequem per SEPA-Lastschrift* vierteljährlich € 68,90, Digital-Upgrade halbjährlich € 18,20

DE

IBAN

Die Mandatsreferenz wird separat mitgeteilt.

Datum Unterschrift des neuen Lesers

SP21-101-WT127

Gläubiger-Identifikationsnummer DE50ZZZ00000030206

Coupon ausfüllen und senden an:
DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg

040 3007-2700

abo.spiegel.de/p21

Der Werber erhält die Prämie ca. vier Wochen nach Zahlungseingang des Abonnementbetrags. Der Vorzugspreis von € 0,70 für das Digital-Upgrade gilt nur in Verbindung mit einem laufenden Bezug der Printausgabe, enthalten sind € 0,60 für das E-Paper. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Das Angebot gilt nur in Deutschland. Hinweise zu AGB, Datenschutz und Widerrufsrecht: www.spiegel.de/agb. SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon: 040 3007-2700, E-Mail: aboservice@spiegel.de

*** SEPA-Lastschriftmandat:** Ich ermächtige den Verlag, Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Verlag auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen. Hinweis: Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrags verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

Wissen

afp

Wie ein kaputter Flickenteppich erscheint dieses Heer an Fahrrädern aus der Vogelperspektive. Lenker an Lenker, Schutzblech an Schutzblech, harren sie auf einem Friedhof für Leihräder im chinesischen Shenyang ihres Schicksals. Auch bei uns enden Räder oft unrühmlich, im Gebüsch oder in Flüssen. In China hat das Problem riesige Ausmaße – und das Fahrrad droht angesichts der Müllberge sein grünes Image zu verlieren.

Grüne Hoffnung

Analyse Warum neue Gentechnikverfahren in der Landwirtschaft eine Chance verdienen

● Grüne Gentechnik ist für viele Menschen gleichbedeutend damit, monströse Killergewächse zu erschaffen. Zu dieser Sicht neigt offenbar auch Umweltministerin Svenja Schulze (SPD). In einem Papier zu neuen Gentechverfahren schreibt sie, dass »wenige manipulierte Turbopflanzen den Wandel hin zu einer umwelt- und naturverträglichen Landwirtschaft« blockierten. Die neue Gentechnik drohe genau jenes Agrarsystem zu verlängern, »das viele der Probleme, die es auf den Äckern gibt, verursacht hat«. Doch wie viele Gentechkritiker verwechselt Schulze Werkzeug und Produkt. Es stimmt: Die Industrie hat »Turbopflanzen« erschaffen, Gewächse wie Monsantos RoundupReady-Mais etwa. Solche Schöpfungen sind gegen Pestizide wie Glyphosat, ebenfalls zum Beispiel hergestellt von Monsanto, immun. Im Zusammenspiel eingesetzt, verwandeln sie ganze Landstriche in Agrarwüsten und zwingen Bauern in die Abhängigkeit. Das jedoch liegt am Produkt und am zynischen Geschäftsmodell, nicht an der Gentechnik selbst.

Mit neueren Methoden wie Crispr/Cas9 können Pflanzen erschaffen werden, die von konventionell gezüchteten nicht zu unterscheiden sind. Schneller als je zuvor lassen sich so Sorten herstellen, die weniger Pestizide und Dünger brauchen und Resistenzen gegen Schädlinge und Trockenheit besitzen. Solche Pflanzen sind unumgänglich, um die Klimakrise zu meistern und die zu erwartenden Ernteeinbrüche zu kompensieren. Der Green Deal der EU sieht beispielsweise vor, den Pestizid- und Düngereinsatz in Europa bis 2030 massiv zu reduzieren.

Von der EU-Kommission wird dieser Tage eine neue Einschätzung zur Gen-Editierung erwartet. Leitplanken wären notwendig, die den Missbrauch der Technik verhindern und beispielsweise herbizidresistente Pflanzen strikt reglementieren. Die Industrie hat die Gentechnik in Verruf gebracht. Mit der Technologie an sich hat das jedoch nichts zu tun. Sie bietet Zukunftschancen, auf die nicht nur Europa angewiesen ist. Philip Bethge

Geologie

Brücke aus der Steinzeit

● An die Wände der Chauvet-Höhle im Süden Frankreichs bildeten Menschen vor 37 000 bis 28 000 Jahren die steinzeitliche Tierwelt ab: Wollnashörner, Auerochsen, Höhlenlöwen, Mammuts, Wildpferde, Wisente, Leoparden und Steinböcke. Ebenso spektakulär wie die frühe Kunst ist die Landschaft in der Umgebung. Nur rund 500 Meter Luftlinie entfernt, am Fuß des Hangs, in dem sich die Höhle befindet, liegt der Pont d'Arc – eine natürliche Steinbrücke über den

Fokke Baarssen / picture alliance / Zoonar

Pont d'Arc

Fluss Ardèche, etwa 60 Meter lang und 54 Meter hoch. Sie entstand, als der Fluss den Kalkstein durchbrach und sich einen neuen Weg bahnte. Wann genau das passierte, darüber rätselten Forscher lange – denn wie sollte man ein Loch in einer Felswand datieren? Wissenschaftlern der Université Savoie Mont Blanc und einer Forschungsgruppe des Pariser Naturkundemuseums ist das nun gelungen: Mithilfe von Elektronenspinresonanz datierten sie die quarzreichen Sande der Flussterrassen und verglichen sie mit dem Höhenniveau und dem Alter der Tropfsteine in den umgebenden Höhlen. So konnten sie indirekt auf das Alter der Naturbrücke schließen. Sie entstand bereits vor 108 000 bis 138 000 Jahren, lange vor den Wandgemälden. Der Pont d'Arc, schreiben die Wissenschaftler in der Zeitschrift »Scientific Reports«, sei Teil der »kulturellen Landschaft« der Steinzeit gewesen. VH

Fußnote

22-fach

erhöht ist die Sterbewahrscheinlichkeit von schwangeren Covid-19-Patientinnen im Vergleich zu gesunden Schwangeren. Das ist das Ergebnis einer Untersuchung der University of Oxford. Die Forscher verglichen dazu mehr als 2100 infizierte und nicht infizierte Schwangere aus 43 Krankenhäusern in 18 Ländern miteinander. 12,1 Prozent der Babys erkrankter Mütter hatten nach der Geburt zudem ein positives Corona-Testergebnis.

Ernährung

»Die Wahl der Lebensmittel ist ansteckend«

Douglas Levy, 47, vom Massachusetts General Hospital Mongan Institute Health Policy Research Center und der Harvard Medical School über den Einfluss von Arbeitskollegen auf unser Essverhalten

SPIEGEL: Viele Menschen im Homeoffice freuen sich darauf, irgendwann wieder mit ihren Kollegen in die Kantine gehen zu können. Sie, Herr Levy, behaupten: Gesellschaft kann nicht nur gute, sondern auch ungute Folgen haben, weil sie darüber entscheidet, wie gesund wir essen.
Levy: Ja. Wir haben in unserer Studie einen klaren Zusammenhang festgestellt: Wenn mein Kollege sich in der Kantine ein gesundes Essen aussucht, ist es wahrscheinlicher, dass ich mich auch für Gesundes entscheide. Isst meine Kollegin hingegen Bratwurst und trinkt Cola, wird die Wahrscheinlichkeit größer, dass ich Ungesundes esse, auch wenn im zweiten Fall der Zusammenhang weniger stark ist. Die Wahl der Lebensmittel ist sozial ansteckend.
SPIEGEL: Was ist an Ihrer Studie neu?
Levy: Unsere Arbeit analysiert das echte Leben: Wir haben zwei Jahre lang die Daten von 6665 Mitarbeitern des Massachusetts General Hospital in Boston ausgewertet, die regelmäßig die sieben Kantinen des Krankenhauses besuchten. Alle Lebensmittel sind dort mit einem Ampelsystem gekennzeichnet – grün für gesund, rot für ungesund und gelb dazwischen – und bezahlt wird mit dem Mitarbeiterausweis. So lagen für jeden Studienteilnehmer vollständige Informationen darüber vor, wie gesund das Essen war, das er in den vergangenen zwei Jahren gekauft hatte, und wann und wo dieses Essen gekauft worden war.
SPIEGEL: Wie können Sie sicher sein, dass nicht einfach besonders oft und gern Kollegen miteinander essen gehen, die schon immer die gleichen Essgewohnheiten hatten?
Levy: Um das auszuschließen, haben wir unter anderem errechnet, wie groß dieser Effekt der gleichen Essgewohnheiten sein müsste, damit sich allein damit unsere Ergebnisse erklären ließen. Dieser Effekt müsste dafür wirklich sehr, sehr groß sein. Wir können nicht völlig ausschließen, dass die gleichen Essgewohnheiten auch eine gewisse Rolle spielen. Aber sie sind nicht der entscheidende Faktor.
SPIEGEL: Wie erklären Sie sich den Einfluss sozialer Kontakte auf unser Essverhalten?

Peter Kovalev / TASS / dpa

Athletinnen in Kantine

Levy: Es gibt eine Art sozialer Norm, eine Essenskultur, die von den Mitarbeitern selbst geschaffen wird. Es ist eine Art Minikultur, ein Standard, durch den Sie sich unter Druck gesetzt fühlen, sich an gesündere Essgewohnheiten anzupassen. Oder umgekehrt: Wenn die anderen Pommes und Burger essen, dann kann das zu einer Druckentlastung führen, zu dem Gefühl: Okay, wenn meine Kollegen ungesund essen, dann werden sie mich für meine Bratwurst nicht verurteilen.
SPIEGEL: Könnte man Ihre Ergebnisse dafür nutzen, um die Ernährung von Angestellten einer Firma zu verbessern?
Levy: Ich denke schon. Zum Beispiel, indem man zwei Salatportionen zum Preis von einer anbietet, um den positiven Kollegeneinfluss zu verstärken. Man könnte aber auch besonders beliebte und vernetzte Menschen im Kollegenkreis identifizieren und diese dann durch gezielte Interventionen zu einem gesünderen Essverhalten bringen. Davon könnte dann eine ganze Gruppe profitieren. Man kann sich das ein bisschen so vorstellen, dass diese Kolleginnen oder Kollegen das Essverhalten der anderen beeinflussen wie Influencer den Kleidungsstil ihrer Follower. VH

Für die Tonne

Corona Die Deutschen könnten viel schneller geimpft werden, denn aus jeder Ampulle Biontech oder AstraZeneca lassen sich mehr Portionen ziehen als zugelassen. Doch die Behörden trauen sich nicht, die Methode offiziell zu erlauben.

Jede einzelne Impfdosis, die nicht im Arm eines Menschen landet, empfindet Jenny May als persönliche Niederlage. Die Verschwendung des kostbaren Stoffs sei eine Beleidigung für alle Menschen im Land, deren Geschäft schließen musste oder die seit Monaten im Pflegeheim auf Besuch warten, sagt sie. Und doch passiere es immer wieder, dass Impfdosen gegen Covid-19 weggeschmissen würden.

Seit drei Monaten ist May Co-Managerin eines von 32 Impfzentren in Thüringen. Schon bald nach ihrer Ankunft bemerkte sie einen Fehler in der Logistik: An den meisten Tagen, wenn der letzte Impfling das Zentrum verlassen hatte, waren Impfdosen übrig. Der Grund: In den meisten Fällen lassen sich, wenn die Mitarbeiter die richtigen Spritzen benutzt und den Stoff sorgfältig entnommen haben, nicht wie vorgesehen nur sechs Portionen aus jedem gelieferten Fläschchen mit dem Covid-19-Impfstoff von Biontech aufziehen, sondern sieben. »Bei AstraZeneca reicht es oft sogar »für zwölf statt der vorgesehenen zehn Spritzen«, sagt May. Doch verimpft wurde der Überschuss nicht. »Jeden Abend landeten die überschüssigen Dosen im Müll. Das konnte ich nicht begreifen.«

Medizinische Vorerfahrung hat die 53-Jährige nicht, normalerweise arbeitet sie in der Reisebranche. Weil es da wegen der Coronakrise derzeit wenig zu tun gibt, hat sie zusätzlich den Job im Impfzentrum angenommen. Sie setzt die Spritzen zwar nicht selbst, weiß aber genau, wie viele Ampullen ankommen, organisiert die Abläufe in der Impfstelle, schreibt Dienstpläne, bestellt Zusatzpatienten für die überzähligen Mengen. Wenn sie die Schicht im Impfzentrum führe, werde jede mögliche Dosis aus den Ampullen gezogen, sagt sie – sofern sich die Ärzte trauen.

Deutschland steht, mal wieder in dieser Pandemie, vor entscheidenden Wochen. Die dritte Welle hat das Land im Griff, die hochansteckende Mutante B.1.1.7 beherrscht längst das Infektionsgeschehen auch hierzulande. Weitere Virusvarianten aus Brasilien, Südafrika und nun Indien drohen sich auszubreiten, die Coronapolitik kann den Anstieg der Fallzahlen vielerorts nicht ausreichend bremsen.

Nora Klein / DER SPIEGEL

Impfmanagerin May: »Jeden Abend landeten Dosen im Müll«

Umso entscheidender ist es, dass möglichst schnell möglichst viele Menschen geimpft werden. Wenn Dosen, egal welcher Vakzine, im Müll landeten und nicht in den Armen von Impfwilligen, wäre das ein Desaster. Aber ist das wirklich so?

Zumindest sind die Erfahrungen, die Jenny May macht, kein Einzelfall. Die Internistin Carola Funke* steht ebenfalls jeden Tag vor der gleichen Entscheidung. Sie aber traut sich nicht. »Wenn ich zusätzliche Dosen aus der Ampulle entnehme, trage ich das haftungsrechtliche Risiko, das vom Hersteller auf den impfenden Arzt übergeht. Das kann ich mir nicht leisten«, sagt die in Bayern niedergelassene Ärztin.

Tatsächlich sind die zusätzlichen Impfungen juristisch betrachtet eine Grauzone. Offiziell dürfen nur sechs Portionen pro Ampulle im Fall von Biontech und zehn im Fall von den größeren Ampullen von AstraZeneca aufgezogen werden. Deswegen werden auch nur diese Dosen systematisch erfasst. Einen Rest zu verabreichen, auch wenn er für eine volle Spritze reicht, ist laut dem Bundesministerium für Gesundheit (BMG) zwar nicht verboten – aber auch nicht ausdrücklich erlaubt.

Zwar unterstützen einige Bundesländer, etwa Rheinland-Pfalz, ihre Mediziner ausdrücklich darin, möglichst jede Dosis zu verabreichen. »Das rheinland-pfälzische Gesundheitsministerium empfiehlt vor dem Hintergrund des weiterhin bestehenden Mangels an pandemischem Impfstoff die Entnahme einer 7. Dosis Comirnaty© bzw. 11. Dosis Vaxzevria©, wenn die Entnahme der zusätzlichen Dosis vollständig und partikelfrei möglich ist«, schreibt das Ministerium auf Anfrage des SPIEGEL. »Dadurch wird die notwendige Rechtssicherheit für die Ärztinnen und Ärzte geschaffen.« Das Land beschaffe auch das dafür notwendige Impfzubehör.

Andere Landesgesundheitsministerien hingegen schrieben dem SPIEGEL, dass Impfdosen zwar nicht verworfen werden sollten. Die Verantwortung für die Gewinnung und Verabreichung einer zusätzlichen, nicht von der europäischen Arzneimittelagentur Ema zugelassenen Impfdosis liege aber bei den Mitarbeitern in den Impfzentren oder Praxen.

Carola Funke hatte sich in dieser unübersichtlichen Lage Beistand von Rechtsexperten geholt. Die hätten ihr geraten, das Risiko nicht auf sich zu nehmen, sondern behördliche Rückendeckung einzuholen, sagt sie. Funke hat dann um Klärung gebeten. Bei ihrem zuständigen Gesundheitsamt, beim Bayerischen Gesundheitsministerium, beim Patientenbeauftragten in Bayern und bei der Kassenärztlichen Vereinigung Bayern (KVB). Verbindliche Aussagen und Unterstützung für die Verabreichung einer zusätzlich gewonnenen Dosis hat sie von keiner Stelle erhalten.

Auf Anfrage des SPIEGEL, ob eine siebte Biontech-Dosis entnommen werden dürfe, schreibt ein Sprecher des Bayerischen Gesundheitsministeriums: »Ein solcher zulassungsüberschreitender Einsatz ist zwar grundsätzlich möglich, stellt jedoch einen sogenannten Off-Label-Use dar.« Ein impfender Arzt könne das tun, trage dann allerdings allein die Verantwortung.

Aber wie real ist das Risiko, von Menschen, die eine zusätzliche Dosis erhalten haben, verklagt zu werden? Tobias Witte, Fachanwalt für Medizinrecht aus Münster, rechnet nicht damit, dass Medizinern und Leiterinnen von Impfzentren juristischer Ärger droht. Vorausgesetzt, die Ärzte haben die volle Dosis verabreicht und die zu Impfenden über mögliche Nebenwirkungen aufgeklärt. Ein Restrisiko bleibe zwar, »weil die zusätzlichen Dosen nicht durch die Zulassung und Empfehlung abgedeckt sind. Der Staat haftet in diesen Fällen nicht bei möglichen Nebenwirkungen – zumindest in der grauen juristischen Theorie«, so Witte. Praktisch dürfte es aber nur schwer nachzuvollziehen sein, wer Restimpfstoff bekommen hat und wer die fest eingeplanten Dosen. Viele Ärzte würden die Mehrdosen im hektischen Praxisalltag nicht entsprechend dokumentieren, glaubt Witte. »Ich gehe deshalb davon aus, dass der Staat auch bei zusätzlichen Dosen haften wird, sollte es zu selten auftretenden Nebenwirkungen kommen.«

In der Praxis aber erweist sich die Unsicherheit als Hemmschuh für die Impfkampagne, das wird am Beispiel von Funke und May deutlich: Bis auf Weiteres entscheidet ihr persönliches Engagement, ob der zusätzliche Impfstoff eingesetzt wird oder nicht. Beide gehen unterschiedlich mit der Situation um, aber beiden ist es wichtig, die Missstände zu benennen.

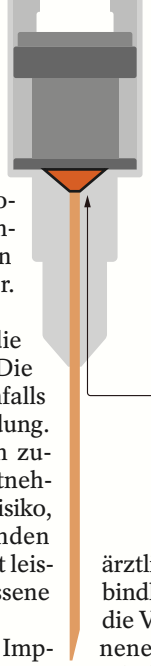
Ihre Rechnung ist erschreckend. Allein in ihrem kleinen Impfzentrum in Thüringen würden pro Monat etwa 1000 Dosen des Biontech-Impfstoffs entsorgt, wenn Mitarbeiter sich an die Regeln hielten, sagt May. In großen Impfzentren sei die Zahl noch höher. In den kommenden Wochen, wenn sich das Impftempo weiter beschleunigt, wird sich die Situation noch verschärfen. Mehr Ampullen bedeuten auch potenziell mehr Zusatzimpfstoff.

Wenn Biontech-Ampullen tatsächlich für sieben statt sechs Dosen reichen, hätte Deutschland bis zu 16 Prozent mehr Impfstoff. Bei AstraZeneca läge das Plus im Fall von zwölf statt zehn aufgezogenen Dosen sogar bei 20 Prozent. Bei rund 13 Millionen einmal mit der Biontech-Vakzine geimpften Personen hätten mehr als zwei Millionen Menschen zusätzlich ihre erste Dosis erhalten können. Bei AstraZeneca wäre es gut eine Million mehr gewesen.

Zumindest in der Theorie. In der Praxis schaffen es Ärzte nicht zuverlässig, aus jeder Ampulle eine oder zwei zusätzliche Dosen zu gewinnen. Die Hersteller überfüllen die Fläschchen zwar bewusst, damit auch Personal mit wenig Erfahrung und schlechtem Material in jedem Fall die garantierte Anzahl an Dosen extrahieren kann. Dass die Ampullen in jedem Fall eine vollständige zusätzliche Dosis enthalten, sei keinesfalls sicher, teilt das Bundesgesundheitsministerium auf SPIEGEL-Anfrage mit.

Den entscheidenden Unterschied macht das Werkzeug, das bei den Impfungen zum Einsatz kommt: die Spritze. Je nach Typ bleibt darin eine unterschiedlich große Restmenge zurück, das sogenannte Totvolumen. Mit Standardspritzen, die meist ein hohes Totvolumen haben, sei deshalb schon die Entnahme einer sechsten Dosis unmöglich, so das Ministerium. Biontech habe deshalb eigens Impfzubehör beschafft, das bei Bedarf zur Verfügung gestellt werden kann. »Auch bei AstraZeneca ist die Entnahme einer zusätzlichen elften Dosis nicht gesichert, da durch Oberflächenbenetzung und Totvolumen ein gewisser Anteil verloren gehen kann«, heißt es vom Ministerium weiter.

Zuverlässig einplanen lassen sich die zusätzlichen Impfdosen deshalb nicht. Das weiß auch Impfmanagerin May. Wenn sich abzeichnet, wie viele Dosen übrig bleiben, muss sie handeln. Ist der Biontech-Impfstoff erst aufgezogen, muss er innerhalb von sechs Stunden verwendet werden, über Nacht wird er schlecht. Dann greift May zum Telefon, ruft beispielsweise niedergelassene Ärzte an, fragt nach Patienten, die mit Priorität geimpft werden sol-



Verschenkter Stoff

Verlust von Impfdosen durch unterschiedliche Spritzen und Kanülen

Durchstechflaschen von Biontech enthalten nach Verdünnung 2,25 Milliliter Impfstoff. Eine Impfdosis muss 0,3 Milliliter enthalten. Theoretisch lassen sich also sieben Impfdosen aufziehen.

Spritzen mit geringem Totvolumen

In diesen verbleibt zu viel Flüssigkeit. Eine Ampulle Impfstoff ergibt **6** Injektionen.

Totvolumen-freie Spritzen

Eine Ampulle Impfstoff ergibt **7** Injektionen.

* Name von der Redaktion geändert.

Jens Schlueter / ddp images

Impfzentrum in Halle: Keine Meldepflicht für Übermengen

len und schnell vor Ort sein könnten. Allein an einem Wochenende konnte sie so 60 Menschen zusätzlich impfen lassen, erzählt sie.

Doch längst nicht alle Manager von Impfzentren arbeiteten so. May ist seit Jahren im Hauptberuf selbstständig, sie sei es gewohnt, schwierige Entscheidungen zu treffen. Aber viele ihrer Kollegen fürchteten mögliche Strafen. »Sie machen Dienst nach Vorschrift«, sagt May. Abfällig meine sie das nicht, betont sie. Aber Vorschrift heißt im Falle überzähliger Dosen: ab in den Müll.

Wie viele der zusätzlichen Impfdosen in Deutschland weggeworfen werden, lässt sich nicht genau beziffern. Weil sie offiziell nicht vorgesehen sind, tauchen sie in keiner Statistik auf, sondern gehen einfach verloren. In den Landesregierungen heißt es deshalb, es werde so gut wie nie Impfstoff weggeschmissen – allenfalls, wenn mal die Kühlkette unterbrochen wird oder Impfstoff zu lange aufgezogen in Spritzen herumliegt. Mehrere Bundesländer rühmten sich zuletzt damit, noch überhaupt keinen Impfstoff weggeschmissen zu haben. Das muss noch nicht einmal bewusste Irreführung sein – es ist durchaus möglich, dass offizielle Stellen gar nichts von zusätzlichen entsorgten Dosen wissen: Eine Meldepflicht gibt es nicht.

Dass Behörden sich zieren, zusätzliche Dosen in die offizielle Statistik aufzunehmen, könnte auch an einer schmerzlichen Erfahrung liegen. Denn schon einmal hatten sie die Dosenmenge offiziell erhöht, die aus einer Ampulle Biontech-Impfstoff entnommen werden darf.

Anfang Januar hatte die Ema die Produktempfehlung für den Biontech-Impfstoff angepasst, seitdem durften ganz offiziell sechs statt fünf Dosen entnommen werden. Deutschland habe dadurch 20 Prozent mehr Impfdosen, jubilierte Bundesgesundheitsminister Jens Spahn (CDU). Ein Irrglaube.

Anfangs sicherte Biontech noch zu, die zusätzlichen Dosen nicht zu berechnen. Dann änderte das Unternehmen seine Position und reduzierte die Liefermengen. Das war das gute Recht des Unternehmens, denn in den Verträgen war nicht eine ungefähre Menge an Impfstoff vereinbart worden, sondern ausdrücklich eine bestimmte Anzahl an Dosen.

Eine solche Enttäuschung will wohl niemand erneut riskieren. Dabei dürfte der Fall nun anders liegen, weil eben nicht garantiert werden kann, dass die Ampullen für eine siebte Dosis reichen.

Bei der Ema wird allerdings über eine neuerliche Anpassung derzeit gar nicht diskutiert. Die Behörde hat nach eigenen Angaben bisher keine Daten erhalten, nach denen verlässlich weitere Dosen aus den Durchstechflaschen von Biontech oder AstraZeneca entnommen werden können. »Wenn solche Daten übermittelt werden, werden diese vom wissenschaftlichen Ausschuss für Humanarzneimittel der Ema, dem CHMP, bewertet, und wir werden das Ergebnis auf unserer Website veröffentlichen«, teilte die Ema dem SPIEGEL mit.

»Wenn ich zusätzliche Dosen aus der Ampulle ziehe, trage ich das rechtliche Risiko.«

Die Impfstoffhersteller selbst haben aktuell offenbar auch keine Pläne, die Zahl der gelieferten Dosen offiziell erhöhen zu lassen. AstraZeneca bestätigte auf Anfrage, die Fläschchen zu überfüllen, um in jedem Fall die angegebenen Mindestdosen sicherzustellen. Fragen zur Verwendung oder Verabreichung der Überfüllung sollten an die Gesundheitsbehörden gerichtet werden. Von Biontech heißt es: »Um die Angabe auf dem Label zu ändern, muss der Hersteller anhand von Daten nachweisen, dass die Entnahme einer gewissen Dosenanzahl systematisch gewährleistet werden kann.« Für die Entnahme einer siebten Dosis sei jedoch bestimmtes Spritzenbesteck notwendig.

Hans-Christian Meyer, leitender Impfarzt im Impfzentrum Bergisch Gladbach, verabreicht regelmäßig die siebte Biontech-Dosis. »Mithilfe von Zero-Residual-Spritzen gelingt das immer«, so Meyer.

Aber selbst das für ihn zuständige Gesundheitsministerium in Nordrhein-Westfalen zieht sich hinter die Zulassung zurück: »Eine regelhafte Entnahme von sieben Einzeldosen ist von der Zulassung nicht abgedeckt«, schreibt das Ministerium auf Anfrage des SPIEGEL. »Gleichwohl ist eine Entnahme einer siebten Impfdosis möglich.«

Meyer arbeitet also weiter auf eigenes Risiko. »Nur wenn es mit dem vom Gesundheitsministerium zur Verfügung gestellten Material gelingt, eine siebte Dosis auszuziehen, bin ich auch rechtlich abgesichert.«

Die Kassenärztliche Vereinigung Thüringen hält sich ebenfalls raus. Sie wies May und die anderen Manager der Impfzentren in einem Schreiben vom 9. April zwar auf die Möglichkeit hin, dass gelieferte Durchstechflaschen zusätzliche Dosen enthalten können. Eine Erlaubnis oder gar eine Pflicht, sie auch zu benutzen, ist das jedoch nicht.

In dem Schreiben heißt es: »WICHTIG – Alle Entscheidungen in Bezug auf den Impfstoff liegen in der alleinigen Verantwortung der Ärzt*innen.«

May hat ihre Wahl getroffen. Ihr derzeitiges Problem: Die dringend benötigten Spritzen mit geringem Totvolumen, mit denen sich zuverlässig mehr Dosen aus den Ampullen aufziehen lassen, werden nicht mehr geliefert. Weil sie ein paar Cent mehr kosteten, sagt May. Sie versucht nun, irgendwo Nachschub aufzutreiben. Damit nicht noch mehr Impfstoff im Müll landet.

Julia Köppe, Heike Le Ker

Labor im Himmel

Umwelt Ein A350 der Lufthansa soll bald im Flug Daten zur Atmosphäre sammeln. Forscher weltweit setzen auf das einzigartige europäische Projekt.

Wer hoffentlich demnächst in den postpandemischen Fernurlaub fliegt, nach Bangkok vielleicht, nach Los Angeles oder São Paulo, der kann die Flugscham womöglich etwas lindern: Mit Glück erwischt er nicht einfach einen umweltschädlichen Touristenbomber, sondern einen Forschungsflieger, der Klimawissenschaft betreibt, während die Passagiere Filme schauen oder schlafen.

Auf Malta hat die Lufthansa gerade einen ihrer neuesten Großraumjets zwei Wochen lang einer Inspektion (C-Check) unterzogen. Diese Gelegenheit haben Techniker im Auftrag von Karlsruher Forschern genutzt, um ein Loch in die Unterseite der »Erfurt« zu fräsen, eines knapp drei Jahre alten Airbus A350 mit der offiziellen Kennung D-AIXJ.

In die Öffnung wird bald ein orangefarbener Stutzen montiert, der weniger als 50 Zentimeter weit aus dem Rumpf herausragt. Auf den meisten Flügen tut er nichts. Aber 40-, 50-mal im Jahr soll er als Lufteinlasssonde dienen, die verbunden ist mit einem umgerüsteten Frachtcontainer im Bauch der Maschine. Dieser wiegt 1,6 Tonnen und ist gespickt mit über 20 teils hochkomplexen Instrumenten, einem Zentralrechner und einem vollautomatisierten Analyselabor.

Während der kommenden zwei Jahrzehnte soll dieser Container im Streckennetz des A350 weltweit jene Daten sammeln, die zeigen können, wie sich die chemische Zusammensetzung in der wichtigen Grenzregion zwischen Tropo- und Stratosphäre in Zeiten des Klimawandels langsam verändert. Rund 100 Parameter etwa zu Kohlendioxid, Methan, weiteren Spurengasen oder Aerosolen soll das fliegende Labor erfassen – und zwar weitaus genauer, als Messstationen am Boden oder auch Satelliten dies vermögen.

Ein Langstreckenflugzeug wie der A350 eignet sich ideal für solch ein Vorhaben, denn es ist global unterwegs und kann auch Luftmassen in mehr als zehn Kilometer Höhe beproben, die Forschern sonst kaum zugänglich sind.

Das Airline-Labor hat noch einen Vorteil: »Es ist unschlagbar preiswert«, sagt Andreas Zahn, 57, Koordinator für das Projekt am Karlsruher Institut für Technologie (KIT). »Der Flug wird ja durch die Passagiere bezahlt. Auf uns entfällt nur ein kleiner Anteil.« US-Forscher, so berichtet Zahn, versuchten seit Jahren, ihre Airlines zur Teilnahme an ähnlichen Projekten zu bewegen – vergebens. Für ihre Messkampagnen müssen die Amerikaner daher teure Flugzeuge der Nasa mieten, die dann aber nur selten in der Luft sind.

Europäische Wissenschaftler hingegen nutzen die kostengünstige Mitflugmethode schon seit 1994 mit wachsendem Erfolg. Sie haben einfache, fest verbaute Messgeräte für die Atmosphärenforschung an Bord von Airbus-Linienmaschinen angebracht, die tagein, tagaus für Fluggesellschaften wie Iberia, Air France oder China Airlines aus Taiwan die Lüfte durchpflügen. Die verbauten Sonden haben auf diese Weise umfangreiche Messreihen erstellt zu den jeweils wechselnden Anteilen von Ozon und Wasserdampf in der Atmosphäre. Für Hunderte Forschungsarbeiten wurden diese Daten verwertet.

Das neue Containerlabor im A350 aber ist das leistungsfähigste, das es bisher gab. Es beerbt gleich zwei Vorgänger. Der Erstling flog von 1997 bis 2002 in einer Boeing 767 des deutschen Ferienfliegers LTU. Eine zweite Version war seit 2004 an Bord eines A340 der Lufthansa im Einsatz. Dieses Flugzeug allerdings – ein Kerosinsäufer nach heutigen Standards – will die Lufthansa nicht mehr haben, es steht wegen der Coronakrise seit April 2020 im spanischen Teruel und wartet auf seine Verschrottung.

Gegen Ende dieses Jahres soll die dritte Inkarnation von »Caribic« erstmals abheben – denn so heißt der Container offiziell: »Civil Aircraft for the Regular Investigation of the atmosphere Based on an Instrument Container«. Allein das umfangreiche Zulassungsprozedere für den völlig neu erbauten Container, so berichtet Caribic-Koordinator Zahn, habe an die fünf Millionen Euro verschlungen. Das liegt auch daran, dass die europäische Flugsicherheitsbehörde Easa steigende Ansprüche an die Unbedenklichkeit eines Labors im Jet gestellt habe. Einige Tausend Arbeitsstunden habe insbesondere der Nachweis gekostet, dass der permanent montierte Einlassstutzen am Rumpf auch Vogelschlag standhalten kann.

Für Klimaforscher sind die Caribic-Daten von entscheidender Bedeutung: Niemand sonst als das europäische Forscherkonsortium »Iagos« (»In-service Aircraft for a Global Observing System«) habe so detaillierte, weltumspannende Messreihen zu den atmosphärischen Prozessen auf Reiseflughöhe gesammelt. »Da gibt es nur uns«, sagt Zahn. Dem Konsortium gehören renommierte Forschungsinstitutionen an, die Max-Planck-Gesellschaft etwa, das Deutsche Zentrum für Luft- und Raumfahrt oder das französische Centre national de la recherche scientifique. Iagos stellt seine Ergebnisse Forschern in aller Welt kostenlos zur Verfügung – und der Bedarf nach diesen Informationen ist groß.

Meteorologen verfügen wegen immer schnellerer Rechner heute über wesentlich komplexere Wetter- und Klimamodelle als noch vor 10 oder 20 Jahren. Was diese Simulationen der Wirklichkeit aber tatsächlich taugen, erfahren die Forscher erst, wenn sie in der Vergangenheit angesiedelte Vorhersagen mit dem historischen Datenbestand von Iagos abgleichen. Überraschungen gibt es dabei immer wieder. »Die Atmosphäre«, sagt Zahn, »ist unendlich komplex.«

Wenn irgendwann auch der jetzt genutzte A350 in die Verschrottung geht, dann dürfte das Projekt gleichwohl weitergeführt werden, glaubt KIT-Forscher Zahn. Lange Messungen seien unersetzlich.

Marco Evers
Mail: marco.evers@spiegel.de

Joanna Nottebrock / DER SPIEGEL

Pädagoge Naefe, Schulkinder der Robbengruppe: Ausschwärmen in Wälder und Täler

Luft und Lehre

Pädagogik Forscher untersuchen, was Schulunterricht im Freien bewirkt. Klar ist: Die Kinder sind motivierter und lernen manches besser als im Klassenzimmer. Bringt die Pandemie nun den Outdoortrend an den Schulen voran?

In den Stuhlreihen vor der Konzertmuschel im Kasseler Bergpark sitzen an einem Freitag Ende April 20 kleine Werbetexter mit Mützen und Masken. Sie ersinnen Slogans für einen Kletterbaum, für den Schlossteich und für ein Gestrüpp, das sie »Buschido« getauft haben: Die Kinder aus der Robbengruppe der Reformschule Kassel nehmen gerade das Thema Werbung durch.

Nora, 8, und Carla, 7, finden diese Art von Schule super. »Wir überlegen uns Sprüche für die ganze Natur hier«, sagt Nora. Später werden die Kinder Filme über ihre Lieblingsplätze im weitläufigen Park am Schloss Wilhelmshöhe drehen.

»Raus mit euch« hat Klassenlehrer Rainer Naefe das Parkprojekt genannt. Bis zu den Sommerferien will er seine Robben draußen unterrichten – bei Regen in der Konzertmuschel oder notfalls auch mal im Saal eines Restaurants im Park, die Genehmigungen dafür hat er alle beisammen, auch Schulleitung und Schulamt unterstützen das Lernen im Park. »Den Klassenraum werden wir nicht mehr betreten«, sagt der Pädagoge.

Lehrer Naefe wollte seine Klasse nicht mehr teilen müssen. Als zu Beginn der Pandemie die Schulen geschlossen waren, hätten er und seine Kolleginnen und Kollegen sich schnell ins Digitale eingearbeitet, sagt er: »Das hat gut geklappt und uns ganz neue Möglichkeiten eröffnet.« Aber der Wechselunterricht, der dann folgte, sei »nichts Halbes und nichts Ganzes«.

Naefe hat umgesetzt, was manche Wissenschaftler und Politiker seit Pandemiebeginn fordern, denn Unterricht in schlecht belüfteten Innenräumen ist ein Risiko. Vor Kurzem schlugen Vertreter der meisten Parteien vor, den Unterricht in der wärmeren Jahreszeit zum Teil ins Freie auszulagern. Die rheinland-pfälzische Bildungsministerin Stefanie Hubig (SPD) etwa sprach von einer »Alternative zum Unterricht im Klassensaal«.

Seit Anfang dieser Woche lernen Naefes Schülerinnen und Schüler trotzdem wieder drinnen, jedes Kind allein zu Hause. Die Bundesnotbremse kennt keine Sonderfälle, sodass die hohe Inzidenz in Kassel auch die Draußenklasse in den Distanzunterricht zwingt. »Das ist ernüchternd«,

sagt Naefe, »aber wir hoffen, dass wir bald weitermachen können.«

Christoph Mall von der Technischen Universität München erforscht den Lernort Natur – und Pädagogen wie Grundschullehrer Naefe sind genau das, was er sich für viele weitere Schulen wünscht.

An Lehranstalten in Heidelberg und Ulm untersucht der Sportwissenschaftler, was regelmäßige Draußentage bewirken. Klar ist: Die Kinder aus den Outdoorklassen kommen deutlich öfter in Bewegung als ihre Mitschülerinnen und Mitschüler, die drinnen büffeln. Die Lernmotivation ist ebenfalls höher als im herkömmlichen Unterricht, sie sinkt auch nicht während des Schuljahrs, wie es sonst meist der Fall ist. Die Fünftklässler, das haben Analysen von Speichelproben ergeben, haben im Laufe der Draußentage zudem eine gleichmäßigere Abnahme des Stresshormons Cortisol.

Gegenwärtig erstellt Mall ein Verzeichnis der Schulen, die in Deutschland regelmäßig in Wäldern, Grünanlagen und der näheren Schulumgebung unterrichten – damit auch andere von ihren Erfahrungen lernen können. »Das Bewusstsein dafür, dass es andere Lernorte gibt als den Klassenraum, wird größer«, beobachtet Forscher Mall. Doch ob die Möglichkeiten genutzt werden, hänge immer ab vom Engagement einzelner Lehrerinnen und Lehrer.

So hat es mit dem Draußenlernen auch 2013 am Gymnasium »Englisches Institut« begonnen, einer Privatschule in der Heidelberger Südstadt. Pädagogin Uta Gade fand es »zunehmend merkwürdig, dass ich als Biologielehrerin Pflanzen und Regenwürmer ins Klassenzimmer schleppte, statt die Kinder raus in die Natur zu bringen«. Ihr Kollege Jakob von Au hatte ein Studienjahr in Neuseeland verbracht. »Dort ist Outdoorpädagogik Teil der Sportlehrerausbildung«, sagt er, »und sie ist Alltag an den meisten Schulen.«

Gade und von Au setzten die Waldtage an ihrem Gymnasium durch, anfangs gegen viele Bedenken. Inzwischen haben sich sechs weitere Kolleginnen und Kollegen dem Konzept verschrieben. Einmal in der Woche steigen sie in Zweiterteams mit ihrer Klasse in einen Bus und fahren ins Mühltal nördlich des Neckars. Dort nutzen die Gruppen ein Forsthaus als Basis und schwärmen aus in die Wälder und Täler der Umgebung.

Vergangenen Dienstag etwa ging es bei Biolehrer von Au um das Thema Flug. »Wir haben Vogelfedern gesucht, Experimente gemacht und darüber gesprochen, warum die meisten Vögel fliegen können«, berichtet der Lehrer. Am Englischen Institut stehen am Draußentag Biologie, Geografie und Sport auf dem Programm.

Die Heidelberger Privatschule ist eine von zwei Lehranstalten, an denen Mall und seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter die Effekte des Freiluftlernens erforschen. Die andere, das Anna-Essinger-Gymnasium in Ulm, bietet ihren fünften Klassen an den Draußentagen sogar vier Fächer: neben Bio und Erdkunde auch Mathe und Deutsch.

Die sozialen Effekte der Draußentage sind für Lehrer von Au dabei ebenso wichtig wie klassische Erfolge: »Ich erlebe die Kinder in der Natur ganz anders als im Klassenraum«, sagt er, »die herausfordernden Schüler sind oft besonders hilfsbereit, oder es bilden sich neue Gruppen, weil es keine Sitzordnung gibt.« Seine Kollegin Gade war vor allem überrascht von der »Freude der Kinder am Entdecken«.

Trotz aller Euphorie erwarten die Freiluftexperten nicht, dass bald Tausende Lehrkräfte ausschwärmen, um mit ihren Klassen und Kursen in der Frühlingssonne Unterrichtsausfälle auszugleichen.

»Jede Umgebung bietet Möglichkeiten für kleine Forschungsreisen.«

Schlimmstenfalls könnte konzeptloses Rausstürmen der Outdoorbewegung sogar schaden. »Es sollte nicht der Eindruck entstehen, dass es reicht, die Stühle auf den Schulhof zu stellen«, sagt Wissenschaftler Mall. Draußenlernen brauche anfangs mehr Planung als herkömmlicher Unterricht, für den ja didaktische Materialien existieren.

Zudem haben die meisten Fächer Anteile, die sich kaum im Freien lehren lassen. »Der geschlossene Raum hat natürlich auch Vorteile«, sagt der Marburger Outdoorpädagoge Martin Lindner, »im Klassenzimmer gibt es viel weniger Ablenkung, da fällt die Konzentration auf das behandelte Thema erst einmal leichter als im Wald.« An der Universität Marburg hat der Sportwissenschaftler den Studiengang »Abenteuer- und Erlebnispädagogik« mit aufgebaut, inzwischen ist er Berater für Bildungsprozesse in der Natur.

Joanna Nottebrock / DER SPIEGEL

Schülerinnen Nora, Carla beim Videodreh »Freude am Entdecken«

Die Natur bietet einen anregenden Raum des Lernens, weiß Lindner – aber nur, wenn sich die Beteiligten darauf einlassen. Wer in Mathe Grundrechenarten üben wolle, dem bringe es nichts, im Wald Zahlen aus Ästen zu legen. Aber in Geometrie etwa könne man die Kinder nach Dreiecken suchen lassen. »Da ist es dann eine interessante Entdeckung, dass man zunächst keine wahrnimmt«, erklärt Lindner, »aber wenn man genauer hinschaut, findet sich die Welt der Geometrie auch im Wald wieder.«

Statt also den Unterricht aus dem Klassenzimmer nach draußen zu exportieren, sollten Lehrerinnen und Lehrer mit den Reizen arbeiten, die die Natur bietet. »Wer rausgeht, muss sich mit unerwarteten Hindernissen auseinandersetzen«, sagt Lindner, »die bekannte Schulroutine ist erst mal weg.« Sich auf Neues einzulassen sei aber gerade das Wesen jedes Bildungsprozesses.

Taugt also der Freiluftunterricht als Alternative zu Homeschooling und Wechselunterricht? Zumindest nicht im großen Stil, denn meist sind es einzelne Klassen oder Jahrgänge, die in den Genuss des Draußenlernens kommen, selten zieht die ganze Schule los zum Pauken im Park. Und nicht jede Lehranstalt hat einen Wald oder eine Wiese in erreichbarer Nähe.

Forscher Mall hofft dennoch, dass das Interesse am Draußenlernen wächst. Das Ziel müsse auch nicht immer der Wald sein: »Jede Umgebung bietet Möglichkeiten für kleine Forschungsreisen«, sagt er.

Pädagoge von Au hat Schulen in Kopenhagen und Edinburgh besucht – und erlebt, dass Outdoorlernen auch in der Großstadt möglich ist. »Dann findet man eben eine Wiese am Rand vom Sportplatz oder Vegetation in den Ritzen im Straßenpflaster«, sagt er. Wenn Kinder und Pädagogen das Draußenlernen erst einmal ausprobiert hätten, glaubt von Au, »werden viele merken, dass es ohne allzu viel Aufwand eine große Bereicherung sein kann«.

Die Wissenschaft zumindest gibt den Draußenpionieren recht. Dass Lernen im Freien Lust und Leistungen befördern kann, hat die dänische »Teachout«-Studie ergeben. Bei den Nachbarn im Norden ist die »Udeskole« etablierter als in Deutschland, an jeder fünften allgemeinbildenden Schule findet einmal in der Woche ein Teil des Unterrichts draußen statt.

In Dänemark können Dritt- bis Sechstklässler, die regelmäßig draußen lernen, im Schnitt besser lesen als eine Vergleichsgruppe. In Mathe schneiden sie zumindest nicht schlechter ab als drinnen lernende Gleichaltrige. Und wie die Kinder aus Malls Studien sind sie motivierter beim Lernen, körperlich aktiver – und im Vergleich zu im Klassenraum unterrichteten Kindern insgesamt glücklicher. Julia Koch

Saat des Bösen

Botanik Um beliebte Gartenpflanzen ist ein Kulturkampf entbrannt. Weil sie der Umwelt schaden, wollen manche Naturschützer sogar Rhododendron und Kirschlorbeer verbieten.

Schlimm«, sagt Sönke Hofmann. Der Geschäftsführer des Nabu Bremen steht nach zehnminütigem Spaziergang vor einem Klinkerhaus, dessen Vorgarten fast nur aus Waschbetonplatten besteht. Für Farbtupfer sorgen drei künstliche Kaninchen und vier Sträucher, darunter zwei Rhododendren, die aus tellergroßen Aussparungen in der gepflasterten Fläche lugen. Hauptsache, pflegeleicht, mögen sich die Eigentümer bei der Gestaltung gedacht haben.

Kopfschüttelnd setzt Hofmann seinen Weg durch die Nachbarschaft im Ortsteil Sebaldsbrück fort. Ökologisch betrachtet wird es nicht besser. Er passiert blickdichte Thujen, die von den meisten heimischen Insekten als Habitat verschmäht werden; würfelig getrimmte Buchsbäume auf penibel gepflegten Rasenteppichen; Forsythien, die verheißungsvoll in Knallgelb leuchten, aber trotzdem keinen Nektar für Bienen bieten. Ginge es nach Hofmann, würden die Mogelsträucher weitestgehend mit Stumpf und Stiel entfernt und nie wieder irgendwo angepflanzt.

Der 50-jährige Naturschützer hadert aber nicht nur mit der Forsythie, sondern auch mit anderen nicht heimischen Pflanzen, die Deutschlands Durchschnittsgärten dominieren. Wie viele Naturschutzkollegen will er den Beitrag von Deutschlands Gärten im Kampf gegen Insektenschwund und für mehr Biodiversität erhöhen. Dazu würde er auch zu drastischen Maßnahmen greifen, zum Beispiel »alle ›Rhodos‹ roden«, wie er Rhododendren nennt, und möglichst viele exotische Pflanzen durch heimische ersetzen.

Hofmann ist Partei eines Kulturkampfs, der gerade besonders erbittert geführt wird. Vor einigen Monaten wurde vor allem um Schotter- und Kiesgärten gestritten, jene ästhetisch fragwürdigen Areale, die für Insekten und Vögel ähnlich lebensfeindliche Bedingungen bieten wie die Wüste Gobi. Nachdem die grauen Flächen in Hamburg, Dortmund und vielen anderen Städten nicht mehr angelegt werden dürfen, hat sich der Konflikt verlagert. Nun geht es um die Frage, welche Pflanzen in einem »guten« Garten wachsen müssen. Mancherorts wird sogar ein Verbot einiger besonders beliebter Pflanzen erwogen.

Den Spitzenplatz auf der schwarzen Liste hält Deutschlands Heckenpflanze Nummer eins, nämlich Prunus laurocerasus, umgangssprachlich Kirschlorbeer genannt. Kleingärtenanlagen in Duisburg, Essen und in einigen anderen deutschen Städten preschten vor und untersagten es bereits, den Strauch auf ihren Parzellen anzupflanzen. Auch in Österreich und der Schweiz wird das Gewächs massiv bekämpft.

»Vollkommen richtig«, sagt Hofmann. Wer Kirschlorbeer im Garten pflanze, begehe »ein Verbrechen an der Natur«. Selbst eine Betonmauer sei ökologisch wertvoller, schrieb er einmal auf einer Internetseite des Nabu; auf ihr wüchsen mit der Zeit zumindest Flechten und Moose.

Das ist etwas übertrieben, wie auch Hofmann zugibt. Klar ist aber, dass der Strauch mit den ledrigen Blättern heimischen Insekten so gut wie nichts zu bieten hat. Außerdem dient er hierzulande nur wenigen Vogelarten als Futterquelle, darunter Amsel und andere Drosseln. An den Beerenzapfen des heimischen Wacholders oder den Früchten der Vogelkirsche können sich dagegen bis zu 50 Arten gütlich tun.

Im Wettbewerb mit heimischen Heckenpflanzen besitzt Kirschlorbeer allerdings einen entscheidenden Vorteil: Er ist immergrün, blickdicht und wächst in kurzer Zeit zwei Meter hoch. Für Bauherren und -herrinnen, die beim Sonnenbaden nicht begafft werden wollen, ist der Strauch also ideal, zumal er im Baumarkt auch noch meist viel günstiger angeboten wird als heimische Arten.

Ulrike Aufderheide vom Vorstandsteam des Naturgarten e. V. bezeichnet Kirschlorbeer als »wachsendes Plastik« und wundert sich, warum immergrüne Pflanzen so positiv besetzt sind. Das Idealbild des deutschen Gartens sei »eine kulturelle Konstruktion«, sagt die Biologin. »Viele Menschen greifen automatisch zu Pflanzen, die schon bei den Eltern im Garten standen.«

Es gebe zwar auch eine wachsende Gruppe von Menschen, die sich viele Gedanken bei der Gestaltung ihres Gartens mache. Trotzdem seien Rhododendron, Forsythie und Bambus noch immer »deutlich bekannter« als die meisten heimischen Arten. Für die müsse unbedingt »viel mehr Werbung« gemacht werden, »auch politisch«. Und natürlich gebe es auch biodiversitätsfördernde Alternativen für Kirschlorbeer- oder Thujahecken, zum Beispiel Wacholder oder Eibe. Die Bestandteile der Eibe sind für den Menschen bei Verzehr zwar bis auf den roten Samenmantel giftig und zuweilen sogar lebensbedrohlich. Allerdings gilt das so ähnlich auch für den Kirschlorbeer.

Der entwickelt sich auch immer mehr außerhalb angelegter Gärten zum Problem. Die Auswilderung geht vor allem auf Vogelkot und die Entsorgung von Gartenabfall zurück, die verboten ist.

Während es in Deutschland bisher nur vereinzelt Sichtungen in Wäldern gab, werden aus Österreich und der Schweiz massive Kirschlorbeergebiete vermeldet. Die Pflanze bilde schnell Dickichte und behindere dadurch das Wachstum von heimischen Gehölzen und Unterwuchs durch »Lichtentzug«, vermeldet das österreichische Bundesland Steiermark.

Die Verbreitung des ursprünglich aus Kleinasien und vom Balkan stammenden Strauchs wird auch dadurch befördert, dass er in Mitteleuropa wegen des Klima-

Julius Schrank / DER SPIEGEL

Julius Schrank / DER SPIEGEL

Naturschützer Hofmann, Schepker: »Die Betonmauer ist ökologisch wertvoller«

Julius Schrank / DER SPIEGEL

Sichtschutz mit Thujen: »Ein Verbrechen an der Natur«

wandels immer bessere Lebensbedingungen vorfindet. Wenn er es schön warm hat, wächst er nicht nur schnell, sondern ist auch extrem störrisch: Werden bei der Rodung nicht rückstandslos alle Wurzeln beseitigt, kehrt Prunus laurocerasus zurück. In der Schweiz mussten in einigen Fällen sogar Bagger ausrücken, um in einem betroffenen Waldgebiet alle Wurzelstücke aus dem Boden zu entfernen. Auf gerodeten Arealen sei eine »mehrjährige Nachkontrolle« nötig, heißt es.

Das in Bonn ansässige Bundesamt für Naturschutz gibt zu bedenken, dass es bereits verschiedene Gartenpflanzen gebe, die wegen ihrer schädlichen Auswirkung auf die Biodiversität nicht mehr verkauft und angepflanzt werden dürfen – etwa der Götterbaum. Es ist nicht ausgeschlossen, dass es auch der Kirschlorbeer irgendwann auf eine Schädlingsliste der Europäischen Union schafft – und mit ihm eine weitere sehr beliebte Pflanze, deren Ausbreitung in manchen Ländern bereits massiv bekämpft wird: der Rhododendron.

Einer der größten Experten und Liebhaber des Zierstrauchs ist Hartwig Schepker, Leiter des Bremer Rhododendron-Parks. Das Areal ist schon seit Jahrzehnten ein Besuchermagnet, vor allem im Frühling, wenn die Pflanzen in Blüte stehen. Der gelernte Gärtner und promovierte Gartenbauwissenschaftler kann nach eigener Aussage 700 der etwa 1000 Arten mehr oder weniger alphabetisch aufzählen und war kürzlich im Hochgebirge Chinas unterwegs, um einige besonders interessante Rhododendronarten zu begutachten.

Es ärgert Schepker, dass etliche seiner Naturschutzkollegen nun ständig über »Rhodos« lästern, zumal »leider viel Unsinniges in monotoner Weise verbreitet« werde. »Es geht doch auch nicht nur darum, wie viele Insekten eine Pflanze anfliegen, sondern auch darum, ob sich der Mensch an ihrem Aussehen, ihrem Duft und ihrer Gesellschaft erfreut«, sagt er. Im Übrigen stimme es auch nicht, dass der Rhododendron vollkommen von Insekten verschmäht werde.

Schepker bezieht sich auf eine Studie der Deutschen Rhododendron-Gesellschaft, zu deren Vorstand er gehört. Darin ist zu lesen, dass einige Arten und Sorten durchaus von weitverbreiteten, unspezialisierten Wildbienenarten angeflogen würden.

Schepker will für seine »Rhodos« kämpfen – und hält Kritikern wie Nabu-Mann Hofmann sogar ein »nationalistisch geprägtes Pflanzenbild« vor. Es sei falsch, sich nur für heimische Arten starkzumachen, sagt er. Er plädiere vielmehr dafür, »die Welt der Pflanzen mit offenen Armen willkommen zu heißen«, zumindest in den Privatgärten.

Das Dumme ist nur, dass die Rhododendren nicht an Gartenmauern oder Jägerzäunen haltmachen, sondern ebenfalls den Weg in die freie Natur finden. Besondere Probleme bereitet das in Irland, wo die in Deutschland häufig angepflanzte Art Rhododendron ponticum mittlerweile massiv um sich greift und anderen Pflanzen das Leben schwer macht.

Schepker plädiert für Vielfalt und einen Kompromiss zwischen einheimischen und exotischen Pflanzen, vor allem wenn diese so schön und interessant wie der Rhododendron seien; den Kirschlorbeer hält er vor allem auch aus ästhetischen Gründen für verzichtbar.

Tatsächlich rücken immer mehr Häuslebauer von der geschmähten Pflanze ab und setzen auf andere Formen des Sichtschutzes. Dabei handelt es sich um sogenannte Gabionen: Drahtkäfige, in denen zumeist Steine stecken. Allerdings wurden auch schon Varianten gesichtet, die mit Plastikbällen gefüllt wurden. Ihr ökologischer Wert unterbietet den des Kirschlorbeers noch einmal. »Schlimmer geht immer«, sagt Hofmann. Guido Kleinhubbert

Kultur

Installation im Bremer Kindermuseum kek

Claudia Hoppens

So riecht die Kunst

Ausstellungen Zehn Bremer Museen feiern mit »Smell It!« den Geruchssinn.

● Gerüche können verzücken oder abstoßen, auch in der Kunst. Der Italiener Piero Manzoni verpackte 1961 jeweils 30 Gramm seiner Fäkalien in 90 Dosen, verschloss diese luftdicht, schrieb »Künstlerscheiße« drauf und verkaufte sie zum damaligen Goldpreis (das waren etwa 37 Dollar pro Stück). Die Aktion erlangte Weltruhm, denn sie polarisierte: War das Dekadenz oder ein künstlerischer Geniestreich? Ein Exemplar von »Merda d'artista« ist nun im Weserburg Museum für moderne Kunst in Bremen zu sehen. Mit insgesamt zehn Ausstellungen, auch im Kindermuseum kek, beschäftigt man sich in der Hansestadt mit Kunst rund um das Riechen (»Smell It! Geruch in der Kunst«, geplant ab 8. Mai). Dabei geht es nicht nur ums Konzept wie bei Manzoni, es darf auch geschnuppert werden. Bilder von duftenden Blumen und Gemüse seit der Renaissance zeigt die Kunsthalle. Dort ist auch ein Erlebnisraum des Kolumbianers Oswaldo Maciá aufgebaut, der eine olfaktorische Immersion herstellen soll, also den Besucher mittels Gerüchen in andere Welten transportiert. CPA

Literatur I

Mutterhass

● Wunschkind, das klingt erst mal gut. Die junge Blythe und ihr Mann Fox sind ein glückliches Paar und wünschen sich ein Baby. Dass Blythe mit einer Mutter aufwuchs, die irgendwann ohne Angabe von Gründen verschwand, versucht Blythe als Ansporn zu nehmen, es selbst besser zu machen. Ihre Tochter Violet ist also ein Wunschkind – solange sie noch nicht auf der Welt ist. Bald nach ihrer Geburt fühlt sich Blythe von ihrem Baby tyrannisiert, und als die Kleine gerade elf Monate ist, meint die Mutter bei ihr ein absichtsvoll böses Verhalten zu erkennen. Der Vater dagegen ist vernarrt in seine Tochter und hält seine Frau für überspannt. Das ist nur die Handlung der ersten Kapitel. Der Psychothriller »Der Verdacht« steigert sich zu atemberaubenden Szenen, die kanadische Autorin Ashley Audrain wagt in ihrer Geschichte echte Tabubrüche – wie die Beschreibung einer Mutter, die ihr Kindergartenkind hasst. Ist sie traumatiert oder sieht nur sie das Böse im Kind? »Der Verdacht« erzählt beängstigend genau von den Folgen grober Vernachlässigung für Kinder. CLV

Ashley Audrain: »Der Verdacht«. Aus dem Englischen von Ulrike Wasel und Klaus Timmermann. Penguin; 320 Seiten; 22 Euro.

Literatur II

Ausflug in die Vorstadt

● Sie hat als Popsängerin gutes Geld verdient, ihre Band Everything but the Girl hatte mit »Missing« einen Welthit. Es reichte für ein Haus in Parknähe, aber dennoch mitten in London. Und trotzdem ließ Tracey Thorn das Gefühl nicht los: »Ich bilde mir gerne ein, ich sei London, aber tatsächlich steckt mir, wie so vielen, die Vorstadt in den Knochen.« In ihrem Buch »Ein anderer Planet« blättert die heute 58-Jährige in den Tagebüchern, die sie als Teenager füllte, und geht in der Gegenwart auf eine Expedition zu dem Ort ihrer Kindheit: Brookmans Park, eine Vorstadt im nördlichen Grüngürtel der englischen Metropole. Thorns Methode erinnert dabei an das Trendgenre »Nature Writing«, nur dass sie »nicht mit einem Habicht aufgewachsen« ist, »sondern an einer Bushaltestelle«: Ausgelöst durch genaues Hinsehen auf Heckenschnitte oder Ausdrucksweisen, begibt sie sich auf gedankliche Exkurse in die Raumplanung, Soziologie oder die eigene Vergangenheit. »Wir haben gegen unsere Mütter rebelliert, weil wir nicht verstanden haben, warum sie uns nicht mehr unterstützen in unserem Freiheitsdrang«, erinnert sie sich und erkennt darin heute »ein Element von Eifersucht« der Frauen, die in den Pendlervorstädten der Siebzigerjahre tagsüber zurückgelassen wurden. Für die jugendliche Tracey war es ein Aufwachsen, das vor allem durch das gekennzeichnet war, was in ihm nicht geschah. Bis dann schließlich »die Langeweile zum Katalysator« wurde und sie anfing, selbst Musik zu machen, und damit der Vorstadt entkam – ohne sie je ganz aus den Knochen zu bekommen. RAP

Katherine Ann Rose / eyevine / interTopics / ddp images

Thorn

Tracey Thorn: »Ein anderer Planet. Eine Jugend in Suburbia«. Heyne Hardcore; 240 Seiten; 20 Euro.

Cara Tolman

Dinosaur Jr

Musik

Dreckiger Sound

● Was für ein Sound, immer noch. 55 Jahre ist der Gitarrist und Sänger J Mascis nun alt, 1985 erschien das erste Album seiner Band, die erst Dinosaur hieß und sich dann Dinosaur Jr nennen musste. Und wenn es die nobelste Aufgabe eines Musikers ist, die Welt um eine neue, unverwechselbare Tonspur reicher zu machen, dann dürfte ihm das gelungen sein. Mascis hat einen melancholisch-aggressiven, verschrammelt-gniedeligen Lärmsound in den Rock eingeführt, der heute als einer der letzten originellen Gitarren-Klang-Entwürfe aus der Ära der analogen Elektrifizierung in unsere digitale Epoche herüberweht. Schon Kurt Cobain liebte ihn und wollte klingen wie er: so dreckig, körnig, laut – und dabei verletzlich. »Sweep It Into Space« heißt das neue Album, es ist das zwölfte der Band und großartig wie eigentlich alles, was Dinosaur Jr über die Jahrzehnte gemacht haben. Mascis singt noch immer über die eigenen Unsicherheiten, findet hymnische Melodien für seine Worte und stürzt sich in seine unvorhersehbaren Gitarrensoli. Mascis ist einer dieser künstlerischen Überzeugungstäter, die sich immer wieder daran versuchen, das grandios Gleiche zu errichten: eine moderne Kathedrale aus Krach, in der sie sich vor der Welt verstecken können. RAP

Serien

Eine Flugbegleiterin und ein Mord

● Eine quietschvergnügte Hauptdarstellerin, die praktisch nur über einen einzigen Gesichtsausdruck verfügt; ein offensichtliches Mordopfer, das trotz durchschnittener Kehle immer wieder zum Leben erwacht und gut gelaunt vor sich hin schwatzt: Die achtteilige US-Serie »The Flight Attendant« darf man allen Menschen empfehlen, die bisher nicht so genau verstanden haben, was die Faszination von Unterhaltungs-Trash ausmacht. Die Schauspielerin Kaley Cuoco, 35, die Serienfans schon aus dem Hit »The Big Bang Theory« kennen, spielt die Heldin, eine Stewardess. Sie ist gleichermaßen von Liebesabenteuern und Alkohol begeistert und folgt einem hübschen, offenbar sehr reichen Passagier nach der Landung in Bangkok in dessen Hotelzimmer. Am nächsten Morgen liegt der Liebhaber tot im Bett. Anstatt die Polizei zu benachrichtigen, fährt sie zum Flughafen, tut so, als wäre nichts, und fliegt zurück nach Hause. »The Flight Attendant« ist vergangene Woche bei Prime Video angelaufen und hat in den USA schon einige hymnische Kritiken bekommen. Die Serie erzählt mit schwer überdrehtem Humor von einer tollpatschigen Komödienheldin, die sich leider an den Hergang des Verbrechens nicht erinnern kann. Mehr und mehr verwickelt sich die unter anderem vom FBI kritisch befragte Flugbegleiterin in Widersprüche und hanebüchene Verschwörungstheorien, vor allem aber wird sie von finsteren, lange verschütteten Erinnerungen aus ihrer Vergangenheit heimgesucht. Das ist manchmal nervtötend schrill, aber meistens doch hoch amüsant. HÖB

imago images

Cuoco in »The Flight Attendant«

GESCHWISTER-SCHOLL-ARCHIV / Süddeutscher Verlag

Angehende Studentin Scholl um 1941: Aus Gegensätzen entstand ihre Stärke

Die Widersprüchliche

Heldinnen In diesen Tagen wäre Sophie Scholl 100 Jahre alt geworden. Sie ist zur verklärten Ikone geworden, die von allen Seiten vereinnahmt wird. Zeit für eine realistische Würdigung einer spannenden Frau. *Von Susanne Beyer*

Da gibt es dieses Foto, schwarzweiß und längst eine Ikone. Sophie Scholl ist darauf im Profil zu sehen, blickt nach unten, ernst und gefasst. Sie trägt einen Kurzhaarschnitt – ungewöhnlich für ein Mädchen ihrer Zeit in der Provinz.

Sie wirkt jungenhaft, und dann auch wieder nicht. Wenn man mehr weiß über Sophie Scholl, dann weiß man auch, dass sie das eine oder andere nie ganz gewesen ist, dass diese Begriffe – Junge, Mädchen, Mann, Frau – sie eingesperrt hätten. Sie drückt das auch aus auf dem Foto, ihr Haar ist ja nur auf der einen Seite kurz. Auf der anderen schaut eine lange, unbändige Strähne hervor. In ihrer Kindheit und Jugend hieß sie »Buabamädel« und in der Familie »der Soffer«.

Dieses Bild fängt die innere Vielfalt und die äußerlichen Gegensätze Sophie Scholls ein, der Haupteindruck aber ist eben die Gefasstheit. Als habe Sophie Scholl die ganzen Widersprüche in sich selbst und um sie herum so zu bündeln vermocht, dass Stärke daraus entstand.

Im Vergleich zu diesem Foto ist ihre schneeweiße Büste aus Marmor, die in der Walhalla steht, dem deutschen Gedenkort, in den nur die ganz Großen hineinkommen, langweilig. Sophie Scholl sieht hier aus wie ein Kind, elf Jahre alt vielleicht oder zwölf, das Gesicht rund, glatt und ohne Ausdruck – eine Hülle, an der nichts irritiert.

Wieso schafft es ein Schnappschuss, die Wirklichkeit eines spannungsgeladenen Charakters in einer spannungsgeladenen Zeit einzufangen, das Kunstwerk aber nicht? Die Büste ist aufgestellt worden, fast 70 Jahre nachdem das Foto entstanden war. Was ist mit der Erinnerung an Sophie Scholl in der Zwischenzeit passiert?

Im Gedächtnis der Deutschen dürfte keine Frau größer sein als Sophie Scholl. Sie war Widerständlerin gegen die Nazis und wurde im Alter von nur 21 Jahren nach einem kurzen Schauprozess hingerichtet. Gemeinsam mit ihrem Bruder Hans, der kurz nach ihr zum Fallbeil geführt wurde, und mit Freunden der Gruppe »Die Weiße Rose« hatte sie auf Flugblättern zum Widerstand gegen Hitler aufgerufen. Sie verschickten die Flugblätter meist nach dem Zufallsprinzip über die Post, bei der letzten Aktion, am 18. Februar 1943, legten sie sie in der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität aus und ließen sie von der Galerie des Lichthofs flattern. Sie wurden verhaftet.

Am 9. Mai wäre Sophie Scholl 100 Jahre alt geworden, und obwohl sie seit nun bald 80 Jahren tot ist, scheint ihr Ruhm größer und größer zu werden.

Fast 200 Schulen tragen in Deutschland den Namen der »Geschwister Scholl«. Meistens wünschen sich das die Schülerinnen und Schüler. Kindergärten und Kindertagesstätten sind nach den Geschwistern benannt, Universitätsinstitute und 600 Straßen.

Und für wen ist sie heute nicht alles ein Vorbild: Kanzlerkandidatin Annalena Baerbock nannte vor wenigen Tagen im Fragebogen der »FAZ« unter ihren »Heldinnen der Geschichte« als erste Sophie Scholl. Die politische Aktivistin Carola Rackete, die als Kapitänin der »Sea-Watch 3« Flüchtlinge in Seenot aus dem Mittelmeer rettete, behauptete in einem Tweet, Scholl wäre heute bei der Antifa. Eine junge »Querdenkerin« aus Kassel namens Jana sagte bei einer Demonstration gegen Coronamaßnahmen, sie fühle sich im Widerstand wie Sophie Scholl.

Sophie Scholl taugt offenbar für unterschiedliche politische Milieus als Identifikationsfigur – das ist erstaunlich und ein Hinweis darauf, dass etwas an dem Gedenken nicht mehr stimmt.

Natürlich verdient sie alle Bewunderung. Sie hat im Kampf gegen Menschenverachtung und Massenmord ihr Leben riskiert, damit kann sie über alle Zeiten hinweg ein Beispiel bleiben.

Jürgen Raible / akg-images

Bodendenkmal für die Weiße Rose*
»Der Tag der Abrechnung ist gekommen«

Sie eignet sich auch besser als Identifikationsfigur als andere politische Aktivistinnen der Geschichte. Die Suffragetten zum Beispiel, die zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts in einem zähen Kampf das Frauenwahlrecht erstritten, wirken mit ihren langen Kleidern und Hüten festgelegt auf ihre Epoche. Sophie Scholl aber, geboren im Jahr 1921, gut zwei Jahre nachdem das Frauenwahlrecht in Deutschland erstritten worden ist, sieht aus wie eine junge Frau von heute.

Für politisch denkende Frauen ist die Auswahl an weiblichen Vorbildern auch heute noch nicht groß. Frauen tragen zwar lange schon Parteien und Bürgerbewegungen mit, rücken auch in hohe und höchste Ämter vor, da aber Mandatsträgerinnen im Vergleich zu Trägern in der Minderheit sind, gilt Politik in Deutschland auch nach bald 16 Jahren weiblicher Kanzlerschaft als eher männlich.

Der Bedarf an Vorbildern ist jedoch da. Gerade der politische Aktivismus wird heutzutage immer sichtbarer weiblich. Die Hauptfiguren der Klimaschutzbewegung Fridays for Future sind junge Frauen: Die Schwedin Greta Thunberg hat die Bewegung angestoßen, in Deutschland wird sie von Luisa Neubauer und Carla Reemtsma weitergetragen. Die Proteste gegen die Diktatur in Belarus werden von Frauen angeführt. Die #MeToo-Bewegung ist ohnehin weiblich.

Dass Sophie Scholl heute aber für alle möglichen politischen Haltungen vereinnahmt wird, lässt sich nicht anders erklären als dadurch, dass ihr Vorbild zu glatt geworden ist – so glatt wie ihre Büste in der Walhalla.

Woran liegt das? Warum wurde sie unter allen Mitgliedern der Weißen Rose das berühmteste? Und wie sähe ein zeitgemäßes Gedenken an Sophie Scholl und ein aufgeklärter Umgang mit dem Nationalsozialismus aus?

Ihr Bruder Hans und ihr gemeinsamer Freund Alexander Schmorell waren die Gründer der Gruppe. Hans Scholl muss ebenfalls charismatisch gewesen sein. Sein strahlendes Äußeres hätte ihn dazu prä-

* Auf Stein gedruckte und in das Pflaster des Geschwister-Scholl-Platzes in München eingelassene Faksimiles.

Luigi Narici / AAPimages

Urban Zintel / laif

Dominik Butzmann / laif

Aktivistin Rackete, Politikerin Baerbock, Fridays-for-Future-Sprecherin Reemtsma: Wie bleibt man wachsam?

destinieren können, in der Überlieferung zum Mittelpunkt der Bewegung zu werden. Überhaupt sind es selten die Frauen, die bei starker männlicher Konkurrenz im historischen Gedächtnis bleiben.

Besuch beim Biografen Robert Zoske in einem Hamburger Viertel in der Nähe der Elbe. Er hat eine von zwei neuen Sophie-Scholl-Biografien geschrieben*.

Der 68-Jährige kennt sich mit Hans und Sophie gleichermaßen aus, seine Dissertation schrieb er über Hans, sein neues Buch über Sophie.

Zoske ist Theologe, in seiner Biografie über sie findet sich aber kein schwärmerischer Gleichklang mit den tiefgläubigen Geschwistern. Hier blickt jemand mit Respekt, aber Distanz auf seine Figuren. Die Idealisierung Sophie Scholls befremdet ihn.

Zoske erzählt, wie Inge Aicher-Scholl, die Schwester von Hans und Sophie, in ihrem Schmerz über deren Tod in der unmittelbaren Nachkriegszeit den Mythos der Unfehlbaren mitbegründet habe. Vor allem mit ihrem Buch »Die weisse Rose« von 1952, später durch viele Interviews und Auftritte.

Inge Aicher-Scholl hat sogar geschildert, wie tapfer die Geschwister vor ihrer Hinrichtung gewesen seien, obwohl sie gar nicht dabei war. Dass es Sophie geworden ist, die im Gedenken eine größere Rolle spielt als Hans, hat laut Zoske ebenfalls mit Inge Aicher-Scholl zu tun. Sophie im Sinne der Nachkriegszeit als unschuldig darzustellen sei ihr sicher leichter gefallen. Beziehungsweise sei das Gedenken an Hans für sie schwieriger gewesen, denn es rührte an damalige Tabus.

Sophie war drei Jahre jünger als Hans und eine sehr junge Frau, als sie starb. Unschuld werde kulturell eher mit Frauen und eher mit jungen Leuten in Verbindung gebracht als mit Männern. Außerdem sei die Homosexualität von Hans Scholl, so unterdrückt sie auch gewesen sein mag, aktenkundig gewesen.

In einem Verhör 1937 hatte Hans homosexuelle Handlungen mit einem Jüngeren zugegeben und gesagt, er sei der »schuldige Teil«, der Junge eine große Liebe gewesen.

Biograf Zoske erkennt auch in den Quellen von und über Sophie Scholl Spuren, die auf Homosexualität hindeuten: Anders als ihrer besten Freundin habe sie ihrem langjährigen Geliebten Fritz Hartnagel nie direkt gesagt, dass sie ihn liebe. Häufig sei sie selbst erschrocken gewesen, wie schlecht sie Fritz behandelte. Immer wieder habe sie versucht, sich seiner körperlichen Nähe zu entziehen. Bei Frauen war es nicht strafbar, mit anderen Frauen »Unzucht zu treiben«, so hieß es im Gesetzestext. Falls der Familie die Ambivalenz in Sophie Scholls Sexualität überhaupt bewusst war, sei es für sie relativ leicht gewesen, darüber hinwegzusehen, so Zoske.

Die Deutung, die Inge Aicher-Scholl in ihren Zeitzeugenberichten anlegte, setzte sich fort. 1964 wurde in der Bundesrepublik eine Briefmarkenserie angelegt, die dem »Deutschen Widerstand« gewidmet war. Sophie Scholl war als einzige Frau dabei, obwohl es auch andere Frauen im Widerstand gegeben hatte. Möglicherweise geriet sie in die Reihe der Männer, weil man bei einem jungen Mädchen annahm, dass sie es in allem gut gemeint habe.

Sophie Scholl sang »Deutschland erwache, Juda den Tod. Volk ans Gewehr.«

So wirkten Wünsche der Familien, kulturelle Vorstellungen und verbreitete Tabus ineinander – die Erinnerung an Sophie Scholl wurde immer glatter. Robert Zoske will das mit seinem Buch ändern.

Tatsächlich hat es lange gedauert, bis die Geschwister Scholl in die Opposition zum Nationalsozialismus gefunden haben. Sophie war viele Jahre lang überzeugtes Mitglied des »Bundes Deutscher Mädel«. Sie sang Lieder wie »Deutschland erwache, Juda den Tod / ende die Not. Volk ans Gewehr«.

Sie schwankte zwischen einer mal schwärmerischen, mal deutlich depressiven Stimmung, immer wieder wurde sie von einer Todessehnsucht mitgerissen, vom Wunsch, nicht empfinden, nicht denken zu müssen, sie formulierte die Idee, »wie eine Baumrinde« zu sein.

Auch schwankte sie zwischen Begehren und einer engen christlichen Sexualmoral, es war ein tiefer Konflikt, wie ohnehin ein inneres Ringen zu ihr gehörte: ein hoher Anspruch an sich selbst im Wechsel mit starken Zweifeln.

Während ihrer Ausbildung als Kindergärtnerin sah sie dann klarer auf den Staat, und als die Berichte von der Ostfront immer entsetzlicher wurden, fürchtete sie um das Leben der jungen Männer, die sie

* Maren Gottschalk: »Wie schwer ein Menschenleben wiegt. Sophie Scholl«. C. H. Beck; 348 Seiten; 24 Euro. Robert M. Zoske: »Sophie Scholl: Es reut mich nichts«. Propyläen; 448 Seiten; 24 Euro.

kannte, auch um das ihres Liebhabers. Der Krieg kam ihr vor als das, was er war: ein sinnloses Menschenopfer.

Während ihres Studiums, das sie 1942 begonnen hatte, begann sie sich für die »Weiße Rose« zu engagieren. Sie verteilte Flugblätter. Das letzte war ein Aufruf an die »Kommilitoninnen! Kommilitonen!«: »Der Tag der Abrechnung ist gekommen, der Abrechnung unserer deutschen Jugend mit der verabscheuungswürdigsten Tyrannis, die unser Volk je erduldet hat.«

Es gibt viele gute Gründe, zum 100. Geburtstag realistischer an die historische Figur Sophie Scholl heranzugehen. Idealisierung birgt immer Gefahren. Wer in Sophie Scholl die Lichtgestalt sieht, die im Dunkel des Nationalsozialismus unbeirrbar auf der richtigen Seite gestanden hat, bringt sich um die Chance, die die Beschäftigung mit Geschichte liefern kann: im bereits Gewesenen Strukturen zu erkennen, die so ähnlich heute zur Gefahr werden könnten.

Heute weiß jeder und jede, der oder die es wissen will, was für ein menschenverachtender Wahnsinn der Nationalsozialismus gewesen ist. In der Zeit selbst aber hat es eine Mehrheit anders wahrgenommen. Wie bleibt man wachsam? Was ist es in einem selbst, das einen mal das Richtige erkennen lässt, mal nicht? Für solche Fragen ist ein realistischeres Bild von Sophie Scholl viel hilfreicher.

Vor allem aber kann die Identifikation mit einer idealisierten Figur zum Selbstbetrug führen: Wie soll jemand, der im anderen nur das Gute ertragen kann, Schwierigkeiten mit sich selbst aushalten?

Wenn aus Identifikation schließlich die Vereinnahmung einer historischen Figur wird, sind schnell Grenzen des Hinnehmbaren erreicht. Das Leben unter Coronaeinschränkungen mit dem Schicksal von Sophie Scholl zu vergleichen, wie Jana aus Kassel auf einer »Querdenker«-Demonstration, gehört sich nicht.

Wie soll jemand, der im anderen nur das Gute sehen kann, Schwierigkeiten mit sich aushalten?

Denn nichts, was in einer Demokratie passiert, ist vergleichbar mit einem Leben in einer Diktatur, die den millionenfachen Massenmord organisiert.

Wie aber sähe ein angemessenes Gedenken aus? Sophie Scholls 100. Geburtstag fällt in eine Zeit, in der genau das diskutiert wird.

Da gibt es Stimmen, die von einem »Schuldkult« sprechen, und im Gegensatz dazu Stimmen, die das ganz anders sehen und darauf hinweisen, dass den Deutschen, die Vorfahren in der NS-Zeit haben, deren Schuld bewusster werden müsse. Dies sei dadurch zu erreichen, dass man sie als »Menschen mit Nazi-Hintergrund« bezeichne.

Nicht nur beim Gedenken an Sophie Scholl bricht einiges auf, sondern insgesamt beim deutschen Umgang mit der NS-Zeit.

Die Soziologin Paula-Irene Villa Braslavsky findet es gut, wenn Denkmuster hinterfragt werden. Sie ist Jüdin und gehört der Jury des Geschwister-Scholl-Preises an, der von der Stadt München und dem Börsenverein des Deutschen Buchhandels vergeben wird.

Sie glaubt, dass die Deutschen bei all diesen tragisch miteinander verwobenen Themen – die Geschwister Scholl, der Nationalsozialismus, der Holocaust, jüdisches Leben in Deutschland – durch die neuen Debatten weiterkommen können: »Jedenfalls, wenn nicht zu schnell die Nazi-Keule geschwungen wird.«

Die 52-Jährige ist in Chile geboren, hat Teile ihrer Kindheit in Argentinien verbracht, sie kennt jüdisches Leben hier und dort, ihre eigene Familie versteht sich als säkular, antizionistisch, ein Milieu, das vor dem Nationalsozialismus in Deutschland weit verbreitet gewesen ist und das dann durch den Holocaust fast ausgelöscht wurde.

Sie sagt, in Deutschland gebe es eine Neigung, sich sehr stark mit den Opfern zu identifizieren und auch mit dem Widerstand. Das sei ja auch richtig und menschlich verständlich, aber sie sieht viele Tabus und Illusionen bei der Frage der Täterschaft: »Das ist der viel schwierigere Part, sich zu fragen, wie waren die Täter, wie viel davon ist vielleicht in mir, wie funktioniert Täterschaft heute?«

Die um die 50-Jährigen gehören in Deutschland zur sogenannten Enkelgeneration der NS-Täter bzw. -Opfer. Die Enkelgeneration, so heißt es in der Forschung, habe Erkenntnisse zur NS-Zeit energisch vorangetrieben. Aber was ist mit der Urenkelgeneration, auf die es ankommt beim zukünftigen Gedenken an diese fürchterliche Epoche?

Carla Reemtsma ist 23 Jahre alt und Sprecherin von Fridays for Future in Deutschland. Auch sie ist aufgewachsen mit den Geschichten über Sophie Scholl, sie sagt, dass es wichtig sei, sich damit zu befassen, weil die Nazizeit immer noch nachwirke. »Ich wohne in Berlin neben einer Synagoge, die immer bewacht ist.«

Sie interessiere sich für Sophie Scholl, aber sie würde sie nie als ihr Vorbild bezeichnen und schon gar nicht vereinnahmen: »In einer Demokratie politisch aktiv zu sein ist etwas ganz anderes als in einer Diktatur.«

Dass gerade Frauen sich dem politischen Aktivismus zuwenden, wundert Carla Reemtsma nicht. Sie alle fänden eine patriarchale Gesellschaft vor, die bei vielen Proteste auslösten und die wiederum zu Protesten gegen andere Ungerechtigkeiten führten.

Über den Videobildschirm sieht man Carla Reemtsma an ihrem Schreibtisch sitzen, an der Tür hängt ein Plakat mit einem Spruch: »Zu viele Widersprüche«. Reemtsma hört aufmerksam zu, wenn man ihr von den Widersprüchen in Sophie Scholls Leben erzählt.

Sie sagt, sie selbst mache die Erfahrung, dass Widersprüche eigentlich immer dazu verhelfen würden, genauer nachzudenken und eine bessere Lösung zu finden.

Sachelle Babbar / ZUMA Press / action press

Plakat mit falschem Scholl-Zitat bei einer »Querdenker«-Demo: Gefahren der Vereinnahmung

Regisseur Brüggemann

Daniel Hofer / laif

Promis im Promirausch

Skandale Wer steckt hinter #allesdichtmachen? Wenige Stars mit viel Strahlkraft bringen die harmoniesüchtige deutsche Film- und Fernsehszene in Bedrängnis.

Ohne Pandemie würde in diesen Wochen der Deutsche Filmpreis verliehen. Staraufläufe am Palais am Funkturm in Berlin-Charlottenburg, roter Teppich, Lola in Gold. Am Ende ständen Kulturstaatsministerin Monika Grütters und Filmakademie-Präsident Ulrich Matthes gemeinsam auf der Bühne, rund drei Millionen Euro Preisgelder wären vergeben. »Ein Glück, dass der Filmpreis jetzt nicht stattfindet«, sagt jemand, der sonst bei der Gala in den vorderen Reihen sitzt. »Wenn jemand von #allesdichtmachen gewinnen würde, würde der doch ausgebuht.«

In Branchen, in denen Streit offener ausgetragen wird, wäre die Aussicht auf Buhrufe wohl nicht der Rede wert. Nicht jedoch beim deutschen Film und Fernsehen: Hier wird traditionell bis zur Selbstverleugnung auf Harmonie gemacht. Das nächste Casting und der nächste Förderentscheid stehen schließlich an. Doch seit #allesdichtmachen ist das anders.

Noch nie hat es in der Branche so offene Kritik an Kollegen und Kolleginnen gegeben. »Unfuckingfassbar«, so der Kommentar von »Tatort«-Darstellerin Nora Tschirner zu den 53 Videos, die am Abend des 22. April online gingen. Als indirekte »Schützenhilfe für die ›Querdenker‹-Szene« bezeichnete Ulrich Matthes die Aktion. Während die Empörung in der Bevölkerung über die Clips, in denen sich teils berühmte Schauspieler wie Ulrich Tukur, teils kaum bekannte wie Katharina Schlothauer über die Coronapolitik der Bundesregierung mokieren, langsam abflaut, geht der Streit hinter den Kulissen weiter.

Denn #allesdichtmachen war kein spontaner Protest, der in seinen guten Intentionen »#womöglichgescheitert« ist, wie es Heike Makatsch in ihrer eiligen Entschuldigung für die Teilnahme auf Instagram verschlagwortete. Wer mitmachte, konnte genau wissen, worauf er oder sie sich da einließ. Und sehr viel mehr als die schließlich Beteiligten wollten gar nicht erst mitmachen.

Losgegangen sei es mit einer Gruppe von sechs Leuten, zu denen er selbst erst später dazugestoßen sei, sagt Dietrich Brüggemann. Der Regisseur und Drehbuchautor ist zur Stimme der Aktion geworden, Jan Josef Liefers zu ihrem Gesicht. In Talkshows verteidigt »Tatort«-Star Liefers die Videos: »Es gibt nicht nur auf der Seite der Erkrankten Trauer und Leid, sondern auch auf der Seite derer, die unter diesen Maßnahmen inzwischen nun wirklich anfangen zu leiden, die sehe ich nicht so richtig vertreten.« Dem SPIEGEL sagt Brüggemann: »Die Videos sollten unschwer als Persiflage auf die PR-Kampagnen der Bundesregierung zu den Coronamaßnahmen zu erkennen sein. Und sie handeln vom Leben mit den Maßnahmen, nicht von der Lage in Krankenhäusern.«

Die Namen der anderen Gründungsmitglieder will Brüggemann zu deren Schutz nicht nennen; dazu seien die Anfeindungen von außen zu massiv. Von anderen wird auch Volker Bruch genannt. »Es ging uns immer um Inhalte. Wer wann wen angerufen hat, um das alles möglich zu machen, spielt keine Rolle«, sagt Bruch auf Nachfrage.

Dass Brüggemann und Liefers nun als Sprecher fungieren, ist auch nur eine Notlösung. »Und wenn die Aktion dann mal in der Welt ist, dann schweigen wir«, heißt es in einem Schreiben, mit dem Kolleginnen und Kollegen angeworben werden sollten und das dem SPIEGEL vorliegt. Als Kontakt soll Brüggemann genannt worden sein. Keine Statements, keine Interviews, keine Gruppe, keine Sprecher solle es geben: »Kann sein, dass dann irgendwer Shitstorm machen will – aber warum genau? Wir sind doch einfach nur dafür. Jegliche Kritik läuft an uns ab wie Wasser am Lotusblatt.«

Auf diese Einschätzung vertrauten anscheinend viele. Liefers, der große TV-Star, Brüggemann, Gewinner des Silbernen Bären, dazu wohl Volker Bruch, der Serienheld von »Babylon Berlin« – die mutmaßlich treibenden Kräfte von #allesdichtmachen haben Strahlkraft.

Freunde und Kolleginnen aus dem engeren Kreis wurden offenbar schnell per-

sönlich rekrutiert, man kennt sich, man schätzt sich, man fragt wohl auch nicht so genau nach. »Promis im Promirausch«, nennt das ein Insider. Schließlich ist der große Hanns Zischler dabei, auch Moritz Bleibtreu, berichten manche, solle herumgefragt haben. Auf Anfrage bestätigt Bleibtreus Agentin nur, dass er selbst angefragt worden sei.

Andere aus der Branche, die man nicht so gut kennt, werden angeschrieben. Von denen stolpern einige über Begriffe wie »Propaganda«, die in dem Anschreiben benutzt werden. Propaganda sei andauernd zu sehen, und die schreie nach Satire, heißt es etwa.

Nachfragen seien von den Organisatoren unbefriedigend beantwortet worden, erzählt einer, der deshalb nicht mitgemacht hat. Andere sind klarer. Die Macher hätten nicht richtig erklärt, um was es geht und was es soll, sagt »4 Blocks«-Star Kida Khodr Ramadan in einem Instagram-Video zur Begründung, warum er abgelehnt hat. Seine Frage an die Initiatoren: »Wo ist euer fucking Problem?«

Die Unehrlichkeit, mit der die Bundesregierung ihre Maßnahmen den Bürgerinnen und Bürgern verkaufe, sei das Problem, sagt Brüggemann. »Der Lockdown wird als alternativlos gepriesen, dabei ist der in einem ungeheuren Maße zerstörerisch. Für Kinder, für Geringverdienende, für alle, die nicht im Homeoffice gut über die Runden kommen.« Um das sichtbar zu machen, habe man »die geschönten Botschaften der Bundesregierung in der Intensität noch weiter gesteigert«, also Kritik durch Überaffirmation betrieben.

Dieses rhetorische Muster findet sich in jedem der #allesdichtmachen-Texte mehr oder minder wieder. »Teilweise sprechen die Akteure ihre eigenen Texte, teilweise nicht, teilweise ist es eine Mischung«, sagt Brüggemann dazu, mehr nicht.

Erkenntnis durch Überdrehung ist Erzählprinzip vieler seiner Filme. In Brüggemanns Vergangenheitsbewältigungssatire »Heil« ist es mäßig aufgegangen, in seinem jüngsten Stuttgarter »Tatort« mit Richy Müller und Felix Klare, beide #allesdichtmachen-Teilnehmer, schon besser: Im Therapeutensprech fantasieren die Bewohner eines alternativen Wohnprojekts ein Mordopfer aus den eigenen Reihen daher. Dabei ist das Opfer eine alteingesessene Nachbarin, die die Gruppe in ihrer Selbstbezüglichkeit gar nicht zur Kenntnis genommen hatte.

Wegen solcher Twists ist Brüggemann gefragt. Seine »Tatorte« sind ambitioniert, aber nicht abgehoben. Mit einem Bein im öffentlich-rechtlichen System, mit dem anderen draußen – so könnte man seinen kreativen Status beschreiben. Aber auch seinen politischen?

Seitdem #allesdichtmachen online ist, haben User im Netz viele Details herausgefunden. Als »Coronazis« hat der Produzent der Videos Bernd K. Wunder im Frühjahr 2020 die Unterstützer der Regierungsmaßnahmen bezeichnet. Von Brüggemann, der auch als Musiker aktiv ist, ist ein Songschnipsel aufgetaucht. »Steckt euch euren Polizeistaat in den Arsch. Steckt euch eure Maskenpflicht in den Arsch. Steckt euch eure Abstandsregeln in den Arsch«, rezitiert eine mit dem Computer bearbeitete Stimme über einen minimalistischen Beat.

Bei dem Song handle es sich um einen Remix eines Clips, der im Netz kursiert sei. »Die, die unter den Maßnahmen leiden, haben tatsächlich keine Stimme. Die Politik hört sie nicht«, sagt Brüggemann. Das treibe dann jemanden zu »so einer Verzweiflungstat, die schon wieder einer absurden Kunstperformance« gleiche. Aus diesem Impuls sei der Remix entstanden.

Wie sich die vermeintlich engen Debatten über Corona öffnen lassen, dafür hat Brüggemann noch andere Beispiele parat. Für ihn ist der Mediziner Matthias Schrappe, der mitunter wissenschaftlich abseitige Positionen vertritt (»Lockdown ist Befürchtungspolitik«), zum Beispiel ein Experte, der nicht genug gehört werde.

Und dann ist da noch eine Initiative, die sowohl Brüggemann als auch Volker Bruch und seine Lebensgefährtin, die Schauspielerin Miriam Stein, offiziell unterstützen. Bürgerlich-freiheitsliebend kommt sie daher, aber unter den »Stimmen unserer Mitglieder« fand sich lange Zeit prominent auch ein den Holocaust verharmlosendes Corona-Statement: »Ein Stück Stoff dient wieder dazu, die Menschen in Gut und Böse zu trennen. Vor allem in Deutschland sollten wir es besser wissen.« Mittlerweile wurde es gelöscht. »Als ich vor ein paar Monaten das Positionspapier las«, heißt es von Volker Bruch ganz allgemein zu der Initiative, »war ich begeistert und habe sofort unterzeichnet. Jeder einzelne Punkt darauf ist unbedingt unterstützenswert und eigentlich selbstverständlich.« Ist das schon »Querdenken«?

Womöglich ist für die Film- und Fernsehbranche ein anderes Thema entscheidender: »Wie sollen die, die sich jetzt bekriegen, jemals wieder an einem Set zusammenarbeiten?«, fragt ein Regisseur, der wie so viele Kreative aus dem Regie-, Drehbuch- oder Produktionsbereich nicht bei #allesdichtmachen dabei sein wollte. Seitdem die Aktion freigeschaltet wurde, bricht sich das Misstrauen vollends Bahn. Mitarbeiter von TV-Sets melden sich und berichten von Stars, die bei Feiern gegen Alkohol- und Abstandsverbote verstoßen haben oder sich weigern, am Set Maske zu tragen – zum Beispiel Volker Bruch.

Auf SPIEGEL-Anfrage sagt der dazu, das sei ihm aus gesundheitlichen Gründen nicht möglich. »Für Schauspieler ist das Tragen von Masken am Set aber ohnehin schwierig. Das wäre in etwa so, wie wenn man einem Gitarrenspieler Fäustlinge anzieht. Wir brauchen unser Gesicht.«

Was nun? Trotz aller Meinungsunterschiede gemeinsam weitermachen? Wenn ja, wie? Es sind Fragen, die sich im Verlauf der Pandemie viele Familien und Freundeskreise stellen mussten.

Die Film- und Fernsehbranche lebt diesen Konflikt nun verspätet, aber umso öffentlicher aus. Ob sie ihn lösen kann, wird sich zeigen. Der Deutsche Filmpreis ist jetzt für den 1. Oktober angesetzt.

Christian Buß, Alexander Kühn,
Hannah Pilarczyk, Jurek Skrobala

Eventpress / imago images

Steffens / ddp images

Stars Liefers, Bruch: »Jegliche Kritik läuft an uns ab wie Wasser am Lotusblatt«

Sexpuppen und CryptoPunks

Digitaler Wandel Neue Technologien wirbeln den Kunstmarkt auf. Kreative entdecken die Möglichkeiten, Sammler zahlen Millionen für zappelnde Bilder und ein paar Datensätze.

Louisa Clement sitzt am Arbeitstisch in ihrem Atelier, das auch ihr Wohnzimmer ist. Auf dem Sofa hinter ihr im Raum hocken zwei Frauen, sie sehen der 33-jährigen Künstlerin sehr ähnlich. Immer wieder mischen sich die Doppelgängerinnen ins Gespräch ein, plappern in englischer Sprache; die eine sagt, sie habe auf alles eine Antwort, die andere findet, das müsse man nicht erwähnen.

Die beiden Doubles sind aus Kunststoff, insgesamt zehn sollen produziert werden. Clements Körper wurde dafür gescannt, die Maße gingen an einen chinesischen Hersteller von Sexpuppen. An der Persönlichkeit wird noch gearbeitet, eine Informatikprofessorin soll den Computern in den Puppen beibringen, was die Künstlerin typischerweise sagt, wie sie denkt.

Die Puppen verfügten nicht nur über künstliche Intelligenz, sie seien auch sexuell funktionsfähig, sagt Clement. Die Sammler, die ihre Ebenbilder erwerben, dürften sich vorstellen, sie lebten mit der Künstlerin zusammen.

Selbstporträts haben eine lange Tradition in der Kunstgeschichte, solche aber hat es noch nie gegeben. Clements Arbeit, die bald in der Kunsthalle Gießen ausgestellt wird, steht für den Beginn einer Epoche, in der Kunst und Technologie immer weiter verschmelzen.

Die Minirock und Nagellack tragenden Puppen sollen typische weibliche Selbstdarstellungen im Netz veranschaulichen, zum Beispiel auf Instagram oder Tinder; sie sind sozusagen das anfassbare Internet. Clement macht die Digitalisierung des Lebens und Fühlens zum Thema, die durch die Pandemie in den vergangenen Monaten so beschleunigt wurde.

Genau dieser Umbruch sorgt im Moment dafür, dass sich die Kunstbranche massiv verwandelt, dass immer mehr Werke nur noch als Datensätze existieren. Eine neue vermögende Klientel kauft künstliche Kunst in künstlichen Welten ein. Bezahlt wird in verschiedenen Währungen, manchmal in virtuellen, in Bitcoin oder Ether.

In der Vergangenheit reagierte die Kunstwelt – obwohl sie doch als fortschrittlich gilt – oft mit skeptischer Verzögerung auf Neuerungen, vor allem auf technische. Das war so bei der Fotografie, die um 1830 erfunden wurde, viele Jahrzehnte später war es so beim bewegten Bild, zuletzt bei den VR-Brillen. Das Internet war für die Branche nicht viel mehr als eine Art schwarzes Brett, um auf Ausstellungen und Öffnungszeiten hinzuweisen. Es gab ein paar Netzkünstler, aber die waren Nischenkünstler.

Jetzt erst ändert sich das. Während andere Kulturbranchen in der Pandemie wie gelähmt wirken, erlebt der Kunstbetrieb eine Revolution.

Nicht jeden erfreut das, denn plötzlich gelten nicht mehr die alten Vorstellungen davon, was ernst zu nehmende Kunst ist. Den Anschluss verpassen will aber auch keiner: Das Auktionshaus Phillips versteigerte vor Kurzem für über vier Millionen Dollar eine kurze filmische Sequenz, die einen Fotokopierer zeigt. Eine Anspielung auf die Vervielfältigungstechniken, die in den guten alten Zeiten modern waren. Das Werk namens »Replicator« ist dagegen so programmiert, dass es von sich aus weitere und ganz andere Bilder erzeugen kann.

Und Christie's, der weltweit umsatzstärkste Versteigerer, wird im Mai neun Darstellungen von Avataren anbieten: Sie heißen CryptoPunks, sind pixelige Figuren. Die Softwarefirma, die sie erfand, hatte die Dateien anfangs noch verschenkt. 10 000 verschiedene Versionen kursieren, für die neun in der Auktion rechnet das Auktionshaus mit einem Erlös von bis zu neun Millionen Dollar.

Courtesy the Artist and Phillips

Digitales Werk »Replicator«
Anspielung auf gute alte Zeiten

Ein Videoanruf bei Dirk Boll, an diesem Tag ist er aus dem Homeoffice zurückgekehrt in sein Büro bei Christie's. Boll, ein Deutscher, ist für das Geschäft in Europa, Russland, Indien und dem Nahen Osten zuständig. Regelmäßig analysiert er den Kunstmarkt, in seinem jüngsten Buch beschreibt er, welche Krisen den Markt in der Vergangenheit kalt erwischt haben: im Jahr 2000 das Platzen der sogenannten Dotcom-Blase, 2009 die Weltfinanzkrise nach dem Zusammenbruch der US-Investmentbank Lehman Brothers.

Dieses Mal geht es aber nicht darum, eine Krise zu überstehen, um dann so weiterzumachen wie zuvor. Die Branche steckt selbst in einer Metamorphose. Sie wirke zugänglicher, aber auch schneller denn je, sagt Boll, immer müsse schon der nächste Gedanke gedacht werden.

Der digitale Wandel vollzieht sich in der Branche auch deshalb, weil Galerien und Auktionshäuser angesichts nachlassender Umsätze zum Experimentieren gezwungen sind. Nach einem schwachen Vorjahr sank der weltweite Umsatz im ersten Coronajahr 2020 um mehr als 20 Prozent auf 50 Milliarden Dollar.

Gestiegen ist immerhin der über Online-Vertriebswege erzielte Umsatz, er verdoppelte sich auf 12,4 Milliarden Dollar. Und: Zwei Drittel der Sammler gaben in einer Umfrage der Messe Art Basel an, sich jetzt noch mehr für Kunst zu interessieren als vor der Pandemie. Vor allem fühlt sich ein internationales, jüngeres und nerdigeres Publikum angezogen. Auch das steht für das neue Zeitalter.

In den vergangenen Jahrzehnten hatte sich in der Kunstwelt ein regelrechtes Jetset-Leben rund um den Globus entwickelt, es galt das Gebot, sich möglichst oft blicken zu lassen, auf Messen und Partys, in Seoul, in Miami. Kunst war auch eine gesellschaftliche Währung.

»Immer und überall dabei zu sein ist aber nicht mehr zeitgemäß«, sagt Esther Schipper heute. Schipper ist eine der einflussreichsten Galeristinnen der Welt, ihr Hauptsitz befindet sich in Berlin, sie ist international tätig und auch in Asien bestens vernetzt. Berufsbedingt war sie Vielfliegerin.

Im Mai findet trotz Corona erstmals wieder eine der großen Messen statt, die Art Basel in Hongkong. Schipper hat sich für diese Art der Teilnahme entschie-

Dominik Asbach / DER SPIEGEL

Künstlerin Clement: Tinder zum Anfassen

den: Ihre zum Verkauf stehenden Werke werden vor Ort und dort gut bewacht sein, Kunden dürfen kommen, die Galeristin und ihre Mitarbeiter schalten sich dagegen aus der Ferne und online zu. Ihre Branche müsse sich neu finden, sagt Schipper. Dass sie alle so bedenkenlos umhergeflogen seien, »als ob das Klima nicht leide«, habe zu einem Glaubwürdigkeitsproblem geführt. Nun könne die Digitalisierung den Galerien helfen, die Präsenzpflicht zu lockern.

Für manche in der Branche fühlt sich diese Zeit an wie ein Crashkurs: Wie zeigt man Kunst im Netz? Wie verkauft man sie dort? Und wo sind die Werke, die diesen neuen Zeitgeist bereits atmen?

Es gibt sie, aber übers Sofa hängen kann man sich viele von ihnen nicht. Millionen Dollar (oder Bitcoin) werden für sogenannte NFTs ausgegeben – ein NFT, ein Non-Fungible Token, ist eine nicht fälschbare Einheit. Es muss sich dabei nicht einmal um ein virtuelles Bild handeln, es kann ebenso ein anderer Datensatz sein – wichtig ist: Im Netz, wo sich alles ständig verbreitet und vervielfältigt, lässt sich mit der entsprechenden Technologie das Original, die Proto-Datei, ausmachen.

Allein dieser Status als Unikat macht die Werke attraktiv für eine neue Käuferschicht – und sorgt für Hypes: Der Digitalkünstler Beeple etwa, früher nicht besonders erfolgreich, ist nun ein Star. Christie's versteigerte die verschlüsselte Datei einer mosaikhaften Collage im März für 69 Millionen Dollar. Die letzten Minuten der Online-Auktion verfolgten mehr als 22 Millionen Menschen. Die CryptoPunks, die bald bei Christie's zur Versteigerung kommen, zählen zu den frühesten NFTs. Altmeister, wie Boll sie nennt.

Früher war der Kunstmarkt geteilt, Galeristen waren die Manager und Verkaufsleiter ihrer Künstler, Händler und Versteigerer haben hingegen wenig mit ihnen zu tun; sie verdienen ihr Geld damit, solche Werke zu veräußern, die bereits einen oder mehrere Besitzerwechsel hinter sich haben, die 20 oder 200 Jahre alt sind. Doch diese Grenzen verwischen, sie sind den NFT-Künstlern auch gleichgültig, wozu brauchen sie eine Galerie? Im Notfall bieten sie ihre Bilder selbst an, etwa auf Instagram.

Wie diese Entwicklung den traditionellen Markt auf den Kopf stellt, zeigt sich in Berlin. Im echten Leben hat die Galerie Johann König ihren Sitz in der elegant umgebauten Kreuzberger Kirche St. Agnes, doch im April veranstaltete sie eine mehrtägige Versteigerung auf der Onlineplattform Decentraland.

In vielen Galerien wird nicht an jeden verkauft, der Geld hat. In die Kundenkarteien kommen nur Auserwählte. Bei Königs digitaler Auktion konnte dagegen jeder mitbieten, der bereit war, eine virtuelle Gestalt anzunehmen; Decentraland funktioniert wie ein Computerspiel und sieht auch so aus, Königs Galerie ist als Comicversion dabei. An den Wänden hingen ein Cartoon in Achtzigerjahre-Optik, eine hyperkitschige Elfenfigur in Pastelltönen und ein Film, in dem eine lilafarbene Ballonskulptur eine Treppe herunterwabbelte. Alle Objekte standen per Mausklick direkt zur Versteigerung.

Jeder Teilnehmer musste seinen Avatar selbst einkleiden, das wirkte so kindisch, dass man kaum glauben mochte, dass der Zweck der bunten Figuren war, echtes Geld auszugeben. Am Ende verkaufte König nach eigenen Angaben neun von zehn Exponaten für insgesamt 119 100 Dollar. Fast alle Werke gingen an Käufer, die man heute Kryptosammler nennt – oft sind es

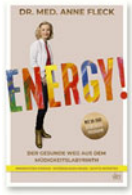
SPIEGEL Bestseller

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin »buchreport« (Daten: media control); nähere Informationen finden Sie online unter: **spiegel.de/bestseller**

Belletristik

1	(1)	**Juli Zeh** **Über Menschen**	Luchterhand; 22 Euro
2	(2)	**Amanda Gorman** **The Hill We Climb**	Hoffmann und Campe; 10 Euro
3	(3)	**Benedict Wells** **Hard Land**	Diogenes; 24 Euro
4	(–)	**Karsten Dusse** **Achtsam morden am Rande der Welt**	Heyne; 20 Euro
5	(4)	**Helga Schubert** **Vom Aufstehen**	dtv; 22 Euro
6	(5)	**Steffen Kopetzky** **Monschau**	Rowohlt Berlin; 22 Euro
7	(8)	**Ewald Arenz** **Der große Sommer** DuMont; 20 Euro Ein Junge muss in den Ferien lernen und kann deshalb nicht in den Urlaub. Ein Roman über die Frage, wann sich ein Lebensweg entscheidet.	
8	(11)	**Matt Haig** **Die Mitternachtsbibliothek**	Droemer; 20 Euro
9	(10)	**Carsten Henn** **Der Buchspazierer**	Pendo; 14 Euro
10	(–)	**Christina Henry** **Die Chroniken von Alice. Dunkelheit im Spiegelland**	Penhaligon; 18 Euro
11	(6)	**Alena Schröder** **Junge Frau, am Fenster stehend, Abendlicht, blaues Kleid**	dtv; 22 Euro
12	(7)	**Dirk Roßmann** **Der neunte Arm des Oktopus**	Lübbe; 20 Euro
13	(–)	**Martin Walker** **Französisches Roulette**	Diogenes; 24 Euro
14	(9)	**Joël Dicker** **Das Geheimnis von Zimmer 622**	Piper; 25 Euro
15	(12)	**Christian Kracht** **Eurotrash**	Kiepenheuer & Witsch; 22 Euro
16	(17)	**Susanne Abel** **Stay away from Gretchen**	dtv; 20 Euro
17	(15)	**Mithu M. Sanyal** **Identitti**	Hanser; 22 Euro
18	(18)	**Stephen King** **Später**	Heyne; 22 Euro
19	(14)	**Marc Elsberg** **Der Fall des Präsidenten**	Blanvalet; 24 Euro
20	(19)	**Bernardine Evaristo** **Mädchen, Frau etc.**	Tropen; 25 Euro

Sachbuch

1	(1)	**Ferdinand von Schirach** **Jeder Mensch**	Luchterhand; 5 Euro
2	(3)	**Frank Schätzing** **Was, wenn wir einfach die Welt retten?**	Kiepenheuer & Witsch; 20 Euro
3	(–)	**Marc Friedrich** **Die größte Chance aller Zeiten**	Finanzbuch; 22 Euro
4	(2)	**Anne Fleck** **Energy!** dtv; 25 Euro Wer ist nach den endlosen Monaten des Lockdowns nicht müde und erschöpft? Die Autorin ist Ärztin und verspricht professionelle Abhilfe.	
5	(4)	**Sahra Wagenknecht** **Die Selbstgerechten**	Campus; 24,95 Euro
6	(–)	**Robert Marc Lehmann** **Mission Erde**	Ludwig; 24 Euro
7	(5)	**Richard David Precht** **Von der Pflicht**	Goldmann; 18 Euro
8	(6)	**Mai Thi Nguyen-Kim** **Die kleinste gemeinsame Wirklichkeit**	Droemer; 20 Euro
9	(–)	**Janina Kugel** **It's now**	Ariston; 22 Euro
10	(19)	**Gabriele von Arnim** **Das Leben ist ein vorübergehender Zustand**	Rowohlt; 22 Euro
11	(8)	**Igor Levit / Florian Zinnecker** **Hauskonzert**	Hanser; 24 Euro
12	(11)	**Veit Lindau** **Genesis**	Gräfe und Unzer; 19,99 Euro
13	(12)	**Sophie Passmann** **Komplett Gänsehaut**	Kiepenheuer & Witsch; 19 Euro
14	(9)	**Natalie Amiri** **Zwischen den Welten**	Aufbau; 22 Euro
15	(14)	**Barack Obama** **Ein verheißenes Land**	Penguin; 42 Euro
16	(17)	**Gerald Hüther** **Liebesigkeit macht krank**	Herder; 18 Euro
17	(15)	**Robert Habeck** **Von hier an anders**	Kiepenheuer & Witsch; 22 Euro
18	(20)	**Isabel Allende** **Was wir Frauen wollen**	Suhrkamp; 18 Euro
19	(7)	**Katja Gloger / Georg Mascolo** **Ausbruch**	Piper; 22 Euro
20	(–)	**Edward Brooke-Hitching** **Der Atlas des Himmels**	Knesebeck; 35 Euro

Internetunternehmer. König spricht von einem »ordentlichen Spurwechsel«, den er vollziehe, um mit der Szene mitzuhalten. Es klingt, als herrschte trotz der schwierigen Zeit fast schon Goldgräberstimmung.

Womöglich sind die neuen Käufer aber keine neuen Kunstliebhaber, sondern wollen einfach bei einem Internettrend dabei sein. Vielleicht wollen sie auch ausnutzen, dass das alles auch fiskalisches Neuland ist und es in steuerlicher Hinsicht noch Interpretationsspielräume gibt.

Bekannte Künstlerinnen wie etwa Hito Steyerl kritisieren, dass es den Betreibern einschlägiger Plattformen sowie den Käufern sogar nur darum gehe, Kryptogeld an Steuerbehörden vorbei zu investieren; dass die Bilder ästhetisch nicht wertvoller seien als »Schlumpfsammlungen«.

Doch könnte diese Abwehrhaltung, die es bei vielen gibt, auch ein typischer Reflex innerhalb der Kunstwelt sein. Selbst Andy Warhols Abbilder von Tomatendosen oder Damien Hirsts eingelegte Haie stießen zuerst auf Vorbehalte, bevor sie teuer wurden. Und im 19. Jahrhundert mussten sich bereits die Impressionisten von Zeitgenossen vorwerfen lassen, sie würden mit ihren flirrenden, rasch gemalten Bildern keine echte Kunst schaffen.

Der Kunstmarkt funktioniere in gewisser Weise wie eine Steinzeitökonomie, sagt die Berliner Galeristin Schipper: Galeristen nähmen sich viel Zeit, um herausragende Werke an gute Adressen zu vermitteln, davon lasse sich eine Zeit lang leben. Parallel dazu finde aber durch die intensivere Technologisierung eine faszinierende Veränderung statt, »die uns neu nachdenken lässt über Materialität und Immaterialität«.

Die in den USA lebende deutsche Künstlerin Diemut Strebe nahm diese Verbindung von Technologie, Wissenschaft und Kunst vorweg. 2014 setzte sie einen Bioprinter ein, der aus gezüchteten Zellen Gewebe herstellen kann, sie ließ das Ohr Vincent van Goghs nachformen – als Ersatz für jenes, das der Maler sich 1888 abgeschnitten hatte; die DNA stammte von einem Nachfahren des Bruders van Goghs. Strebe brachte Moleküle und Verfahren zum Einsatz, die nun für die Herstellung des Corona-Impfstoffs wichtig sind. Ihre jüngere Maschinenskulptur »The Prayer« erzeugt, ganz autonom, sakrale Gesänge und Gebete, die sich aus Liedern aller Religionen speisen.

Die NFT-Spielereien, so sagt Strebe, seien dagegen keine Kunstwerke – sondern in einer digitalen Warenwelt produzierte Sammelbildchen.

Vielleicht stimmt das. Oder aber die Zukunft der Kunst fängt gerade erst an.

Ulrike Knöfel, Carola Padtberg

Toxische Herrschaft

Schauspiel Das Maxim Gorki Theater in Berlin zählt zu den wichtigsten Bühnen des Landes. Doch Mitarbeiter werfen Intendantin Shermin Langhoff nun Machtmissbrauch vor.

Das Maxim Gorki Theater in Berlin wurde mehrfach zum Theater des Jahres gewählt und mit Kulturpreisen gewürdigt. Doch intern knallt es – und das schon seit Jahren.

Zum Ende der Spielzeit werden wohl mindestens acht Leute das Theater verlassen haben, darunter allein alle vier Regieassistenten. Trotz oft unsicherer Beschäftigungsverhältnisse ist eine solche Fluktuation ungewöhnlich in der Branche. Zudem wollen sich Mitarbeiter an die Kulturverwaltung des Berliner Senats wenden, um sich über das Verhalten von Intendantin Shermin Langhoff zu beschweren – mal wieder, muss man sagen. Es ist das zweite Mal innerhalb von anderthalb Jahren, dass eine Gruppe vom Gorki diesen Weg wählt. Doch geändert hat sich bislang wenig.

15 aktuelle und ehemalige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Theaters schilderten gegenüber dem SPIEGEL eine toxische Arbeitsumgebung, und dafür spricht auch ein Mailverkehr zwischen Mitarbeitern und der Vertrauensstelle Themis, an die sich Beschäftigte aus Kreativbranchen wenden können, um Übergriffe zu melden. Der SPIEGEL konnte ihn einsehen.

Bei den Vorwürfen gegen die Intendantin Langhoff geht es nicht um eine exzentrische, aber begnadete Chefin, die ab und zu ausflippt, wenn der Stress zu viel wird.

Die Mitarbeiter schildern vielmehr, dass sie ein »Klima der Angst« erschaffe, regelmäßig andere Menschen in Grund und Boden brülle und auch körperlich übergriffig werde. Aus Furcht vor persönlichen Konsequenzen wollen alle Betroffenen anonym bleiben. Kritik zu äußern, heißt es übereinstimmend, sei im Gorki Theater nicht mehr möglich.

An vielen Bühnen in Deutschland herrschen bis heute Machtstrukturen vor, die wenig mit moderner Führung gemein haben: Befristete Bühnenverträge sind die Regel, die Intendanz kann Verträge »aus künstlerischen Gründen« jederzeit auslaufen lassen – die Theaterschaffenden hängen fast immer von der Gunst Einzelner ab. Die Intendanten – es sind überwiegend Männer, Langhoff gehört zu den wenigen Ausnahmen – gestalten nicht nur kreativ, sondern besitzen auch die Hoheit über die Arbeitsverträge; eine ziemliche Machtfülle in den Händen einer Person.

Zudem ist das Theater ein kreativer Raum, wo jeder und jede für die Sache brennen muss, um das Arbeitspensum und ökonomische Unsicherheiten auszuhalten. Vielleicht kommt es deshalb oft zu Grenzüberschreitungen, vielleicht wird deshalb gerade so intensiv über Machtmissbrauch am Theater debattiert: Zuletzt musste Volksbühnen-Intendant Klaus Dörr nach Machtmissbrauchs- und Sexismusvorwürfen gehen, das Schauspielhaus Düsseldorf versucht gerade, Rassismusvorwürfe des Schauspielers Ron Iyamu aufzuarbeiten.

Die Vorwürfe gegen Langhoff am Gorki sind besonders ernüchternd. Denn sie war explizit mit dem Anspruch angetreten, alte Machtstrukturen zu beseitigen.

Als erste türkischstämmige Theatermacherin übernahm sie 2013 das Staatstheater. Zuvor arbeitete sie unter anderem als

Tibor Bozi / Redux / laif

Theatermacherin Langhoff: »Das Gorki bin ich!«

Ute Langkafel / MAIFOTO

Gorki-Stück »The Situation« 2015: Meilenweit entfernt von der Wirklichkeit hinter der Bühne

Kuratorin des Berliner Theaters HAU Hebbel am Ufer und an der von ihr neu gegründeten Kleinbühne Ballhaus Naunynstraße. Bereits da etablierte sie, was später auch das Gorki Theater bundesweit bekannt machen sollte: Sie holte hauptsächlich Schauspieler und Theaterschaffende mit Migrationsgeschichte an ihr Haus – und präsentierte deren Erfahrungen auf der Bühne. Damit veränderte Langhoff die Theaterlandschaft.

Zudem verpflichtete sie Geflüchtete und baute mit ihnen ein eigenes Exil-Ensemble auf; provokante Kunst wie das Happening »Flüchtlinge fressen« von der Kunstgruppe »Zentrum für Politische Schönheit« fand vor dem Gorki statt, im Theater gab es »Radikale Jüdische Kulturtage«. Noch heute wollen viele Kreative unbedingt an diese Bühne, die, so schien es bislang, den klassischen deutschen Theatermuff hinter sich gelassen hat.

Zunächst leitete Langhoff das Gorki gemeinsam mit Jens Hillje. Doch der Dramaturg arbeitet seit knapp zwei Jahren nicht mehr mit ihr an der Spitze, seitdem ist Langhoff Alleinherrscherin. Bereits zuvor, so beschreiben es einige, habe sich das Klima spürbar verändert, weg von einem kooperativen Miteinander hin zu einem Ort der Angst. Langhoff nutze Wut als Methode, so eine ehemalige Mitarbeiterin.

Als Anlass für ihre regelmäßigen Zornausfälle würden Kleinigkeiten genügen; eine Formulierung in einem Programmzettel, die ihr nicht gefalle, eine Mitarbeiterin, die sie bei einer Sitzung vermisse. »Es ist dann, als stünde Langhoff neben sich, man dringt nicht zu ihr durch«, sagt eine ehemalige Mitarbeiterin. Ein gemeinsames Arbeiten sei nicht mehr möglich, weil man bei jedem Wort Angst habe, den nächsten Wutanfall zu provozieren.

Langhoff offen zu kritisieren könne böse Konsequenzen haben: Wer Aspekte einer Inszenierung infrage stelle, werde in den Versammlungen vorgeführt. Teile man ihr Sorgen über Produktionen mit, reagiere sie mitunter mit Häme. Die Ausbrüche seien immer gravierender geworden.

Einmal solle sie sich in einem Mitarbeitergespräch darüber beschwert haben, dass niemand ihr, Langhoff, dankbar sei, stattdessen seien alle gegen sie. Dabei sei sie doch die Erste gewesen, »die Kanaken auf eine deutsche Bühne« gebracht habe. »Das Gorki bin ich!«, habe sie gerufen.

Mitarbeiter geben zudem an, dass Langhoffs Verhalten körperlich übergriffig sein könne: Langhoff komme Menschen sehr nah. Es gebe Anzüglichkeiten und Bemerkungen über das Aussehen, Anfassen, ungewollte Umarmungen. Man wolle keinen Klaus Dörr aus ihr machen, aber sie verstehe keine Grenzen. Beschwere man sich darüber, heißt es, man sei »zu prüde« oder »zu protestantisch erzogen«.

Vom SPIEGEL mit den Vorwürfen konfrontiert, meldet sich Langhoff über ihren Anwalt. Zu Einzelfällen könne man sich aus Datenschutzgründen nicht äußern. Die Fluktuation am Theater sei jedoch ein normaler Prozess, Beschwerden seien »auf- und abgearbeitet worden«. Im Übrigen lege die Intendantin »Wert darauf, dass künstlerische Prozesse und die Auseinandersetzungen darüber zwischen den Beteiligten geführt, nicht aber über Medien ausgetragen werden«.

Jörg Carstensen / dpa

Politiker Lederer
»Weder beschützt noch begleitet«

Ein erster Mediationsprozess im Jahr 2018 zwischen ihr und Mitarbeitern zog sich über Monate und sei ins Leere gelaufen, so die Mitarbeiter, weitere mediierte Gespräche mit ihr im Sommer 2019 ebenfalls.

Auch die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die jetzt mit dem SPIEGEL sprachen, wollten die Vorwürfe lange Zeit intern klären. Eine besonders heftige verbale Attacke im Oktober 2019 hätte mehrere Personen jedoch dermaßen geschockt, so beschreiben es Beobachter, dass neun Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter beschlossen, sich zu wehren. Sie schrieben einen Brief an die Intendantin, den der SPIEGEL einsehen konnte. Darin beklagen sie sich über eine belastende Arbeitskultur, Beleidigungen, verbale Gewalt und Angst.

Statt der Gruppe bei einem anschließenden Gespräch einen Lösungsvorschlag zu unterbreiten, habe Langhoff ihnen vorgeworfen, dass Gorki zerstören und die Macht übernehmen zu wollen.

Die neun Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen wandten sich daraufhin im November 2019 an die Vertrauensstelle Themis. Langhoff war von ihnen in einem weiteren Schreiben, das der SPIEGEL einsehen konnte, über den Schritt informiert worden. Themis gab die Beschwerde an den Berliner Senat weiter, auch Kultursenator Klaus Lederer war nun im Bilde, wie aus einer Mail hervorgeht. Im Dezember kam es zu einem Gespräch mit den Beschwerdeführern und Lederers Mitarbeitern. Sie hätten sich zunächst gut aufgehoben gefühlt, sagen die Gorki-Leute.

Als Reaktion setzte der Senat im Frühjahr 2020 erneut eine Mediation mit Langhoff in Gang. Man habe versprochen, diese eng zu begleiten, die Mitarbeitenden zu schützen. Doch obwohl Vertraulichkeit zugesichert worden war, seien Langhoff die Inhalte der Beschwerde zugespielt worden, so die Mitarbeiter.

Langhoff lässt mitteilen, dass sie über den Inhalt von Beschwerden an die Senatsverwaltung im Detail nicht informiert worden war; es sei aber mitgeteilt worden, dass Anlass zu arbeits- oder strafrechtlichen Konsequenzen nicht festgestellt werden konnte.

Das Mediationsgespräch mit Langhoff sei für ihn schrecklich gewesen, sagt ein Beteiligter. Sie habe geweint und gewütet, aber nichts an ihrem Verhalten geändert. Vom Senat habe man sich, so die Gruppe, weder beschützt noch begleitet gefühlt.

Im Dezember 2020 soll der Berliner Senat den Vertrag von Shermin Langhoff bis 2026 verlängert haben. Von den neun Mitarbeitern, die sich über Langhoff beschwerten, wird zum Ende der Spielzeit wohl fast niemand mehr am Haus sein. Manche sind schon gegangen, weil sie es nicht mehr aushalten.

Warum nahm die Senatsverwaltung das Problem nicht ernster? Will Lederer eine Theatermacherin wie Langhoff, die dem Gorki ein hippes Image verleiht und so implizit auch ihm, nicht verlieren?

Auf Anfrage des SPIEGEL teilt die Senatsverwaltung mit, sie könne Fragen zu den Vorgängen mit Blick auf die Fürsorgepflicht gegenüber der Gorki-Intendanz und den Mitarbeitern nicht beantworten. Für eine rechtliche Prüfung der betroffenen Persönlichkeitsrechte benötige man auch infolge »pandemiebedingter Dienstbetriebseinschränkungen« mehr Zeit.

Dass mit der Beschwerde der Mitarbeiter nicht angemessen umgegangen wurde, scheint man in der Behörde geahnt zu haben. Hierauf deutet eine Mail der Senatsverwaltung an die zweite Gruppe von Mitarbeitern hin, die sich jetzt beschweren will. Über mögliche Wege zur Klärung heißt es hier: »Der erste führt zu Themis. Und in der Folge zu einem zwischen Themis, uns und den Betroffenen abgesprochenen Verfahren, in dem das weitere Vorgehen genau beschrieben, verabredet und festgelegt wird. Das haben wir in dieser Klarheit in dem vorhergehenden Prozess nicht kommuniziert und eingehalten.« Man habe hier dazugelernt.

Das Gorki und seine Intendantin wurden in den vergangenen Jahren von Rechtsextremen attackiert. Im Berliner Kulturausschuss forderte die AfD, dem Haus die Mittel zu kürzen. Lange habe man die Sorge gehabt – so betonen es viele, mit denen der SPIEGEL sprach –, mit der Kritik an Langhoff rechte Kräfte zu nähren und einen Skandal über das »Projekt Gorki« zu provozieren. Man komme aber nicht mehr damit zurecht, dass sich der egalitäre Anspruch des Theaters meilenweit von der Wirklichkeit hinter der Bühne entfernt habe.

Zuletzt erreichte alle Gorki-Mitarbeiter eine Mail ihrer Intendantin. Man bemühe sich stets um eine Verbesserung der Kommunikation und Konfliktbewältigung, heißt es darin. Unter anderem wird auch auf Diskriminierungsbeauftragte hingewiesen, die es gebe. Mehrere Mitarbeiter geben an, sie hätten davon noch nie zuvor gehört. Langhoff lässt über ihren Anwalt mitteilen, 2017 seien Antidiskriminierungsbeauftragte benannt worden. Hierüber sei etwa in Aushängen am Mitarbeitereingang informiert worden.

Langhoff selbst versteht das Gorki, so steht es noch heute auf der Theater-Website »als (...) Ort, an dem Konstruktionen von Nation, Identität und Zughörigkeit hinterfragt werden«.

Ein ehemaliger Mitarbeiter sagt: »Wer am Gorki anfängt, erlebt die größte Entzauberung.« Elisa von Hof

SPIEGEL TV Programm

Schwertransportfahrerin Iwona Blecharczyk

SPIEGEL GESCHICHTE

SONNTAG, 2. 5., 17.45 – 18.35 UHR, SKY

Die Liga vor der Liga – Fußball nach dem Krieg

Schon kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurde im besetzten Deutschland wieder Fußball gespielt. Den Siegern war wichtig, dass die Menschen nicht nur ihr Land wiederaufbauen, sondern auch Kultur und Sport gefördert werden. Bereits im November 1945 nahm die Oberliga Süd in der amerikanischen Zone den Spielbetrieb auf. Die erste Deutsche Meisterschaft gewann 1948 der 1. FC Nürnberg.

SPIEGEL TV

MONTAG, 3. 5., 23.25 – 0.00 UHR, RTL

Lockdown und Grundrechte – Wie ist die Lage der Nation?

Long-Covid-Patienten, die für eine gesunde Zukunft trainieren, Schnitzel im Restaurantwohnwagen und Christian Drosten als Räuchermännchen, dazu Bier, das weggekippt wird, und Polizisten am Rande des Nervenzusammenbruchs: eine Woche Deutschland total.

Polizeikontrolle während Ausgangssperre

ARTE RE:

DIENSTAG, 4. 5., 19.40 – 20.15 UHR, ARTE

Frauen im Riesentruck – Das Ende einer Männerbastion

Das Fahren von Schwerlasttransportern gilt als die Königsdisziplin der Trucker. Bis vor wenigen Jahren waren die sperrigen Ungetüme mit Überlänge, Überbreite und Begleitfahrzeugen eine der letzten Männerbastionen. Doch die ersten Frauen sind auf den Fahrersitz der Riesentrucks gerückt und bugsieren Brückenteile, Tankkessel oder Windradrotoren durch Europa.

SPIEGEL TV WISSEN

MITTWOCH, 5. 5., 20.15 – 21.45 UHR, SKY
und bei allen führenden Kabelnetzbetreibern

Todesfalle Wetter

Waldbrand in Kansas, USA

Die Serie berichtet von Jahrhunderttornados, Schneekatastrophen und unkontrollierbaren Flächenbränden. Neben Menschen, die die Naturgewalten erlebt haben, kommen Experten zu Wort, die erklären, wie die Natur diese zerstörerische Kraft entwickeln kann.

Öl im Getriebe

Popkritik Der Rapper Danger Dan wird auf seinem neuen Album zum politischen Liedermacher. Das funktioniert besser als gedacht.

Aus Subversion kann sehr schnell Affirmation werden, aus Protest Kollaboration. Damit geht es los, damit setzt Danger Dan, 37 Jahre alt, geboren als Daniel Pongratz, gleich den Ton auf seinem neuen Album. Im ersten Song »Lauf davon« singt er darüber, dass er sich für einen Job in einer hippen Agentur bewirbt, mit sympathischem Foto und Lebenslauf. Der Chef: ein Start-up-Unternehmer, der ein Ramones-Shirt zu Sneakern trägt. Er geht dann nicht in die Agentur, sondern läuft davon, und so wird aus Daniel Pongratz Danger Dan. Die Erkenntnis: »Schwerer, als reinzukommen, ist es, wieder rauszukommen.«

Die Frage, die Danger Dan damit gleich am Anfang seines neuen Albums stellt, lautet also: Wird er, heute Praktikant, morgen Aufsteiger, irgendwann auch nur ein Start-up-Chef mit Ramones-Shirt sein? Oder, übertragen: Verkauft sich da ein Angepasster als Systemgegner? Ist da jemand kein Sand, sondern Öl im Getriebe?

Danger Dan war bisher bekannt als Rapper in der Band Antilopen Gang. Das linke Spektrum des Genres ist in Deutschland überschaubar, die Antilopen Gang hat da ihren festen Platz mit Liedern wie »Baggersee«. Darin fantasiert sie darüber, eine Atombombe auf Deutschland abzuwerfen, weil das Land auch heute noch wegen der Nazi-Großeltern unrettbar schuldig ist: »Der historische Fehler, dass Deutschland existiert, wird durch den Baggersee hier und heute korrigiert.«

Jaro Suffner

Musiker Danger Dan: Plötzliche melancholische Tiefe

Jetzt aber hat Danger Dan ein Soloalbum herausgebracht, es ist nicht sein erstes, aber es ist sein erstes als Liedermacher, in der Tradition von Georg Kreisler oder Franz Josef Degenhardt, so sieht er sich. Danger Dan, ein Klavier, und ab und an ein paar Streicher, das war's. Die Politik ist aber geblieben.

Die Single »Das ist alles von der Kunstfreiheit gedeckt« wurde vorher ausgekoppelt und rauf und runter diskutiert. Auf YouTube hat der Song bereits über zweieinhalb Millionen Aufrufe, auf Spotify fast fünf Millionen, Jan Böhmermann war begeistert und lud Danger Dan in seine Sendung ein, dort wurde er dann von Starpianist Igor Levit begleitet.

In dem Lied will Danger Dan die Grenzen dieses Grundrechts austesten, erst im Konjunktiv, dann auch im Indikativ. Er singt unter anderem, Alexander Gauland wirke wie ein Nationalsozialist. Er, Danger Dan, habe sich einen Sekt kühl gestellt für den Fall, dass ihn wegen solcher Aussagen jemand anzeige. In einem Interview kann man aber nachlesen: Er hat den Sekt mittlerweile einfach getrunken, weil keine Anzeige kam.

Das kann man jetzt als Erfolg sehen oder aber auch als Niederlage: Vielleicht ist es egal, was ein linker Musiker heute macht. Vielleicht kümmern sich die Gaulands und Jebsens und Elsässers und Kubitscheks auch nicht mehr um Liedermacherproteste, weil sie Wichtigeres zu tun haben, Gefährlicheres vielleicht sogar.

Denn gerade weil Danger Dan im Video zur Single mit einer Kalaschnikow dasteht und von Militanz singt, kommt einem sein Schrei gegen den Hass merkwürdig hilflos vor. Die Geste des heroischen Mannes mit Gewehr in seinem Kampf gegen den Faschismus, den der Künstler im Interview mit dem Einsatz der Alliierten gegen die Nazis ins Verhältnis setzt, wirkt deplatziert.

Die Frage, wie man sich selbst treu bleibt, wie man dagegen bleiben kann, obwohl einem doch meistens die Sonne ins Gesicht scheint, zieht sich durch das ganze Album, das übrigens nicht schlecht ist, sondern streckenweise sehr gut. Es ist vielschichtiger, als der Titelsong vermuten lässt. Weil es oft auch die Zweifel selbst thematisiert, die einem beim Hören kommen.

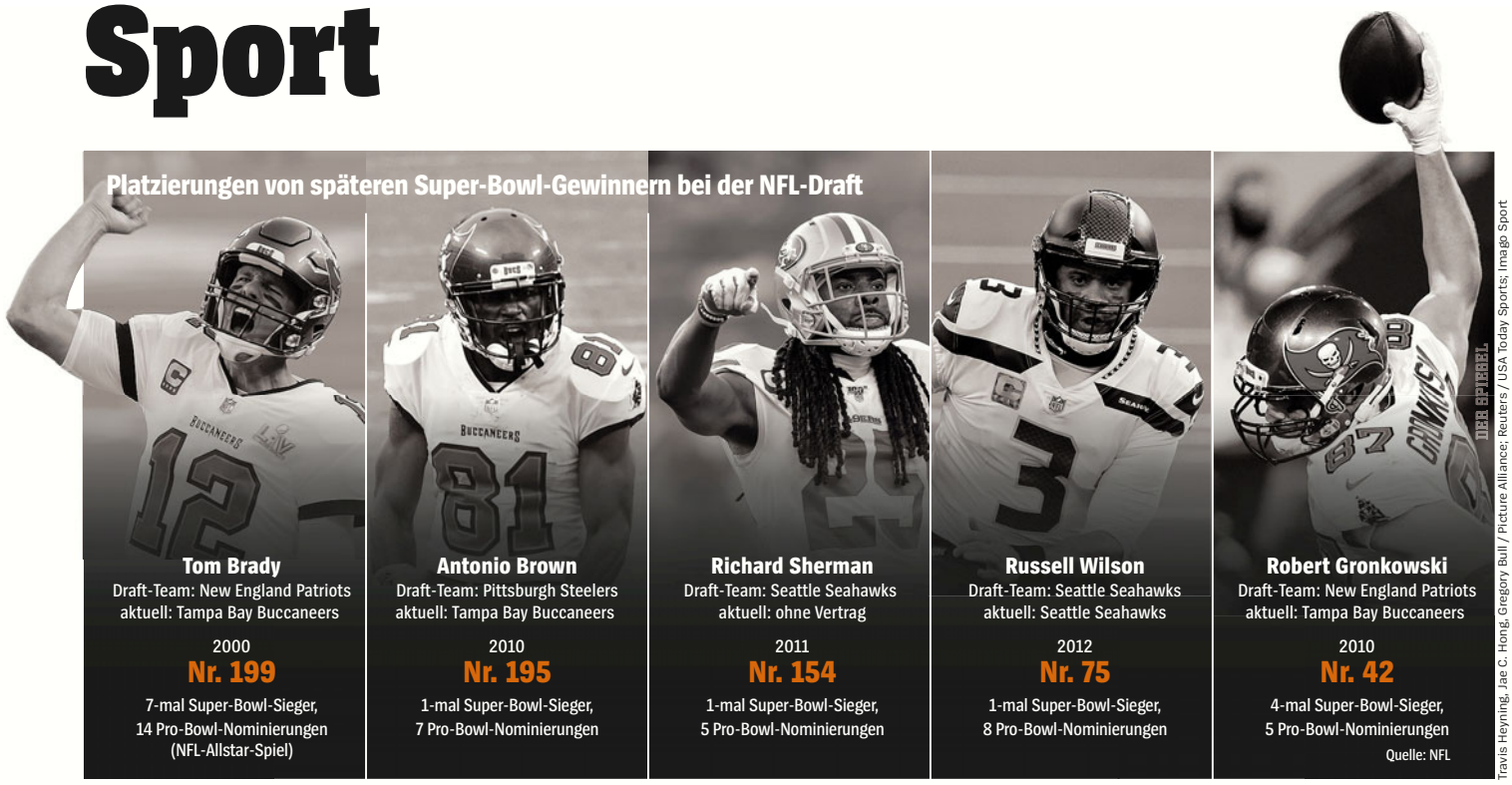
In dem Song »Ich verprügelte die Sextouristen in Bangkok« tut der Erzähler genau das, was der Titel ankündigt, dazu heißt es: »Es ändert nichts an der Ausbeutung, es kratzt nicht am Patriarchat / Aber schlimmer wird's dadurch auch nicht, hat Penélope Cruz gesagt.« Eine Traumballade, er fliegt in einem Tuk-Tuk durch die Nacht, mit Penélope Cruz, sie diskutieren über die Ausbeutung im globalen Kapitalismus, während sie ab und an die Fäuste rausholen, um Freier zu verprügeln – die Abstrusität verleiht dem Ganzen plötzlich eine melancholische Tiefe, ein großes: Ach. Ach, die Verhältnisse. Ach, die Widersprüche. Ach, die kleinen Rädchen im großen Getriebe.

Noch mal zurück zum Chef im Ramones-Shirt aus dem ersten Song auf dem Album: Es gibt ja noch eine andere Variante. Vielleicht hat sich der Chef gar nicht jetzt, im Nachhinein, so ein T-Shirt zugelegt, passend zu seinen Sneakern, und ist kein mieser Opportunist. Vielleicht war er ja früher wirklich ein Ramones-Fan, vielleicht hatte er seine erste Schlägerei zum Hit »Blitzkrieg Bop« und seinen ersten Sex zu »Teenage Lobotomy«, und dann kam das Leben dazwischen, die Kinder, der Kredit, und jetzt hat er halt seine Agentur, und das, was ihm noch bleibt, ist sein Ramones-Shirt.

Man müsste sich den Chef dann weder als Heuchler noch als Verräter vorstellen, sondern als eine tragische Figur, die an den Umständen, aber auch an sich selbst gescheitert ist. Kann ja sein. Vielleicht musste Daniel Pongratz deshalb vor ihm weglaufen. Weil er wusste, dass er letzten Endes unweigerlich als genau dieser Chef enden würde.

Wenn Danger Dan nicht gerade die Kalaschnikow zur Hand nimmt. Xaver von Cranach

Sport



DER SPIEGEL, Travis Heyning, Jae C. Hong, Gregory Bull / Picture Alliance, Reuters / USA Today Sports; Imago Sport

Die jährliche Draft in der National Football League ist eine gigantische Sportlermesse. Im Scheinwerferlicht der Medien suchen sich Klubbesitzer und Manager der NFL nach einer festgelegten Reihenfolge aus den College-Teams die rund 250 größten Talente des Landes heraus. Drei Tage dauert das Schauspiel in dieser Woche. Nicht immer lagen die Manager in der Vergangenheit richtig. Tom Brady etwa, der erfolgreichste NFL-Spieler, wurde vor 21 Jahren erst sehr spät ausgewählt, viele Klubs hatten vorher abgewinkt.

Gut zu wissen

Verhindert Sport einen schweren Coronaverlauf?

● Fitnessstudios sind seit Monaten geschlossen, das Vereinsleben ist eingeschränkt oder liegt ganz brach. Vielen Menschen fehlt in der Pandemie die Gelegenheit, um Sport zu treiben.

Dabei könnte regelmäßige körperliche Aktivität einer Covid-19-Erkrankung mit schwerem Verlauf oder gar tödlichem Ausgang vorbeugen. Das ist das Ergebnis einer Studie, die im »British Journal of Sports Medicine« veröffentlicht wurde.

Wissenschaftler aus Kalifornien haben für die Studie Patientendaten des Gesundheitsunternehmens Kaiser Permanente ausgewertet. Dessen Patienten werden bei Arztbesuchen regelmäßig gefragt, wie oft und wie lange sie zuletzt sportlich aktiv gewesen seien. Als »aktiv« galten Versicherte, die sich mehr als 150 Minuten pro Woche bewegen – das ist die Empfehlung in den USA. Als »inaktiv« wurden Versicherte einsortiert, die sich weniger als 11 Minuten pro Woche sportlich betätigen. Patienten dazwischen wurden als »teils aktiv« eingestuft.

Die Wissenschaftler des Unternehmens und der University of California San Diego haben nun die Daten von 48 440 Patienten ausgewertet, die an Covid-19 erkrankt waren. Das Risiko inaktiver Patienten, in einer Klinik behandelt werden zu müssen, lag demnach 2,26-mal so hoch wie das von Erkrankten, die sich regelmäßig bewegt hatten. Für eine Behandlung auf der Intensivstation war das Risiko 1,73-mal so hoch. Ein tödlicher Krankheitsverlauf war bei Inaktiven 2,49-mal so wahrscheinlich wie bei Aktiven.

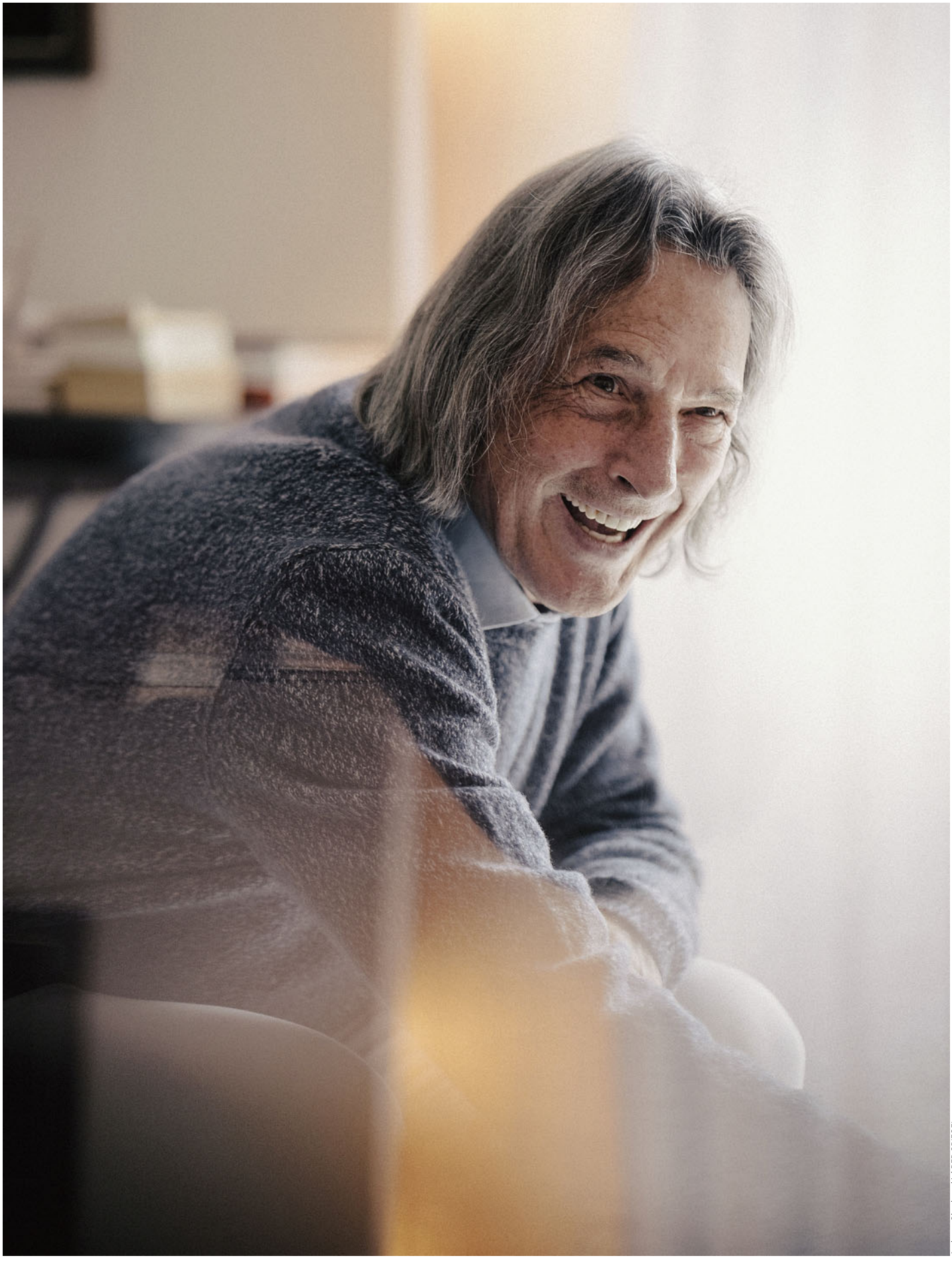
F1ONLINE

Sportlerin beim Klettern

Die Studie kommt zu einem eindeutigen Schluss. »Bewegungsmangel ist der größte beeinflussbare Risikofaktor, wenn Sie Ihr Risiko für einen schweren Covid-19-Verlauf verringern wollen«, sagt Robert Sallis, Sport- und Familienmediziner sowie Hauptautor der Studie. »Abgesehen von der Impfung ist es das Beste, was Sie tun können.« Dabei reichten schon jeweils 30 Minuten an fünf Tagen pro Woche.

Die Art der Bewegung spiele keine Rolle, sagt Sallis, solange sie den Puls leicht erhöhe. Wie bei einem flotten Spaziergang oder auch Gartenarbeit oder Tanzen. »Es sollte so anstrengend sein, dass Sie dabei nicht singen können – aber nicht so schwer, dass Sie nicht sprechen können.«

Mediziner Sallis zieht das Fazit, dass es ein Fehler gewesen sei, »Orte für körperliche Aktivität nicht als wichtig angesehen zu haben und nicht alles versucht zu haben, um sie offen zu halten«. ARA



Andreas Chudowski / DER SPIEGEL

Sportmediziner Müller-Wohlfahrt: »Ich kann jetzt nicht aufhören«

Der ewige Medizinmann

Prominenz Hans-Wilhelm Müller-Wohlfahrt ist Deutschlands berühmtester Sportarzt. Nun ringt der 78-Jährige auf der Zielgeraden seiner Laufbahn um die wissenschaftliche Anerkennung seiner Arbeit. Mithilfe künstlicher Intelligenz will er sein Know-how weitergeben. Kann das gelingen?

Hans-Wilhelm Müller-Wohlfahrt könnte sich an diesem Samstagnachmittag in seinem Wohnzimmer ans Piano setzen. Er könnte in seinen Kunstbüchern lesen, Jazzalben hören. Er könnte sich Zeit nehmen, wofür er in gut 40 Jahren als Teamarzt des FC Bayern München und in mehr als zwei Jahrzehnten im Dienste der deutschen Fußball-Nationalmannschaft keine Zeit hatte.

Aber der bekannteste Sportmediziner des Landes, der im August 79 Jahre alt wird, sagt: »Ich muss noch mal nach dem Rechten sehen.«

Nach 20 Minuten im flotten Schritt und über eine rote Ampel erreicht Müller-Wohlfahrt seine Praxis im Alten Hof nahe dem Münchner Marienplatz. Er trägt seine Arbeitskleidung: hellblaues Hemd, weiße Hose, weiße Socken, Turnschuhe. Er streift durch menschenleere Gänge, schaut in die Küche, rückt Stühle zurecht. »Irgendwas zieht mich immer her.«

An diesem Tag ist es das defekte Leuchtsystem. Mit einem Kugelschreiber stochert er in einer Schaltfläche herum. »Verflixt«, sagt er. Seit Wochen will das Licht in seiner Praxis nicht ausgehen. Es ist wie mit seiner nicht enden wollenden Medizinerkarriere.

Man fragt sich, was diesen Mann noch treibt. Jeder Fußballfan erinnert die Bilder, als Müller-Wohlfahrt mit seinen wehenden Haaren aufs Spielfeld rannte, wenn sich ein Kicker auf dem Rasen krümmte. Der Jahrhundertsprinter Usain Bolt hat ihm eine Olympiagoldmedaille gewidmet. Der Mann könnte sich also zurücklehnen, weil er keinem mehr etwas beweisen muss. Aber er sagt: »Ich kann jetzt nicht aufhören. Ich habe zu viel vor.«

Müller-Wohlfahrt arbeitet an einer Weltneuheit. Er will seine Gabe, Muskelverletzungen zu ertasten, wissenschaftlich messbar machen. Eine Kombination aus Sensorik und Bildgebung mit künstlicher Intelligenz (KI) soll die Lösung sein.

Den Schlüssel dazu sieht er in einem Computerprogramm zur Diagnostik, entwickelt von Klinikkollegen der TU München. Mithilfe der KI sollen Verletzungen genauso präzise zu bestimmen sein, wie er es mit seinen Händen kann.

Ein Mittwoch im März. Müller-Wohlfahrt eilt in die »Orthopädie 1«, ein Behandlungszimmer seiner Praxis, in dem er eine »spezielle Energie« spürt, wie er sagt. »Ah, der Superstar ist da«, ruft er und knufft einer jungen Frau im Trainingsanzug in die Schulter. »Murielle, please undress«, bitte zieh dich aus.

Murielle Ahouré, 33, ivorische Sprinterin und WM-Silbermedaillengewinnerin von 2013, fliege alle drei Monate von ihrem Trainingsort Miami nach München, um sich durchchecken zu lassen, erzählt sie. Der »Doc« habe ihr die jahrelangen Schmerzen in den Achillessehnen genommen. Im Sommer wolle sie bei Olympia in Tokio zu einer Medaille laufen. Müller-Wohlfahrt sagt: »Du bist auf Goldkurs.«

Seit gut 30 Jahren betreut Müller-Wohlfahrt die Weltelite des Sprints. Bolt, Yohan Blake, Tyson Gay – sie alle kamen zu ihm, wenn es zwickte. Und alle berichten mehr oder weniger das Gleiche über den Pastorensohn aus Ostfriesland: dass seine Hände wie ein Radar funktionierten. Dass er keine Ruhe gebe, bevor man geheilt sei.

Bei Ahouré diagnostiziert Müller-Wohlfahrt eine starke Verhärtung im linken Oberschenkel. »Zu hoher Muskeltonus«, sagt er. »Der muss runter, sonst bekommst du beim Sprinttraining Probleme.« Dann zieht er die Injektionen auf. Er schwört seit Jahrzehnten auf sie.

An vier Stellen im Oberschenkel spritzt er ein lokales Anästhetikum, danach ein Gemisch aus Traumeel, einem homöopathischen Mittel, und Actovegin, einem Kälberblutextrakt. Die Mixtur soll die Spannung im Muskel senken und die Blutversorgung fördern.

Die richtigen Nervenfasern zu finden, sie mit einer Infiltration zu beruhigen sei knifflig, sagt Müller-Wohlfahrt. Das brauche jahrelanges Üben. Auch das Eintauchen mit den Fingerkuppen in den Muskel, das Spüren jeder Faser »kann nicht jeder«. Nach geschätzt 100 000 ertasteten Muskelverletzungen ist er überzeugt: »Das Muskelgewebe spricht mit mir.«

Von Teilen der Medizinerzunft wurde Müller-Wohlfahrt lange belächelt. Einer, der behauptet, mit den Händen sehen zu

Wozu Beweise liefern, wenn Becker, Vettel und Klitschko um seine Hilfe bitten?

können? Der Athleten mit homöopathischen Mixturen fit spritzt? Auch das Actovegin war umstritten, stand eine Zeit lang sogar auf der Dopingliste.

Nicht wenige hielten Müller-Wohlfahrts Medizin für Humbug. Manche forderten wissenschaftliche Studien über die Heilkraft seiner Therapiemethoden.

Doch dafür hatte Müller-Wohlfahrt keine Zeit. Lieber flog er für Patienten um die halbe Welt. Wozu Beweise liefern, wenn Boris Becker, Sebastian Vettel und Wladimir Klitschko um seine Hilfe bitten? So sah er das.

Nur in seinem Innersten, das erzählen jene, die ihn gut kennen, nagten die Zweifel der Kritiker weiter an seinem Ego.

Vergangenen Sommer seien die Stimmen in seinem Kopf lauter geworden, erzählt Müller-Wohlfahrt. Den FC Bayern hatte er gerade endgültig verlassen; in seinem Sommerhaus an der Côte d'Azur grübelte er beim Unkrautjäten, wie es mit ihm weitergehen soll. Er habe noch einmal zum großen Schlag gegen die Skeptiker ausholen wollen.

Müller-Wohlfahrt tat sich mit dem Münchner Uniklinikum rechts der Isar zusammen. Wenn er von dem Projekt spricht, wirkt er aufgekratzt wie ein Kind an Weihnachten. Denn es könnte ihm bescheren, wonach er sich so lange sehnt: die wissenschaftliche Anerkennung seiner Medizin.

Dazu soll ein Algorithmus lernen, die Kernspinaufnahme (MRT) eines verletzten Muskels mit einem Tastbefund Müller-Wohlfahrts zu kombinieren. So könne das KI-Programm erkennen, ob der Schmerz von einem verletzten Muskel oder einem gereizten Nerv ausgeht.

Diese Unterscheidung ist die Kernfrage in Müller-Wohlfahrts Arbeit. Er kann flammend darüber dozieren. Denn an dem Punkt irrten Sportärzte oft. Sie verordneten wochenlange Pausen, wenn wenige Tage genügten – wie im Fall eines übersteuerten Nervs. Und das regt ihn auf.

Müller-Wohlfahrt sagt, viele Orthopäden verließen sich nur auf MRT-Bilder. Sie scheuten sich, ihren Tastsinn einzusetzen – aus Angst vor Fehldiagnosen. Diesen Ängstlichen will er künftig das KI-Programm an die Hand geben. Sein Wissen to go, gewissermaßen.

Kopf des KI-Projekts ist Rüdiger von Eisenhart-Rothe, Direktor für Orthopädie

Alex Gottschalk / DeFodi / action press

Muskelfachmann Müller-Wohlfahrt (r.) im Juni 2016: »Das kann nicht jeder«

und Sportorthopädie an der Uniklinik. Er sagt: »Wir sind froh, dass der Doc sein Know-how nicht mit ins Grab nimmt.« Für den Klinikchef ist das KI-Projekt »einzigartig«. Im Herbst wolle man erste Ergebnisse auf dem Deutschen Orthopädie-Kongress vorstellen. Aber von Eisenhart-Rothe bleibt realistisch. »Die KI ist ein dickes Brett.« Es überwiege bislang die Skepsis, man bewege sich auf »Neuland«. Er könne sich gut vorstellen, dass die KI in ein paar Jahren Ärzte bei der Diagnose unterstützt. Doch dazu brauche es Forschungsgelder, einen langen Atem – und mehr Daten.

Müller-Wohlfahrt will sie liefern. Gerade könne er schwer an etwas anderes denken. Seit Monaten sammelt er für das KI-Programm Tastbefunde von Faserrissen, Zerrungen. Sie stammen von Fußballern, Basketballern, Skirennfahrern. Würde Corona Athletinnen und Athleten nicht hindern, nach München zu kommen, hätte er längst mehr Daten zusammen. So muss er sich gedulden. Eine Sache, die er schlecht kann.

An einem späten Freitagnachmittag lässt sich Müller-Wohlfahrt in seinem Behandlungszimmer auf die gelbe Ledercouch fallen und beißt in ein Stück Kuchen – neben Kaffee sein einziges Laster. »Schon irre, oder?«, sagt er. »Ausgerechnet mir soll künstliche Intelligenz helfen. Obwohl ich mit Technik nix am Hut habe.«

Er könne im Computer keine Patientenakte aufrufen, keinen Flug buchen. Das erledigten die »Mädchen«, seine Assistentinnen. Alles andere lenke ihn nur von der Arbeit ab, sagt er. »Ich lebe im Muskel.«

Er springt von der Couch auf und zieht aus einem Regal sein Buch über Muskelverletzungen im Sport. Er hat es ins Japanische und Chinesische übersetzen lassen. Er ist immer davon überzeugt gewesen, dass kein Gerät Muskelverletzungen besser erfühlen könne als er. »Und jetzt«, sagt Müller-Wohlfahrt, »macht das bald ein Computer. Verrückt!«

Er staunt über die Technik, weil er aus einer Generation kommt, in der es solche Technik nicht gab. Im Medizinstudium belegte er Massagekurse, um sich die Beschaffenheit von Muskeln und Sehnen einzuprägen. Als junger Arzt besorgte er sich eine Genehmigung für den Präpariersaal, wo er Infiltrationen in die Wirbelsäule an Leichen übte. Er injizierte ihnen Tinte in die Wirbel, um zu sehen, welchen Weg sie nahm. »Die Stunde null meiner Sportorthopädie«, nennt er es.

Für die Schulmedizin hatte er nie viel übrig. Er glaubt, mit Akupunktur und Homöopathie schonender heilen zu können als mit Schmerzmitteln und Cortison. Die Fachwelt betrachtete ihn als Sonderling.

Es störte ihn nicht, er sah sich als Pionier. Trotzdem fühlte er sich oft unverstanden. Vom Vater, der nicht wollte, dass er Medizin studiert, weil er Ärzte für seelenlos hielt. Von einem Kollegen, der ihm die Zulassung entziehen lassen wollte, weil er seine Methoden fragwürdig fand. Vom früheren Bayern-Trainer Pep Guardiola, der glaubte, dass er verletzte Spieler zu lange pausieren ließ.

Zweifel und Vorwürfe wurden zu seinem Lebensschmerz, sagen Freunde. Sie gaben ihm das Gefühl, sich erklären zu müssen. Er versuchte es mit einer Autobiografie, schrieb Fachbücher, ging in Talkshows. Er jubelte über eine Studie der Ludwig-Maximilians-Universität München, die ihm bescheinigte, dass sein Universalmittel Actovegin kein Quatsch sei, sondern das Wachstum von Muskelzellen fördere.

»Sobald der einen Patienten zwischen die Finger bekommt, ist er wie im Tunnel.«

Fredi Binder, 62, war Physiotherapeut an der Seite Müller-Wohlfahrts. 36 Jahre sprinteten sie gemeinsam auf den Rasen, wenn sich ein Bayern-Spieler verletzt hatte. »Gezerrte Muskeln sind in der Medizin wenig wert«, sagt Binder, »da lachen die Chirurgen drüber.« Bei allem Gegenwind sei der Doktor nie umgefallen. »Der lebt diszipliniert für seine Patienten«, sagt Binder, »sobald der einen zwischen die Finger bekommt, ist er wie im Tunnel.«

Bis heute vergisst Müller-Wohlfahrt die Zeit, wenn er mit geschlossenen Augen und vom Kneten gekrümmten Fingern nach gerissenen Muskelfasern sucht.

Die Familie litt unter seinem Arbeitseifer. Wenn er in seine Praxis auf das Foto der Tochter mit den Enkeln schaut, wird er für einen Moment wehmütig. »Sie hatten wenig von mir«, sagt er. Bereut er es? »Ich hätte eher heimkommen sollen.«

Oft war er erst um Mitternacht zu Hause. »Ziel waren die Elf-Uhr-Nachrichten im Radio.« Schaffte er es mit seiner Frau ausnahmsweise ins Theater, schlief er neben ihr ein. »Heute darf ich abends nicht mehr so lange«, sagt er. »Hab ich ihr versprochen.«

Seit 47 Jahren ist er mit der Künstlerin Karin Müller-Wohlfahrt verheiratet. Wochenenden gab es wenige, Urlaub nur tageweise. »Wegen mir könnte er morgen Schluss machen«, sagt sie. »Genug für heute, Schatzi«, interveniert er dann.

Müller-Wohlfahrt gefällt sich in der Rolle des ewig Schaffenden. Aber er kann auch schwer loslassen. Sein Lebenswerk in andere Hände übergeben? Noch ist er nicht so weit.

Sohn Kilian, 40, arbeitet seit einigen Jahren in der gemeinsamen Praxis, gerade schreibt er seine Dissertation über Muskelverletzungen. Er soll in naher Zukunft übernehmen – bis dahin arbeiteten sie eng zusammen, sagt der Vater. »Mit jeder Behandlung wird man sicherer.«

Vor Kurzem hat Müller-Wohlfahrt an 3500 Vereine und Verbände in Deutschland und im Ausland eine 25-seitige Broschüre versendet. Ein Update zu Muskelverletzungen im Profisport. Es sei auch eine Mahnung an die Teamärzte, mehr ihrem Tastsinn zu vertrauen. Er rechnet mit wütendem Widerspruch.

»Ach, und das KI-Projekt«, sagt er noch und wedelt mit einer ausgedruckten E-Mail. Einer der Programmierer des Uniklinikums hat sich gemeldet. Er schreibt, die KI könne schon mit bis zu 90-prozentiger Genauigkeit sagen, welche Art von Muskelverletzung vorliege.

»Schrecklich«, sagt er und lacht. »Jetzt werde ich vielleicht doch bald arbeitslos.«

Matthias Fiedler

manager magazin +

Jederzeit digital: mehr verstehen, mehr erreichen

Jetzt 1 Monat gratis

Ihre monatliche Flatrate für exklusive plus-Inhalte von manager magazin+

- **Alle Artikel, Reportagen und Kolumnen von m+** auf der Seite manager-magazin.de und in der manager-Nachrichten-App.
- **Inklusive digitales manager magazin** mit allen Inhalten der gedruckten Ausgabe.
- **Auf Wunsch kombinierbar** mit der Print-Ausgabe oder mit HBm+ zum Vorzugspreis.
- **Erster Monat kostenlos,** danach bereits ab 8,99 €. Jederzeit monatlich kündbar.

Passendes Digitalangebot wählen und kostenlosen Probemonat starten!

Online: **abo.manager-magazin.de/mplus**

oder telefonisch: 040 · 3007-3400

manager magazin Verlagsgesellschaft mbH, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, aboservice@manager-magazin.de

Tickets für Freunde

Vereine Die gesetzlichen Krankenkassen stecken Millionen in den Profisport – obwohl ihnen Imagewerbung verboten ist. Gesundheitsminister Spahn will nun dagegen vorgehen, die Gegenwehr ist massiv.

Für die AOK war ihr «Gesundheitsbotschafter« Paul Drux zuletzt ein ziemlicher Ausfall, denn der Handballer und Werbepartner des AOK-Bundesverbands war krank. Drux hatte sich am linken Knie operieren lassen und musste wochenlang pausieren. Erst vor einigen Tagen gab der Nationalspieler sein Comeback für die Füchse Berlin, deren Mannschaftskapitän er ist.

Seit sechs Jahren vertritt der 1,92 Meter große Rückraumspieler die Marke der »Gesundheitskasse«, wie sich die AOK selbst nennt. Er ist in Fitnessvideos zu sehen, wird in Broschüren abgebildet, wirbt auf Social-Media-Kanälen. Und sogar auf dem Spielfeld begleitet ihn die AOK bei jedem Schritt. Wenn Drux im Trikot der Füchse spielt, prangt dort das Logo der Kasse – die AOK Nordost ist Sponsor seines Vereins. Spielt er für Deutschland, wirbt auf seiner Brust der AOK-Bundesverband, Sponsor des Nationalteams.

Es ist eine enge Symbiose zwischen Profisport und gesetzlichen Kassen. Rund 1,2 Millionen Euro im Jahr lässt sich der AOK-Bundesverband allein die Unterstützung des Nationalteams kosten. Ähnlich halten es die elf regionalen AOKen. Sie pflegen zusammen mehr als 170 »Partnerschaften« mit Vereinen, Verbänden, Sportlerinnen und Sportlern. Beim Handball, Fußball, Volleyball, Laufen und Turnen.

Die Krankenversicherungen gehören zu den größten Sponsoren des Leistungssports. Mit den berühmten Namen wollen sie ihr Image aufpolieren und Fans als Kunden gewinnen. Die IKK classic sponserte deshalb gar ein risikoreiches Skispringen, die Betriebskrankenkasse Mobil einen Autorennstall.

Doch der Geldsegen für den Sport könnte bald enden, viele Werbeverträge sind illegal. Seit vergangenem Frühjahr ist ein Gesetz in Kraft, das den Kassen reine Marken- und Imagewerbung verbietet. Nur den Bekanntheitsgrad zu steigern ist verboten, es müssen »sachbezogene Informationen« im Mittelpunkt jeder Werbung stehen. Das bedeutet: Gesponserte Fitnesskurse sind zulässig, Werbung nur mit dem Kassenlogo auf Sportlerhemd oder Stadionbande nicht.

Bislang scheren sich die Kassen und Vereine kaum um die Neuregelung. Zwar stand auf den Trikots der Handballer beim Olympia-Qualifikationsturnier im März neben dem AOK-Logo der Zusatz »Impfen rettet Leben!«. Mit solchen Alibiaktionen will sich Gesundheitsminister Jens Spahn allerdings nicht abspeisen lassen. Noch im Sommer soll das Gesetz durch eine Verordnung konkretisiert werden. »Die Finanzierung des organisierten Sports ist keine gesetzliche Aufgabe der Krankenkassen«, so sein Ministerium.

Einschränkungen von Werbung sind heikel. Die Profiklubs brauchen in der Pandemie jeden Euro. Es fehlen Zuschauer und Einnahmen. Andererseits mangelt es auch den Kassen an Geld. Die mehr als 14 Milliarden aus dem Steuertopf, die sie jährlich erhalten, reichen ihnen nicht mehr. Aber warum dann das teure Marketing?

Niemand weiß, wie viel Geld tatsächlich in den Sport fließt. Die Kassen schweigen und berufen sich auf ihr Geschäftsgeheimnis. Sicher ist, dass die Gesamtausgaben für Werbung Jahr für Jahr steigen. 2019 waren es 222 Millionen Euro – und ein Großteil landete beim Sport.

Die Versicherungen beteuern, das Geld sei gut angelegt. Schließlich animiere die Werbung ihre Kunden dazu, selbst aktiv zu werden. Sportvereine – egal ob Breiten- oder Spitzensport – seien »ideale Orte, um Jung und Alt für einen gesünderen Lebensstil zu sensibilisieren«, teilt etwa der AOK-Bundesverband mit. Spitzensportler würden den »Botschaften zusätzliche Aufmerksamkeitsstärke und Authentizität« geben.

Das sieht der Bundesrechnungshof anders. In mehreren Prüfungen hat er das Geschäftsgebaren der Kassen genauer analysiert. »Inhaltliche Aussagen treffen sie mit Werbung kaum«, notieren die Prüfer in einem unveröffentlichten Bericht an das Bundesgesundheitsministerium. Zudem seien die Ausgaben für Werbemaßnahmen in den vergangenen Jahren stark gestiegen, für Aufklärung, Beratung und Auskunftspflichten hingegen gesunken. Schlimmer noch: »Krankenkassen leisteten, vor allem an Sportler und Sportvereine, im Rahmen der Werbung Geldbeträge ohne vereinbarte Gegenleistung«, so die Prüfer. Das widerspreche den Aufgaben einer gesetzlichen Versicherung.

Krankenversicherungen sind Körperschaften des öffentlichen Rechts, ihnen ist vorgegeben, wofür sie Geld einsetzen dürfen. Zudem müssen sie mit den Beiträgen ihrer Versicherten sparsam umgehen.

In Gang gebracht hat den Wettbewerb der Bundestag, als er 1996 jedem Versicherungspflichtigen das Recht einräumte, sich seine Kasse auszusuchen – und damit einen Wettstreit unter den Anbietern auslöste. Seitdem dürfen diese einen bestimmten Prozentsatz ihrer Einnahmen für Werbung ausgeben. Die Wahlmöglichkeit, hofften die Abgeordneten, werde zu einer besseren Qualität der Gesundheitsversorgung und höherer Wirtschaftlichkeit führen.

Laut Rechnungshof ist das Ergebnis ein anderes: »Tatsächlich hat sich der Wettbewerb der Krankenversicherungen untereinander zunehmend zu einem Wettbewerb um Versicherte entwickelt«, stellen die Prüfer fest. Eine Kasse etwa habe sich einen neuen Namen gegeben und, nur um diesen bekannt zu machen, eine halbe Million Euro in Bandenwerbung investiert. Eine andere, die von ihren Versicherten stets einen besonders hohen Zusatzbeitrag erhebt, gab sogar eine Million Euro dafür aus, dass ihr Name auf einer rotierenden Werbebande zu sehen war – für ganze sieben Minuten pro Heimspiel. Aufwand und Wirkung stünden da in einem »ungünstigen Verhältnis«, urteilen die Prüfer.

Manche Versicherungen ließen sich für ihr Sponsoring VIP- oder Dauerkarten zusichern und setzten diese dann zum Aufbau von »Netzwerken« ein. »So gingen Beschäftigte einer Krankenkasse wiederholt zum Beispiel mit Vertretern einer Bank, Rechtsanwälten oder Steuerberatern zu Spielen«, schildert der Rechnungshof, »bisweilen trugen die Beschäftigten der Krankenkassen und der Netzwerkpartner den gleichen Nachnamen.«

In einem krassen Fall soll die Kasse Tickets im Gegenwert von 175 000 Euro erhalten haben. Eine Mitarbeiterin habe

Auf Kundenfang

Partnerschaften am Beispiel der Betriebskrankenkasse Mobil, seit 2015

Laufveranstaltungen und Triathlon
u. a. Haspa Marathon Hamburg*, Hamburg Wasser World Triathlon

Radsport
Mobil Krankenkasse Cycling Team, Cyclassics Hamburg

Teamsport
Crocodiles Hamburg (Eishockey), Fußballschule Michael Rummenigge

Tennis
German Tennis Championships 2015 und 2016

Motorsport
ADAC GT Masters – Team Zakspeed

Quelle: Betriebskrankenkasse Mobil

* bis 2019

DER SPIEGEL

Eibner-Pressefoto / picture alliance

Jörg Schüler / action press

Markenbotschafter Zakspeed, Drux: »Wettbewerb um Versicherte«

einen Großteil ihrer Arbeitszeit darauf verwandt, die Karten zu verteilen.

Namen nennt der Rechnungshof keine. Doch nach SPIEGEL-Informationen handelt es sich bei der Versicherung um die Hanseatische Krankenkasse (HEK, »die Business-K(l)asse«). Die HEK hatte demnach 2017 mit dem Hamburger SV und einem Vermarkter einen mit einer Million Euro pro Jahr dotierten Sponsoringvertrag geschlossen, der sogar das Bundesamt für Soziale Sicherung auf den Plan rief. Zum einen sei der Kauf von VIP-Plätzen unzulässig, zum anderen sei das zulässige Werbebudget der Hamburger Kasse deutlich überschritten worden. Die HEK äußerte dazu lediglich, »aus Gründen der Vertraulichkeit« würden zu Vertragsinhalten »keine Angaben« gemacht.

Bei der Prüfung der Kassen seien zwar »keine strafrechtlich relevanten Sachverhalte dezidiert festgestellt« worden, teilte der Bundesrechnungshof auf SPIEGEL-Nachfrage mit. Die festgestellten Sachverhalte könnten aber »den Anschein von Korruption erwecken«.

Schon 2018 hat das Bundesamt für Soziale Sicherung, die staatliche Aufsicht über bundesweit tätige Krankenkassen, in einem eigenen Bericht festgestellt, dass sich der ursprünglich beabsichtigte Wettbewerb der Kassen hin zur reinen Markenpflege entwickelt habe. »Ob diese Werbemaßnahmen immer den gewünschten Erfolg haben, ist fraglich«, heißt es dort.

Die Kontrolleure der Behörde waren auf hoch dotierte Werbeverträge gestoßen. Etwa bei der Barmer Ersatzkasse. Diese zahlte 4,4 Millionen Euro für die Werbemaßnahme mit der relativ unbedeutenden zweiten Basketballbundesliga, die nun »Barmer Liga« heißt. Oder bei der IKK classic. Der war es eine Million Euro wert, die Vierschanzentournee und Skispringen zu präsentieren.

Spahns Ministerialen war klar, dass es so nicht weitergehen darf. Sie legten deshalb das »Gesetz für einen fairen Kassenwettbewerb« vor, um den Wettbewerb um Mitglieder einzudämmen und klare Regeln zu setzen.

Doch darum scherte sich zunächst niemand. Die Aufregung setzte erst ein, als das Ministerium kurz vor Weihnachten eine Verordnung präsentierte, mit der es die Vorgaben des Gesetzes präzisieren wollte. »Unzulässig ist insbesondere die Banden- und Trikotwerbung im Spitzen- und Profisport«, heißt es in dem Entwurf.

Das brachte eine »Allianz des deutschen Sports« gegen Spahns Ministerium auf. Der Deutsche Olympische Sportbund, der DFB, weitere Ligen und Sportsponsoring-Anbieter empörten sich gemeinsam, die Verordnung enthalte ein »weitgehendes Werbeverbot«. Wenn es dazu komme, habe das »schwerwiegende Folgen für den deutschen Sport auf allen Ebenen«.

Auch die Krankenkassen wollen die Verordnung kippen. Der AOK-Bundesverband fürchtet einen »massiven Einschnitt in das Präventionsengagement«. Selbst in der Bundesregierung kam es zu Verstimmung. Das Innenministerium intervenierte bei Spahn, schließlich ist Horst Seehofer (CSU) für den Sport zuständig. Einhellig sprach sich der Sportausschuss gegen die Einschränkungen aus.

Besonders vehement kämpft der CDU-Abgeordnete Frank Steffel gegen Spahns Papier. Steffel ist Präsident der Berliner Füchse und somit so etwas wie der Chef des Handballers Drux und Profiteur des AOK-Sponsorings.

Spahn zog den Entwurf angesichts der Aufregung erst einmal zurück. Noch in dieser Legislaturperiode soll es aber einen neuen Vorschlag geben. Das Bundesamt für Soziale Sicherung hat die Kassen in einem Schreiben noch einmal ermahnt, dass reine Marken- und Imagewerbung nicht mehr zulässig sei.

Ob Spahns Verordnung am Ende auch durch den Bundesrat kommt? Baden-Württemberg jedenfalls geht das alles zu weit. Der Bund schränke »werbende Maßnahmen der Kassen und finanzielle Anreize so deutlich ein, dass der ursprüngliche Wille des Gesetzgebers, einen Wettbewerb unter den gesetzlichen Krankenkassen zu ermöglichen, nicht mehr erkennbar ist«.

Vielleicht haben die Vertreter aus Stuttgart einfach nur Sorge um ihre Stallwächterparty. Die AOK Baden-Württemberg sponserte schließlich auch das Sommerfest des Landes.

Michael Fröhlingsdorf, Benjamin Knaack

DER SPIEGEL

Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, **Telefon** 040 3007-0 · **Fax** -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion) · **Mail** spiegel@spiegel.de

INTERNET www.spiegel.de
TWITTER @derspiegel
FACEBOOK facebook.com/derspiegel

Impressum

HERAUSGEBER Rudolf Augstein (1923–2002)

CHEFREDAKTION Steffen Klusmann (V.i.S.d.P.), Dr. Barbara Hans, Clemens Höges

BLATTMACHER Thorsten Dörting, Juliane von Mittelstaedt, Oliver Trenkamp

NACHRICHTENCHEF Stefan Weigel

MANAGING EDITOR Susanne Amann, Birger Menke

CREATIVE DIRECTOR Judith Mohr, Nils Küppers (stellv.)

CHEF VOM DIENST *Print:* Anke Jensen, Jörn Sucher, Gesine Block (stellv.) *Online:* Patricia Dreyer, Anselm Waldermann; Melanie Ahlemeier, Lisa Erdmann, Björn Hengst, Olaf Kanter, Nicolai Kwasniewski, Jonas Leppin, Florian Merkel, Malte Müller-Michaelis, Dr. Dominik Peters, Dr. Jens Radü (Multimedia), Daniel Raecke, Martin Wolf

REDAKTIONELLE ENTWICKLUNG Matthias Streitz, Christina Elmer (stellv.); Friederike Freiburg, Bente Kirschstein, Christian Neeb, Ole Reißmann, Dr. Susanne Weingarten

SPIEGEL+ Alexander Neubacher

REPORTER Ullrich Fichtner

HAUPTSTADTBÜRO Dirk Kurbjuweit *Leitung:* Dr. Melanie Amann, Sebastian Fischer, Martin Knobbe, Philipp Wittrock. Wolf Wiedmann-Schmidt (Teamleitung Innere Sicherheit). *Redaktion:* Maik Baumgärtner, Sophie Madeleine Garbe, Florian Gathmann, Kevin Hagen, Julia Amalia Heyer, Valerie Höhne, Timo Lehmann, Veit Medick, Marius Mestermann, Ann-Katrin Müller, Anna Reimann, Sven Röbel, Jonas Schaible, Christoph Schult, Christian Teevs, Severin Weiland. *Autoren, Reporter:* Susanne Beyer, Markus Feldenkirchen, Matthias Gebauer, Konstantin von Hammerstein, Christoph Hickmann, Christiane Hoffmann *Politik Hamburg:* Benjamin Schulz (Nachrichtenchef); Milena Hassenkamp, Marc Röhlig, Alwin Schröder

DEUTSCHLAND/PANORAMA *Leitung:* Jörg Diehl, Cordula Meyer, Hendrik Ternieden, Dr. Markus Verbeet, Simone Salden (stellv.). *Redaktion:* Birte Bredow, Katrin Elger, Silke Fokken, Maik Großekathöfer, Hubert Gude, Kristin Haug, Armin Himmelrath, Philipp Kollenbroich, Annette Langer, Gunther Latsch, Roman Lehberger, Benjamin Maack, Peter Maxwill, Miriam Olbrisch, Christopher Piltz, Alexander Preker, Ansgar Siemens, Andreas Ulrich, Jens Witte, Jean-Pierre Ziegler. *Autoren, Reporter:* Jürgen Dahlkamp, Annette Großbongardt, Julia Jüttner, Beate Lakotta, Katja Thimm, Alfred Weinzierl, Dr. Klaus Wiegrefe. *Berlin:* Andreas Wassermann

WIRTSCHAFT/NETZWELT *Leitung:* Markus Brauck, Yasmin El-Sharif, Judith Horchert (Netzwelt), Isabell Hülsen, Stefan Kaiser (stellv.). *Redaktion:* Benjamin Bidder, Markus Böhm, Michael Brächer, Florian Diekmann, Kristina Gnirke, Simon Hage, Dr. Claus Hecking, Henning Jauernig, Alexander Jung, Nils Klawitter, Matthias Kremp (Teamleitung Netzwelt), Alexander Kühn, Maria Marquart, Martin U. Müller, Anton Rainer, Stefan Schultz. *Berlin:* Patrick Beuth, Simon Book, Markus Dettmer, Max Hoppenstedt, Michael Kröger, Cornelia Schmergal, Anne Seith, Gerald Traufetter. *Autoren, Reporter:* David Böcking, Christian Reiermann, Marcel Rosenbach

AUSLAND *Leitung:* Mathieu von Rohr, Britta Kollenbroich (stellv.), Maximilian Popp (stellv.), Christoph Scheuermann (stellv.). *Redaktion:* Monika Bolliger, Fiona Ehlers, Lena Greiner (Teamleitung Globale Gesellschaft), Katrin Kuntz, Steffen Lüdke, Sonja Peteranderl, Katharina Graça Peters, Jan Petter, Jan Puhl, Dr. Isabella Reichert, Alexandra Rojkov, Raniah Salloum, Anna-Sophie Schneider, Maria Stöhr. *Autoren, Reporter:* Marian Blasberg, Susanne Koelbl, Dietmar Pieper, Christoph Reuter. *Berlin:* Aleksandar Sarovic

WISSEN *Leitung:* Michail Hengstenberg, Olaf Stampf, Kurt Stukenberg (stellv.). *Redaktion:* Dr. Philip Bethge, Marco Evers, Susanne Götze, Johann Grolle, Dr. Veronika Hackenbroch, Guido Kleinhubbert, Julia Koch, Julia Köppe, Julia Merlot, Emil Nefzger, Jörg Römer, Nils-Viktor Sorge (Teamleitung Mobilität). *Autoren, Reporter:* Rafaela von Bredow, Christoph Seidler. *Berlin:* Kerstin Kullmann, Hilmar Schmundt, Frank Thadeusz. *Autor:* Jörg Blech

KULTUR *Leitung:* Sebastian Hammelehle, Eva Thöne, Laura Backes (stellv.). *Redaktion:* Felix Bayer, Tobias Becker, Christian Buß, Nora Gantenbrink, Ulrike Knöfel, Carola Padtberg, Katharina Stegelmann, Claudia Voigt. *Autoren, Reporter:* Lothar Gorris, Wolfgang Höbel, Dr. Nils Minkmar. *Berlin:* Lars-Olav Beier, Philipp Oehmke, Hannah Pilarczyk, Tobias Rapp, Takis Würger. *Autoren, Reporter:* Andreas Borcholte, Elke Schmitter, Volker Weidermann

REPORTER *Leitung:* Özlem Gezer, Hauke Goos (stellv.), Britta Stuff (stellv.). *Redaktion:* Barbara Hardinghaus, Timofey Neshitov, Dialika Neufeld, Jonathan Stock. *Autoren, Reporter:* Uwe Buse, Marc Hujer, Alexander Osang, Alexander Smoltczyk, Barbara Supp. *Berlin:* Max Polonyi

SPORT *Leitung:* Udo Ludwig, Lukas Rilke, Jörn Meyn (stellv.). *Redaktion:* Peter Ahrens, Anne Armbrecht, Michael Fröhlingsdorf, Jan Göbel, Benjamin Knaack, Marcus Krämer, Danial Montazeri, Thilo Neumann, Gerhard Pfeil, Antje Windmann

INVESTIGATION Sven Becker, Rafael Buschmann, Roman Höfner, Theresa Locker, Nicola Naber, Christoph Winterbach, Michael Wulzinger Koordination SPIEGEL TV: Thomas Heise

MEINUNG UND DEBATTE Lothar Gorris, Stefan Kuzmany

LEBEN *Leitung:* Anke Dürr, Frauke Lüpke-Narberhaus, Janko Tietz. *Redaktion:* Irene Berres, Antje Blinda (Teamleitung Reise), Franziska Bulban, Markus Deggerich, Detlef Hacke, Maren Keller, Heike Klovert, Nike Laurenz, Dr. Heike Le Ker (Teamleitung Gesundheit), Eva Lehnen, Philipp Löwe, Bettina Musall, Sandra Schulz, Julia Stanek, Nina Weber. *Autoren:* Enrico Ippolito, Jule Lutteroth, Marianne Wellershoff

JOB & KARRIERE (BEREITGESTELLT VON MANAGER MAGAZIN NEW MEDIA) *Leitung:* Helene Endres. *Redaktion:* Helene Flachsenberg, Florian Gontek, Katharina Hölter, Maren Hoffmann, Dr. Matthias Kaufmann, Sebastian Maas, Sophia Schirmer (Teamleitung Start), Verena Töpper

GESCHICHTE *Leitung:* Jochen Leffers, Dr. Eva-Maria Schnurr. *Redaktion:* Solveig Grothe, Christoph Gunkel, Dr. Katja Iken, Uwe Klußmann, Dr. Danny Kringiel, Joachim Mohr, Frank Patalong, Dr. Johannes Saltzwedel

DEIN SPIEGEL *Leitung:* Bettina Stiebel. *Redaktion:* Antonia Bauer, Claudia Beckschebe, Alexandra Klaußner, Marco Wedig

SCHLUSSREDAKTION Christian Albrecht, Gartred Alfeis, Regine Brandt, Lutz Diedrichs, Ursula Junger, Birte Kaiser, Dörte Karsten, Sylke Kruse, Katharina Lüken, Stefan Moos, Sandra Pietsch, Fred Schlotterbeck, Sebastian Schulin, Sandra Waege

PRODUKTION Petra Thormann, Reinhard Wilms; Kathrin Beyer, Michele Bruno, Sonja Friedmann, Linda Grimmecke, Petra Gronau, Rebecca von Hoff, Ursula Overbeck, Britta Romberg, Martina Treumann, Katrin Zabel

BILDREDAKTION *Leitung:* Claudia Jeczawitz, Mascha Zuder, Mareile Mack (stellv.); Claudia Apel, Tinka Dietz, Sabine Döttling, Torsten Feldstein, Philine Gebhardt, Thorsten Gerke, Felix Gienger, Niklas Hausser, Daniel Hofmann, Andrea Huss, Rosa Kaiser, Elisabeth Kolb, Petra Konopka, Matthias Krug, Theresa Lettner, Nasser Manouchehri, Parvin Nazemi, Nicole Neumann, Daniel Nide, Peer Peters, Jens Ressing, Oliver Schmitt, Ireneus Schubial, Erik Seemann, Maxim Sergienko, Martin Trilk, Anke Wellnitz

Mail: foto@spiegel.de

SPIEGEL Foto USA: Susan Wirth, Tel. +1 917 3998184

LAYOUT *Leitung:* Reinhilde Wurst; Michael Abke, Lisa Debacher, Lynn Dohrmann, Claudia Franke, Bettina Fuhrmann, Ralf Geilhufe, Alexandra Grünig, Kristian Heuer, Elsa Hundertmark, Louise Jessen, Jens Kuppi, Annika Loebel, Barbara Rödiger

TITELBILD *Teamleitung:* Johannes Unselt; Suze Barrett, Iris Kuhlmann

INFOGRAFIK *Teamleitung:* Cornelia Baumermann; Thomas Hammer, Max Heber, Anna-Lena Kornfeld, Gernot Matzke, Klaas Neumann, Michael Walter

INTERACTIVE *Ressortleitung:* Ferdinand Kuchlmayr; Alexander Epp, Guido Grigat, Frank Kalinowski, Marco Kasang, Chris Kurt, Aida Marquez Gonzales, Lina Moreno, Michael Niestedt, Dawood Ohdah, Bernhard Riedmann, Hanz Sayami

DESIGN/UX *Teamleitung:* Alexander Trempler; Katja Braun, Anna van Hove

KORREKTORAT Sebastian Hofer

TEXTPRODUCING *Leitung:* Helke Grusdas; Christoph Brüggemeier, Fabian Grimm, Angela Ölscher, Gesche Sager, Stefan Schütt, Holger Uhlig, Valérie Wagner

DATENJOURNALISMUS *Leitung:* Marcel Pauly; Holger Dambeck, Patrick Stotz, Achim Tack

SOCIAL MEDIA UND LESERDIALOG *Leitung:* Ayla Kiran, Angela Gruber (stellv.), Johanna Röhr (stellv.). *Redaktion:* Kai Bonte (Forum), Dennis Deuermeier, Inken Dworak, Ariane Fries (Teamleitung Community), Eva Horn, Charlotte Klein, Petra Maier, Robert Schlösser, Hoai Phuong Tran Thi, Mara Veigel

SEO *Leitung:* Maximilian Rau. Alexandra Knape, Bastian Midasch, Tim Pommerenke, Heiko Stammel, Insa Winter, Hanna Zobel

VIDEO *Leitung:* Frauke Böger, Anne Martin (stellv.). *Redaktion:* Benjamin Braden, Sven Christian (Leitung Technik), Andreas Evelt, Birgit Großekathöfer, Janita Hämäläinen, Martin Jäschke, Heike Janssen, Carolin Katschak, Eckhard Klein, Jonathan Miske, Fabian Pieper, Rachelle Pouplier, Leonie Voss, Katharina Zingerle

CHEF VOM DIENST BEWEGTBILD Bernd Czaya, Dirk Schulze, Martin Sümening

AUDIO *Leitung:* Sandra Sperber, Yasemin Yüksel, Olaf Heuser (Chef vom Dienst). *Redaktion:* Adrian Breda, Robert Hauspurg, Lenne Kaffka, Sabine Schaper, Sebastian Spallek, Regina Steffens, Martin Vornweg-Brückner

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND

BERLIN Alexanderufer 5, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. 030 886688-100; Deutschland, Wissenschaft, Kultur, Gesellschaft Tel. 030 886688-200

DRESDEN Steffen Winter, Wallgäßchen 4, 01097 Dresden, Tel. 0351 26620-0

DÜSSELDORF Frank Dohmen, Lukas Eberle, Fidelius Schmid, Jägerhofstraße 19–20, 40479 Düsseldorf, Tel. 0211 86679-01

FRANKFURT AM MAIN Matthias Bartsch, Tim Bartz, Dr. Felix Bohr, Lisa Duhm, An der Welle 5, 60322 Frankfurt am Main, Tel. 069 9712680

KARLSRUHE Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. 0721 22737

MÜNCHEN Anna Clauß, Dinah Deckstein, Jan Friedmann (Koordination Nachrichten), Martin Hesse, Thomas Schulz, Rosental 10, 80331 München, Tel. 089 4545950

REDAKTIONSVERTRETUNGEN/ KORRESPONDENTENBÜROS AUSLAND

BANGALORE Laura Höflinger

BRÜSSEL Markus Becker (Büroleitung), Ralf Neukirch (Reporter Europapolitik), Michael Sauga (Autor), Rue Le Titien 28, 1000 Brüssel, Tel. +32 2 2306108, rv.bruessel@spiegel.de

HONGKONG Bernhard Zand

KAPSTADT Fritz Schaap, P. O. Box 15107, Vlaeberg 8018, Cape Town, South Africa

LONDON Jörg Schindler

MEXIKO-STADT Jens Glüsing, Tel. +52 55 56630526

MOSKAU Christian Esch, Christina Hebel, Glasowskij Pereulok Haus 7, Office 6, 119002 Moskau, Tel. +7 495 3637623

NAIROBI Heiner Hoffmann, Tel. +254 111 341478

NEW YORK Marc Pitzke, 233 Broadway, Suite 1460, New York, NY 10279, Tel. +1 212 2217583, rv.newyork@spiegel.de

PARIS Britta Sandberg, Tel. +33 158 625120

PEKING Georg Fahrion

ROM Frank Hornig, DER SPIEGEL, c/o Stampa Estera, Via dell'Umiltà 83/C, 00187 Rom

SAN FRANCISCO Guido Mingels, Tel. +1 212 2217583, rv.newyork@spiegel.de

SAO PAULO Nicola Abé

SYDNEY Anna-Lena Abbott, Johannes Korge

TAHITI/FRANZÖSISCH-POLYNESIEN Charlene Optensteinen

TEL AVIV P.O. Box 8387, Tel Aviv-Jaffa 6803466, Israel

WARSCHAU Tel. +48 22 6179295

WASHINGTON Roland Nelles, René Pfister, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20045, Tel. +1 202 3475222

WIEN Walter Mayr

STÄNDIGE FREIE AUTOREN Giorgos Christides, Arno Frank, Jochen-Martin Gutsch, Juan Moreno, Wiebke Ramm, Anja Rützel, Jurek Skrobala

DOKUMENTATION *Leitung:* Cordelia Freiwald, Kurt Jansson; Zahra Akhgar, Dr. Susmita Arp, Lars Böhm, Eva Bräth, Viola Broecker, Dr. Heiko Buschke, Almut Cieschinger, Johannes Eltzschig, Klaus Falkenberg, Catrin Fandja, Janine Große, Imko Haan, Thorsten Hapke, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Bertolt Hunger, Stefanie Jockers, Michael Jürgens, Tobias Kaiser, Renate Kemper-Gussek, Ulrich Klötzer, Ines Köster, Anna Kovac, Mara Küpper, Peter Lakemeier, Julia Lange, Rainer Lübbert, Sonja Maaß, Nadine Markwaldt, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cornelia Moormann, Tobias Mulot, Claudia Niesen, Sandra Öfner, Ulrike Preuß, Axel Rentsch, Thomas Riedel, Friederike Röhreke, Andrea Sauerbier, Marko Scharlow, Mirjam Schlossarek, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Ulla Siegenthaler, Meike Stapf, Tuisko Steinhoff, Dr. Claudia Stodte, Rainer Szimm, Dr. Marc Theodor, Andrea Tholl, Nina Ulrich, Peter Wahle, Dr. Charlotte Weichert, Peter Wetter, Holger Wilkop, Karl-Henning Windelbandt, Anika Zeller, Malte Zeller

NACHRICHTENDIENSTE AFP, AP, dpa, Los Angeles Times/Washington Post, New York Times, Reuters, sid

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

Anzeigen: André Pätzold

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 76 vom 1. Januar 2021
Mediaunterlagen und Tarife: www.spiegel.media

Vertrieb: Christoph Hauschild

Herstellung: Silke Kassuba

Druck: Stark Druck, Pforzheim

MIX Papier FSC FSC® C008208

GESCHÄFTSFÜHRUNG Thomas Hass (Vorsitzender), Stefan Ottlitz

Service

Leserbriefe
SPIEGEL-Verlag, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg
www.spiegel.de/leserbriefe, Fax: 040 3007-2966,
Mail: leserbriefe@spiegel.de. Vorschläge für die Rubrik »Hohlspiegel« nehmen wir auch gern per Mail entgegen: hohlspiegel@spiegel.de

Hinweise für Informanten
Falls Sie dem SPIEGEL vertrauliche Dokumente und Informationen zukommen lassen wollen, stehen Ihnen folgende Wege zur Verfügung: Post: DER SPIEGEL, c/o Investigativ, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg; Telefon: 040 3007-0, Stichwort »Investigativ«; Mail (Kontakt über Website): www.spiegel.de/investigativ. Unter dieser Adresse finden Sie auch eine Anleitung, wie Sie Ihre Informationen oder Dokumente durch eine PGP-Verschlüsselung geschützt an uns richten können. Der dazugehörende Fingerprint lautet: 6177 6456 98CE 38EF 21DE AAAA AD69 75A1 27FF 8ADC

Ombudsstelle
Der SPIEGEL hat für Hinweise zu möglichen Unregelmäßigkeiten in der Berichterstattung eine Anlaufstelle eingerichtet: ombudsstelle@spiegel.de. Sollten Sie als Hinweisgeber dem SPIEGEL gegenüber anonym bleiben wollen, schreiben Sie bitte an den Rechtsanwalt Tilmann Kruse unter hinweisgeber-spiegel@bmz-recht.de

Redaktioneller Leserservice
Telefon: 040 3007-3540 Fax: 040 3007-2966
Mail: leserservice@spiegel.de

Nachdrucke in Medien aller Art
Lizenzen für Texte, Fotos, Grafiken oder Videos
Kontakt, Beratung: www.spiegelgruppe.de/syndication
und Bestellung: syndication@spiegel.de,
Tel.: 040 3007-3540 für Deutschland, Österreich, Schweiz.
Für alle anderen Länder: The New York Times Licensing,
Mail: julie.ho@nytimes.com, Telefon: +1 212 556-5118
ISSN 0038-7452

Nachbestellungen SPIEGEL-Ausgaben der letzten Jahre sowie alle Ausgaben von SPIEGEL GESCHICHTE und SPIEGEL WISSEN sind unter www.amazon.de/spiegel innerhalb Deutschlands nachbestellbar.

Historische Ausgaben Historische Magazine Bonn www.spiegel-antiquariat.de, Telefon: 0228 9296984

Abonnement für Blinde Audioversion:
Deutsche Blindenstudienanstalt e. V., Telefon: 06421 606265;
elektronische Version: Frankfurter Stiftung für Blinde,
Telefon: 069 9551240

Abonnementspreise
Inland: 52 Ausgaben € 275,60, Studenten Inland: 52 Ausgaben € 197,60, Auslandspreise unter www.spiegel.de/auslandsabo, Mengenpreise unter abo.spiegel.de/mengenpreise

Abonnentenservice Persönlich erreichbar
Mo.–Fr. 8.00–19.00 Uhr, Sa. 10.00–18.00 Uhr
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg
Telefon: 040 3007-2700 Fax: 040 3007-3070
Mail: aboservice@spiegel.de

Abonnementsbestellung
bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an: SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg – oder per Fax: 040 3007-3070, www.spiegel.de/abo

Ich bestelle den SPIEGEL
❑ für € 5,30 pro gedruckte Ausgabe
❑ für € 0,70 pro digitale Ausgabe (der Anteil für das E-Paper beträgt € 0,60) zusätzlich zur gedruckten Ausgabe.
Der Bezug ist zur nächsterreichbaren Ausgabe kündbar.
Alle Preise inkl. MwSt. und Versand. Das Angebot gilt nur in Deutschland.
Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort

Mail (notwendig, falls digitaler SPIEGEL erwünscht)

Ich zahle nach Erhalt der Rechnung. Hinweise zu AGB, Datenschutz und Widerrufsrecht finde ich unter www.spiegel.de/agb

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

SP-IMPR, SD-IMPR (Upgrade)

USA: DER SPIEGEL (USPS no 01544520) is published weekly by SPIEGEL VERLAG. Known Office of Publication: Data Media (A division of Cover-All Computer Services Corp.), 2221 Kenmore Avenue, Suite 106, Buffalo, NY 14207-1306. Periodicals postage is paid at Buffalo, NY 14205, Postmaster: Send address changes to DER SPIEGEL, Data Media, P.O. Box 155, Buffalo. NY 14205-0155, e-mail: service@roltek.com, toll free: +1-877-776-5835; Kanada: SUNRISE NEWS, 47 Silver Shadow Path, Toronto, ON, M9C 4Y2, Tel +1 647-219-5205, e-mail: sunriseorders@bell.net

Nachrufe

Public Address

Milva, 81

Stets mit toller Stimmwucht und mitunter großem Gefühl sang sie Songs von Bertolt Brecht, kühnen Partisanen und anderen, nicht immer guten Lieddichtern. Unter dem Namen Maria Ilva Biolcati war sie unweit der Mündung des Flusses Po aufgewachsen, die Mutter arbeitete als Schneiderin, der Vater als Fischhändler. Nach ersten Schallplattenveröffentlichungen holte sie der damals schon berühmte Regisseur Giorgio Strehler in den Sechzigerjahren an das Piccolo Teatro nach Mailand. Für ihre Kunst der stolz auftrumpfenden Leidenschaft, für ihre rote Haarmähne und ihre Stimme wurde Milva bald auch von einem großen deutschsprachigen Publikum verehrt. Ihr Album »Milva canta Brecht« wurde Anfang der Siebziger ein großer Erfolg, der Regisseur Peter Brook holte sie 1984 an sein damaliges Theater nach Paris, der deutsche Filmemacher Wim Wenders zeigte sie 1987 in seinem Welterfolg »Der Himmel über Berlin«. Legendär wurde nicht nur ihre Sangeskunst, sondern auch ihr Beharrungsvermögen. 15-mal trat Milva beim bekanntesten italienischen Schlagerfestival in Sanremo auf – gewonnen hat sie nie. Milva starb am 23. April in Mailand. HÖB

Chester Higgins Jr./ NYT / Redux / laif

Daniel Kaminsky, 42

Seine Mutter hat einmal erzählt, wie ihr Sohn als Elfjähriger so tief in die Computer des Pentagons eingedrungen sei, dass sie einen Anruf bekam: Jemand in ihrem Haus, sagte ein wütender Mann am anderen Ende der Leitung, »fummele gerade in Gebieten rum, wo man besser nicht rumfummelt«. Er drohte, der Familie das Internet abzuschalten. Knapp 20 Jahre später, im Jahr 2008, rettete Kaminsky genau dieses Internet. Da war er bereits Sicherheitsexperte und fand heraus, dass man sich in das Domain Name System (DNS), das Adressbuch des Internets, reinhacken und so die Zugriffe auf Websites umlenken konnte: Wer zum Beispiel dachte, er sei bei seiner Bank, konnte in Wirklichkeit bei Betrügern sein. Auch dank Kaminsky kauft die Welt heute sicher und beruhigt bei Amazon ein. Daniel Kaminsky starb am 23. April in San Francisco an einer Diabetes-Komplikation. OEH

Christa Ludwig, 93

Eine Primadonna war sie nicht, die wohl wichtigste Mezzosopranistin des 20. Jahrhunderts. Denn mörderische Rollen wie Wagners Isolde mied sie klug – nach dem Rat ihrer Mutter, einer erfolgreichen Altistin. Dafür strahlte die geradezu überreiche Stimme der gebürtigen Berlinerin mehr als 40 Jahre lang in vielen großen Partien von Bach und Mozart bis zu Richard Strauss und Späteren. Ein magisch samtiges Timbre, natürliche Dramatik bis zur Dämonie von Wagners Ortrud oder Kundry, dazu ihr verlässlicher Fleiß ohne Allüren machten Christa Ludwig zur Wunschbesetzung großer Dirigen-

bridgeman images

ten wie Karl Böhm und vor allem Herbert von Karajan; auch Leonard Bernstein nannte sie »einfach die Beste«. Ab 1955 an der Wiener Staatsoper engagiert und bald weltweit gastierend, wurde sie in der Opern- und Operettenwelt durch ein großes, stetig erweitertes Repertoire zur Instanz, bezauberte das Publikum indessen ebenso gern mit Liederabenden. Zu ihrem Bühnenabschied gestand sie 1993 dem SPIEGEL: »Ich möchte endlich leben wie eine normale Frau. Fast 50 Jahre lang hab ich immer aufgepasst, dass ich gut bei Stimme war …« Aber auch diese Andeutung mancher Strapazen brachte sie mit einem Lächeln vor, das, wie alles bei ihr, von Herzen kam. Christa Ludwig starb am 24. April in Klosterneuburg bei Wien. SAL

Alber Elbaz, 59

Wenn man in den Jahren nach der Jahrtausendwende die Boutique von Lanvin in Paris betrat, hingen dort Kleider wie aus dem Boudoir einer Dame von Welt: raffinierte Schnitte und Drappierungen aus viel Stoff, gekrönt von großen Schleifen, funkelnden Applikationen oder asymmetrischen Details. Die Mode, die Alber Elbaz für die französische Marke entwarf, war üppig und feminin und knüpfte an die Entwürfe Jeanne Lanvins aus den Zwanziger- und Dreißigerjahren an. Von 2001 bis 2015 war Elbaz Chefdesigner von Lanvin, es waren seine erfolgreichsten Jahre. Als Sohn marokkanisch-jüdischer Eltern wuchs er in der Nähe von Tel Aviv auf; Mitte der Achtzigerjahre ging Elbaz für einen ersten Job in der Modebranche nach New York, gut zehn Jahre später wechselte er nach Paris und begann Ende 1998 bei dem legendären Yves Saint Laurent, der Elbaz die Prêt-à-porter-Kollektion überließ. Der kleine, rund wirkende Mann, der meist mit Fliege auftrat und ausgesucht freundlich war, stand Zeit seines Lebens für Eleganz. Erst im Januar hatte er mit AZ Factory eine neue eigene Linie präsentiert. Alber Elbaz starb am 24. April in Neuilly bei Paris an den Folgen einer Covid-Erkrankung. CLV

Lionel Hahn / Abaca / ddp images

Personalien

Aus dem Homeoffice zur Gala

● In Hausschuhen zur Oscarverleihung? Das hätte noch vor zwei Jahren nicht bloß ein Stirnrunzeln verursacht – aber die Pandemie verändert alles und hinterließ deutlich sichtbare Spuren bei der ohnehin schon ziemlich geschrumpften Oscarverleihung, die am Sonntag aus dem Hauptbahnhof von Los Angeles übertragen wurde. Offenbar haben einige der auserwählten Gäste den Homeoffice-Gedanken inzwischen derart verinnerlicht, dass sie ihn auch für diese Zeremonie der Zeremonien nicht ablegen konnten oder wollten. Der Hip-Hop-Musiker Questlove, der die Verleihung musikalisch grundieren sollte, trug zu seinem Anzug nicht etwa Lackschuhe oder Slipper, sondern schien in goldenen Plastik-Crocs direkt aus dem Homeoffice zur Gala aufgebrochen zu sein. Die Schauspielerin Carey Mulligan kam zwar glamourös in Valentino-Haute-Couture, aber ihr goldfarbener Paillettenrock hielt wohl allein durch seinen Umfang alle Umstehenden auf Social Distance. Auch bei Schauspielerin Angela Bassett sorgten die überdimensionalen Puffärmel ihres roten Alberta-Ferretti-Kleids wohl dafür, dass ihr niemand zu nah kommen konnte. Bei Filmemacherin **Chloé Zhao,** 39, die den Regie-Oscar für »Nomadland« nach Hause trug, schien allerdings eher die Gemütlichkeit der vergangenen Monate präsent. Sie kam in einem beigefarbenen Stehkragenkleid von Hermès – und in weißen Sneakern. EVH

A.M.P.A.S. / AGENCY PEOPLE IMAGE

PWPG / MPI / Capital Pictures / picture alliance

Die Quereinsteigerin

● **Caitlyn Jenner,** 71, früher als Zehnkämpfer unter dem Namen Bruce Jenner weltbekannt, heute Mitglied des nicht weniger berühmten Kardashian-Clans, möchte Gouverneurin von Kalifornien werden. Jenner will für die Republikaner antreten, denen sie sich ihr Leben lang verbunden fühlte. In dem von der Demokratischen Partei dominierten Kalifornien dürfte ein Wahlsieg allerdings schwierig werden. Der letzte Republikaner, dem das gelang, hieß Arnold Schwarzenegger. Der sagte diese Woche in der »Jimmy Kimmel Show«, er traue Jenner, wie er eine Quereinsteigerin aus dem Showbusiness, einen Sieg durchaus zu. Jenner war in der Schwarzenegger-Regierung sogar mal eine Zeit lang für Sport zuständig. Als noch größere Parallele drängt sich allerdings die zu Donald Trump auf. Wie dieser ist Jenner Star einer Realityshow. Durch die Serie »Keeping Up with the Kardashians« ist die Geschichte von Caitlyn Jenner und ihrer Geschlechtsumwandlung in fast jedes amerikanische Wohnzimmer gelangt. Jenner hatte Trump bis 2018 unterstützt, sich allerdings von ihm wegen seiner transgenderfeindlichen Gesetze abgewandt. Trotzdem finden sich in ihrem Wahlkampfteam nun einige ehemalige Trump-Berater. Und wie reagieren die Kardashians? Sie sind sich offenbar erstmals einig – in ihrem Entsetzen über die Vorstellung einer Gouverneurin Jenner. OEH

Im Westen was Neues

● Sein Drama »Jack« wurde 2015 mit dem Deutschen Filmpreis in Silber ausgezeichnet. Nach mehreren internationalen Serienprojekten (»Patrick Melrose«) beschäftigt sich der Regisseur **Edward Berger,** 50, nun wieder mit einem sehr deutschen Stoff: Er dreht noch bis Ende Mai in Prag und Umgebung die Verfilmung von Erich Maria Remarques Antikriegsroman »Im Westen nichts Neues«. Eine amerikanische Filmversion wurde 1933 von den Nazis verboten, Berger leitet nun für Netflix die erste deutsche Produktion. Gerade

Sven Simon / ullstein bild

der kulturelle Blickwinkel sei ihm dabei wichtig, sagte er dem SPIEGEL bei einem Videotelefonat. »Wir können die Geschichte nun aus einem gesellschaftlichen Verständnis heraus erzählen, das ganz spezifisch deutsch ist und die Schuld annimmt, die mit der Erinnerung auch an den Ersten Weltkrieg verbunden ist.« Relevant sei der Roman durch seine Wucht und Unmittelbarkeit auch heute noch. »Was Remarque erzählt, ist drastisch, emotional, ein Augenöffner für die Hölle des Krieges und die menschliche Natur.« Seine Kamera solle der Hauptfigur Paul Bäumer im Nacken sitzen und den Zuschauer die Kälte im Schützengraben, den Schlamm und das langsame Absterben von Gefühl spüren lassen. Und wie funktioniert ein Filmdreh unter Coronabedingungen? »Die Auflagen sind streng«, sagt Berger. »Niemand darf das Set ohne PCR-Test betreten, alle tragen 14 Stunden am Tag Masken. Ich selber lasse seit fünf Monaten niemanden an mich heran, nach Drehschluss bleibe ich allein in meinem Hotelzimmer. Ich möchte nicht krank werden und die Dreharbeiten zum Stillstand bringen.« KAE

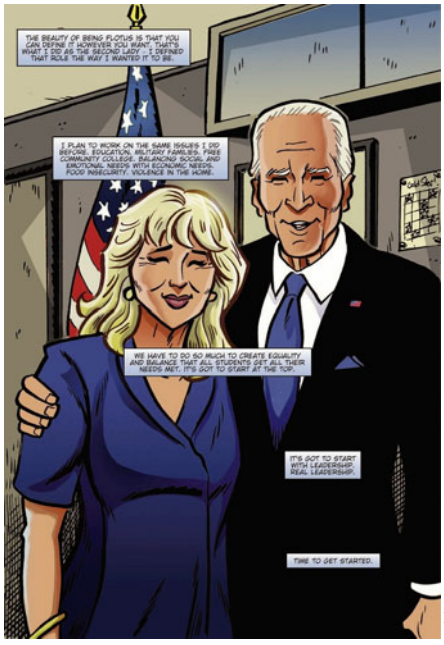
Allen J. Schaben / LA Times via Getty Images

Gefallener Starbiograf

● Der US-Verlag W. W. Norton hat noch im Monat ihres Erscheinens die lang erwartete Biografie des Schriftstellers Philip Roth vom Markt genommen. Der Grund sind Vorwürfe sexueller Belästigung und Vergewaltigung gegen den Verfasser **Blake Bailey,** 57. Wäre es nicht so traurig, könnte dies die zynische finale Pointe in der Causa Roth und die Frauen sein: Obwohl sicherlich einer der größten Erzähler des späten 20. Jahrhunderts, sah ja auch Roth sich immer wieder dem Vorwurf der Misogynie ausgesetzt. Zu oft handelte vor allem sein Spätwerk von älteren erfolgreichen Männern und ihren deutlich jüngeren Objekten der Lust. Eine solch verkürzte Charakterisierung wird Roths Literatur nicht gerecht, trotzdem litt der Autor, der 2018 mit 85 Jahren starb, wohl unter ihr. Roth suchte deswegen lange nach einem Biografen. Nachdem er zwei angeheuert und wieder gefeuert hatte, fand er schließlich den ehemaligen Lehrer Bailey, der sich mit süffigen Biografien über trunkene und promiske Schreiber wie Richard Yates und John Cheever einen Namen gemacht hatte. Acht Jahre lang schrieb Bailey, Anfang April erschien die 900-Seiten-Biografie in den USA, es gab begeisterte Besprechungen, sie stieg in die Bestsellerliste ein. Dann aber meldeten sich ehemalige Schülerinnen, die von sexuell unangemessenem Verhalten Baileys vor über 20 Jahren berichteten, schließlich zwei Frauen, die Vergewaltigungen schilderten, zuletzt 2015. Schlimme Vorwürfe, die Bailey alle bestreitet. Die Situation ist zugleich ein Jammer für jeden, der diese herausragende Biografie nun nicht lesen kann. OEH

Comic-Helden Jill und Joe

● Amerika bekommt nicht genug von dem neuen First Couple. Nachdem **Jill,** 69, und **Joe Biden,** 78, vor Kurzem schon mit jeweils einem eigenen Comic geehrt wurden, kommt nun die Graphic Novel über die beiden als Paar: »First Family: The Bidens« wird im Oktober bei TidalWave Productions erscheinen und erzählt, wie einer der jüngsten Senatoren des Landes, begleitet von seiner Frau, zum 46. Präsidenten der USA aufsteigt – und auf dem Weg dahin, wie wir wissen, einige Schicksalsschläge durchleidet: Seine erste Frau und seine Tochter starben bei einem Autounfall 1972, sein Sohn Beau erlag 2015 einem Hirntumor. Er habe viel daraus lernen können, dass Biden mit der Erkrankung seines Sohnes so offensiv umgegangen sei, erzählte Comic-Verleger Darren G. Davis kürzlich. Sein Bruder sei von der gleichen Krankheit betroffen. Dass Biden in der Öffentlichkeit darüber gesprochen habe, helfe ihm. Wer also ein lustiges Taschenbuch erwartet, dürfte von diesem Comic eher enttäuscht werden. Allerdings kann man sich auf ein Happy End freuen, wie auf dem bereits enthüllten Cover des neuen Buches zu sehen ist: Es zeigt das lächelnde Präsidentenehepaar vor dem Weißen Haus, im Hintergrund explodierende Feuerwerkskörper über Washington D. C. Dass die Bidens als Comic-Helden eine gute Figur machen, weiß man aus den früheren Büchern. In »Political Power: President Joe Biden« und »Female Force: Jill Biden« sieht man die beiden mit spitzem Kinn und ziemlich pointierten Wangenknochen. EVH



TidalWaveComics

»Gut, dass wenigstens die Grünen erkannt haben, dass es nicht mehr zwingend eines Platzhirschs bedarf bei der Frage der Kanzlerinnenkandidatur (Männer sind hier mitgemeint).«

Gisela Graf, Magdeburg

Die Frau mit den Phrasen

Nr. 17/2021 Die Frau für alle Fälle. Annalena Baerbock: wer sie ist und warum keiner mehr an ihr vorbeikommt

Chapeau Ihrem Fotografen! Frau Baerbock lächelt mir so glaubwürdig überzeugt von ihrer Tatkraft und mit einer so imposanten körperlichen und geistigen Frische zu, dass ich sie sofort zur Bundeskanzlerin küren würde!
Rüdiger Reupke, Isenbüttel (Nieders.)

Bei Ihrem Titelbild fehlt mir bei Frau Baerbock nur noch der Heiligenschein. Wenn man das Titelbild und den Aufmacher mit der Fotomontage von Laschet und Söder aus Heft 16 vergleicht, dann muss man dem SPIEGEL journalistische Objektivität leider gänzlich absprechen.
Dr. Sven Ackermann, Eppertshausen (Hessen)

Vielen Dank für diesen Artikel. Hinter jeden Satz hätte ich ohne Weiteres ein Ausrufezeichen setzen können. Dass Frau Baerbock keinerlei Regierungserfahrung hat, finde ich in diesem Fall sehr erfrischend – haben doch unsere ach so erfahrenen Politiker in den letzten Jahren konsequent an den Bedürfnissen der Menschen und des Landes vorbeiregiert.
Annika Stephan, Kandern (Bad.-Württ.)

Annalena Baerbock, die Frau für alle Fälle? Eher die Frau mit den Phrasen! Jeder konkreten Frage geschickt auszuweichen, das funktioniert nicht auf Dauer. Teure Wahlversprechen, aber verschweigen, wer das bezahlen soll? Zwei schwache Kandidaten der Altparteien sind nicht die Garantie für eine weitere Kanzlerin. Und ist der Hype erst einmal vorbei, verglüht ein Stern am (grünen) Horizont.
Knut Kriegsmann, Ulm

Für Annalena Baerbock gleicht die Wahl zur Kanzlerkandidatin einem Sprung ins kalte Wasser. Aber ein Sprung ins kalte Wasser kann auch für eine geübte Trampolinspringerin nass und kalt werden.
Mia Herber, Wadgassen (Saarland)

Was mich bei der Präsentation aller Kandidat*innen stört, ist der apodiktisch zur Schau gestellte Wille zur Macht. Wo bleibt da noch Platz für Selbstzweifel: Kann ich das (besser als andere)? Verliere ich meine Identität? Lasse ich mich zu sehr verbiegen? Wo bleibt mein Privatleben bei so viel Fremdbestimmung?
Dr. Volker Brand, Bad Oeynhausen (NRW)

»Die Frau für alle Fälle« – was für eine Altherren-Headline!
Erich Sommer, Bremen

Ich gönne Frau Baerbock die Nominierung zur Kanzlerkandidatin der Grünen von Herzen. Ich denke aber, dass es noch etwas

Kay Nietfeld / dpa

Grüne Kanzlerkandidatin Baerbock

zu früh ist für sie, und fürchte, dass sich der Großteil der Wähler den etwas seriöser und erfahrener wirkenden Habeck für diese Position gewünscht hätte.
Ullrich Herzau, Berlin

Eine hinreichend gute Analyse der drei Kandidat*innen! Mir kommen die außenpolitischen Aspekte und Ansichten der drei Parteien und deren Protagonisten allerdings zu kurz.
Harald Neuschäfer, Feldkirchen-Westerham (Bayern)

Sie stellen der grünen Kanzlerkandidatin Baerbock zwei Juristen gegenüber und meinen Scholz und Laschet. Laschet ist aber überhaupt kein (Voll-)Jurist, er hat nur das erste Staatsexamen. Sie bezeichnen ja wohl auch niemanden als Arzt, der nur sein Physikum hat.
Uwe Krüger, Bochum

Es wäre journalistisch angemessen, wenn sich der SPIEGEL nicht über die Auswahl von Bildern in den Wahlkampf einmischen würde. Auf der einen Seite eine jüngere und permanent zauberhaft strahlende Grünenpolitikerin und auf der anderen Seite meist verkniffen aussehende CDU- und SPD-Politiker. Sie sind zwar gern verkniffen, aber es finden sich bestimmt auch Bilder mit einem freundlichen Lächeln.
Jan Thümmler, Berlin

Erbärmliche Schlammschlacht

Nr. 16/2021 Leitartikel: Söders ruchloses Spiel mit dem Populismus

Der Leitartikel reduziert den Blick auf das taktische Verhalten des bayerischen Ministerpräsidenten Söder, dem er demokratiegefährdenden »Populismus« vorwirft – was immer dieser arg diffuse Begriff bedeuten mag, der in letzter Zeit stets zur Diffamierung Andersdenkender griffbereit liegt. Söder habe an den Parteigremien vorbei an die Parteibasis appelliert und damit die repräsentative Demokratie gefährdet und infrage gestellt. Damit versteigt sich der Autor freilich und gerät in Bergnot. Schließlich ist es weder überraschend noch unzulässig, dass ein Bewerber auf seine Beliebtheit verweist.
Friedrich Wolf, Essen

Spannend mag der erbittert und tatsächlich samt verletzenden Schmutzereien geführte Zweikampf der CDU/CSU um die Kanzlerkandidatur wirken; einer soliden Demokratie würdig ist eine solche erbärmliche Schlammschlacht jedoch nicht.
Dr. Fred Maurer, Mannheim

Old-Boys-Netzwerk?

Nr. 16/2021 Die merkwürdige Karriere der Büroleiterin von Außenminister Heiko Maas

Dass eine Frau in Führungsposition aufgrund von Hörensagen als naiv, unbeholfen und ungeschickt beschrieben wird, ist nicht nachvollziehbar. Es zeigt: Der Weg zur Gleichstellung ist noch lang! Der Artikel bildet fast klischeehaft die Vorurteile ab, mit denen weibliche Führungskräfte im Allgemeinen regelmäßig zu kämpfen haben – es fehlen nur noch die Adjektive aggressiv, emotional und hysterisch. Er bedient ein schädliches und falsches Narrativ, dass vermeintlich unqualifizierte Frauen nur aufgrund ihres Geschlechts und der gönnerhaften Beförderung durch einflussreiche Männer die Aufstiegschancen ihrer männlichen Kollegen kaputtmachen.
Elisa Hörhager, Berlin

Ich finde es schade, dass im Jahr 2021, in dem wir alle über Innovationsgeist, Chancen und Aufbruchsstimmung sprechen und auch der SPIEGEL ja oft beklagt, dass diese Faktoren in der Wirtschaft wie in der Politik fehlen, eine Frau so angefeindet wird,

weil anonyme Diplomaten bei ihr den Stallgeruch vermissen. Haben Seiteneinsteiger keine Chance, sondern nur Personen aus dem Old-Boys-Netzwerk? Der Artikel versucht einen kleinen Skandal herbeizubeschwören, aber wenn man ihn liest, fragt man sich, was Frau Stasch nun eigentlich konkret vorzuwerfen ist.

Stefanie Karkheck, Wohltorf (Schl.-Holst.)

Werden Sie, nachdem Frau Stasch an den Pranger gestellt wurde, demnächst auch über andere Seiteneinsteiger berichten, die in ihren mausgrauen Anzügen mit Botschafterposten belohnt wurden? Auch dort hat es sicher mal Diplomat*innen gegeben, die ihre »Backen aufgeblasen haben« oder Äußerungen als »naiv« empfanden. Auch irgendein politischer Konkurrent wird sich sicher finden lassen für ein kritisches Zitat. Wie Sie in Ihrem Artikel über Frau Stasch feststellen, ist das »alles formal nicht zu beanstanden«. Grundsätzlich sind aber in der Tat die fehlende Diplomatenausbildung politischer Seiteneinsteiger und einige »Operationen Abendsonne« sehr zu bedauern – hier lassen sich genügend Beispiele aller Koalitionsparteien der letzten 25 Jahre finden. Das wäre als grundsätzliches Problem sicher ein gewinnenderes Thema für eine breite Öffentlichkeit. Auch haben Sie »einen gewissen Dünkel« im Auswärtigen Amt ausgemacht, den es in gewissen Kreisen leider tatsächlich gibt, den ich aber als Pauschalvorwurf gegen unsere über 12 000 Beschäftigten als völlig unangemessen zurückweise! Vielmehr frage ich mich, ob Sie sich nicht (ungewollt) von einigen karrierefixierten (Männer-)Zirkeln haben instrumentalisieren lassen. Beteiligen Sie sich womöglich am Vermarkten von Indiskretionen, die tatsächlich nur kleinen elitären Machtnetzwerken dienen?

Bernd von Jutrczenka / dpa

Büroleiterin Stasch, Minister Maas

Mirko Kruppa, Personalratsvorsitzender Auswärtiges Amt und Bundesamt für Auswärtige Angelegenheiten, Berlin

DER SPIEGEL Für die Recherche wurden viele Gespräche mit Frauen und Männern im Auswärtigen Amt geführt, von der Referenten- bis hoch in die Leitungsebene. Mit Namen wollte sich wegen möglicher dienstrechtlicher Konsequenzen keiner zitieren lassen, aber die Kritik an der Amtsführung des Außenministers und seiner engsten Mitarbeiterin wurde von vielen formuliert und ist daher auch für die Berichterstattung relevant. Natürlich ist der geringe Frauenanteil im Auswärtigen Amt ein Missstand, den Heiko Maas zu Recht bekämpft. Aber das kann nicht bedeuten, dass man über substanzielle Kritik an seiner engsten Mitarbeiterin nicht schreiben darf.

Christoph Schult, Redakteur im Hauptstadtbüro

Angriff auf den Rechtsstaat

Nr. 16/2021 Wie Gegner der Coronamaßnahmen es schafften, die Maskenpflicht für einige Schüler auszuhebeln

Ich bin 70 Jahre alt und habe als »Wessi« in Ostdeutschland das Verwaltungsgericht in Gera mit aufgebaut. Sie hätten in Ihrem Artikel deutlich machen müssen, dass zur Abwendung einer hoheitlichen Maßnahme des Staates nicht die Amtsgerichte, insbesondere nicht die Familiengerichte, sondern ausschließlich die Verwaltungsgerichte berufen sind. Die Kollegen hätten also die Anträge und Klagen verweisen müssen.

Martin Zundel, Vizepräsident des Verwaltungsgerichts Gera a. D., Bürgel (Thür.)

Erschütternd ist, dass es neben einigen Ärzten und Wissenschaftlern offenbar auch noch Juristen gibt, die sich dem Gaga von Coronaleugnern und angeblichen Querdenkern hingeben. Da kann uns wirklich nur der Verfassungsschutz helfen.

Prof. Dr. Arne Willner, Bochum

Unter aktiver und konspirativer Mitwirkung von Richter*innen und mit abstruser Rechtsauslegung erlassen Familiengerichte zur Coronapandemie Allgemeinverfügungen, für die nur die zur Kontrolle hoheitlichen Handelns berufenen Verwaltungsgerichte und das Bundesverfassungsgericht zuständig sind. Das ist ein »Querdenker«-Angriff auf den Rechtsstaat mit seiner verfassungsmäßigen Aufgabenverteilung, das akademische Pendant zum Versuch der Erstürmung des Parlaments durch den »Querdenker«-Mob auf der Straße.

Gregor Fischer / dpa

Schülerinnen mit Mund-Nasen-Schutz

Ulrich Stein, Dortmund

Ach so schlimmes Ausgehverbot

Nr. 16/2021 Die Gegendarstellung: Legal, illegal, piepegal

Der Blick in andere Länder zeigt, wie effektiv »Ausgangssperren« sein können. Auch namhafte Virologen sagen dies. Anstatt ständig über die Grundrechtseinschränkungen zu lamentieren und über die »Rechte« zu philosophieren, sollten mehr die »Pflichten« der EU-Bürger in den Fokus genommen werden. Es sind allein in Deutschland bis heute mehr als 80 000 Menschen gestorben. Es ist einfach nur beschämend, das Bild, das Deutsche abgeben – mitten in der dritten Welle der Pandemie.

Monika Happle, Bensheim (Hessen)

Den Jogger oder den einsamen Raucher als Beispiel für Menschen zu bemühen, die darunter leiden, das Haus nach 21 Uhr nicht mehr verlassen zu dürfen, halte ich angesichts der dramatischen Situation für eine wenig hilfreiche Rosinenpickerei, die nicht zu einer Versachlichung der Diskussion beiträgt.

Hartmut Krupp, Erftstadt (NRW)

Nicht die mehr als 80 000 toten Mitbürger sind das Thema des Artikels, sondern das ach so schlimme Ausgehverbot. Ich ginge sofort für ein Jahr in den Lockdown, wenn ich damit ein Menschenleben retten oder verhindern könnte, dass jemand unter den Langzeitfolgen einer Covid-Erkrankung leidet. Wir alle haben eine Katastrophe zu bewältigen und schaffen das nur zusammen.

Juergen Bukies, Hannover

Korrekturen

zu Heft 15/2021, Seite 130: Hohlspiegel
Die Formulierung »Immer wieder wurde die Gegend von Raubgräbern heimgesucht« aus dem »Stern« wurde fälschlicherweise in der Rubrik zitiert. »Raubgräber« ist eine fachsprachlich korrekte Bezeichnung.

zu Heft 16/2021, Seite 39: Dame auf B9
Im Artikel ist von einem Gastbeitrag zum 20. Jahrestag des Mauerfalls die Rede. Tatsächlich handelte es sich jedoch um einen Gastbeitrag zum 30. Jahrestag des Mauerfalls.

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe **(leserbriefe@spiegel.de)** gekürzt sowie digital zu veröffentlichen und unter **www.spiegel.de** zu archivieren.

Von Zeit Online:
»Bis 2030 sollen die Treibhausgase der EU um 55 Prozent unter den Wert von 1990 gesenkt werden. Die EU will damit einen wichtigen Beitrag zur Erderwärmung leisten.«

Aus der »Siegener Zeitung«

Aus dem »Mannheimer Morgen«:
»Bei den Bürgermeisterwahlen ist die Einführung einer Stichwahl im zweiten Durchgang geplant, für die nur noch die beiden Besen des ersten Wahlgangs zugelassen sind.«

Schild in der Nähe von Lichtenstein (Bad.-Württ.)

Aus der »Münsterländischen Volkszeitung«: »Benutzte Taschentücher, Küchenpapier und Servietten gehören in die Blaue Tonne – jedoch nicht, wenn sie benutzt worden sind.«

Otis (kl. Dackel) su. mit seinen Eltern (26+27) langfr. 3-4-Zi.-Whg. ab 85m² m. Blk bis 1.600€ WM in MUC. Mehr Infos in der Online-Anzeige [redacted]

Anzeige in der »Süddeutschen Zeitung«

Aus den »Badischen Neuesten Nachrichten«: »Auf einer Patrouille entdeckten Nationalpark-Ranger am Samstag drei Wilderer, die mutmaßlich auf der Jagd nach Nashörnern waren. Die Männer flüchteten und liefen geradewegs in die brütende Elefantenherde.«

Aus einer Anzeige bei Google

Harvard Business manager

Das Wissen der Besten

Jetzt neu im Handel

Narzissmus
Je höher die Position, desto größer das Ego. Wie Unternehmen sich vor Narzissten schützen.

Weitere Themen:

Gekündigt
Was Sie in den ersten Tagen nach dem Schock tun müssen

Machtfrage
Vordenker Roger Martin fordert das Ende der AG

Künstliche Intelligenz
Wie lassen sich autonome Autos und Maschinen bändigen?

manager-Nachrichten
Jetzt App downloaden

harvardbusinessmanager.de

Zitate

Die »Süddeutsche Zeitung« zum SPIEGEL*-Interview mit den Verteidigern des wegen – einer von ihm bestrittenen – Vergewaltigung angeklagten Regisseurs Dieter Wedel (»Was ist eine Frau bereit zu tun, um eine begehrte Rolle zu bekommen?«, Nr. 15/2021):*

Was wohl als kluger Schachzug gedacht war, um die Glaubwürdigkeit der Belastungszeugin noch vor Prozessbeginn infrage zu stellen, wurde zum Bumerang … Keine zehn Tage danach haben sich mehr als 500 Schauspielerinnen und Schauspieler, Regisseurinnen und Dokumentarfilmer, von Bibiana Beglau bis Maren Kroymann, zusammengefunden, um den Verteidigern von Dieter Wedel etwas entgegenzuhalten: dass sie frauenfeindliche Vorurteile verbreiteten, dass sie Frauen unterstellten, sich »planlos in gefährliche Situationen« zu stürzen, nur weil die das Hotelzimmer eines Regisseurs betreten … Man könnte das Interview und seine Folgen als größten anzunehmenden Unfall auf dem Feld der Litigation-PR bezeichnen – der möglichst geschickten Beeinflussung von Öffentlichkeit und Gericht vor einem Strafverfahren.

Rekordschwimmerin Sarah Köhler in der »Westdeutschen Allgemeinen Zeitung« zum SPIEGEL*-Bericht über Vorwürfe sexualisierter Gewalt gegen den – mittlerweile zurückgetretenen – Schwimm-Bundestrainer Stefan Lurz, der die Vorwürfe bestreitet (»Mach mich schnell geil«, Nr. 8/2021):*

Aber gerade, was die Vorfälle vom Februar und den großen SPIEGEL-Artikel angeht – das sollte man nicht einfach wegschieben. Darüber wird sich inzwischen jeder Gedanken gemacht haben – auch mehr als über das Politische. Und für Themen wie Machtmissbrauch und sexualisierte Gewalt muss auch in Zukunft jeder sensibilisiert werden.

Die »Welt am Sonntag« zur TV-Kritik (»Ein Interview wie ein Stierkampf«, SPIEGEL.de *am 31. März):*

Dann wandte sich Lanz dem Gedemütigten zu und spendete einen Zipfel Trost: »Wir beide, Herr Laschet, kennen uns lange und gut genug, wir schauen uns dabei tief in die Augen: Das war kein Zufall« Der SPIEGEL attestierte dem Interviewer daraufhin, er habe sein Opfer mit »gezielten Lanzismen« in Sicherheit gewiegt und ihn danach zur Strecke gebracht wie ein Matador ein »orientierungsloses Rindvieh«. Das war ein wenig boshaft formuliert, aber so ganz falsch nicht.

Jetzt den SPIEGEL testen und Prämie sichern

6× DER SPIEGEL für nur €23,90 + Wunschprämie

10 € DriversChoice-Gutschein
Der Tankgutschein ist deutschlandweit bei über 8500 Tankstellen gültig.

10 € Amazon.de Gutschein
Für Bücher, CDs, DVDs, Spiele, Technikartikel und vieles mehr.

Einfach jetzt anfordern: abo.spiegel.de/6x

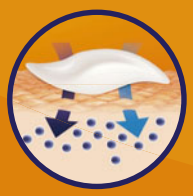
oder telefonisch unter 040 3007-2700 (Bitte Aktionsnummer angeben: SP21-026)

Es ist mehr als ein Schmerzgel

Es ist die Freude auf jeden neuen Schritt

Vertrauen Sie dem Original!

Bewegung begleitet unseren Alltag. Egal, ob wir uns sportlich betätigen, verreisen oder etwas völlig Neues ausprobieren. Wenn Schmerzen auftreten, kann es sein, dass plötzlich ein Teil unserer schönsten Erlebnisse wegfällt. Voltaren unterstützt jedes Jahr Millionen von Menschen dabei, wieder Freude an Bewegung zu empfinden. Dank Ihrem Vertrauen ist Voltaren Schmerzgel forte die Nummer 1* unter den Schmerzgelen in Deutschland.



Klinisch nachgewiesen: Geht tief ins Gelenk

Voltaren Schmerzgel forte ist das einzige Gel mit **2% Diclofenac,** bei dem klinisch nachgewiesen wurde, dass es tief ins Gelenk eindringt. Der hochpotente Wirkstoff reichert sich im entzündeten Gewebe an und **lindert Schmerzen** direkt da, wo sie entstehen.

Bis zu 12 Stunden Schmerzlinderung

Voltaren Schmerzgel forte sorgt für **langanhaltende Schmerzlinderung.** Einmal morgens und abends aufgetragen, wirkt es **Tag und Nacht.** So können Sie den Tag trotz Beschwerden aktiv erleben.

Leicht zu öffnen dank Klickverschluss

Dank seinem **innovativen Klickverschluss** lässt sich Voltaren Schmerzgel forte leicht öffnen – ohne Drehen und Schrauben. Dadurch ist es **einfach anzuwenden,** auch von Menschen mit eingeschränkter Fingerfertigkeit.

Voltaren Schmerzgel forte kann auch Ihnen helfen, den Schmerz zu bekämpfen. Überzeugen Sie sich selbst und erleben Sie wieder Freude an Bewegung!

*IMS OTC® Report Apotheke / IMS® GesundheitsMittelStudie (GMS) Apotheke: MAT 05/2020.

Voltaren Schmerzgel forte 23,2 mg/g Gel Wirkstoff: Diclofenac-N-Ethylethanamin. **Anwendungsgebiete:** Erwachsene und Jugendliche über 14 Jahren: Zur lokalen, symptomatischen Behandlung von Schmerzen bei akuten Prellungen, Zerrungen oder Verstauchungen infolge eines stumpfen Traumas, z. B. Sport- und Unfallverletzungen. Bei Jugendlichen über 14 Jahren ist das Arzneimittel zur Kurzzeitbehandlung vorgesehen. **Warnhinweis:** Enthält Propylenglycol, Butylhydroxytoluol und ein eukalyptushaltiges Parfum. **Apothekenpflichtig.** Stand: 11/2018 PM-DE-VOLT-21-00066

Zu Risiken und Nebenwirkungen lesen Sie die Packungsbeilage und fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker.